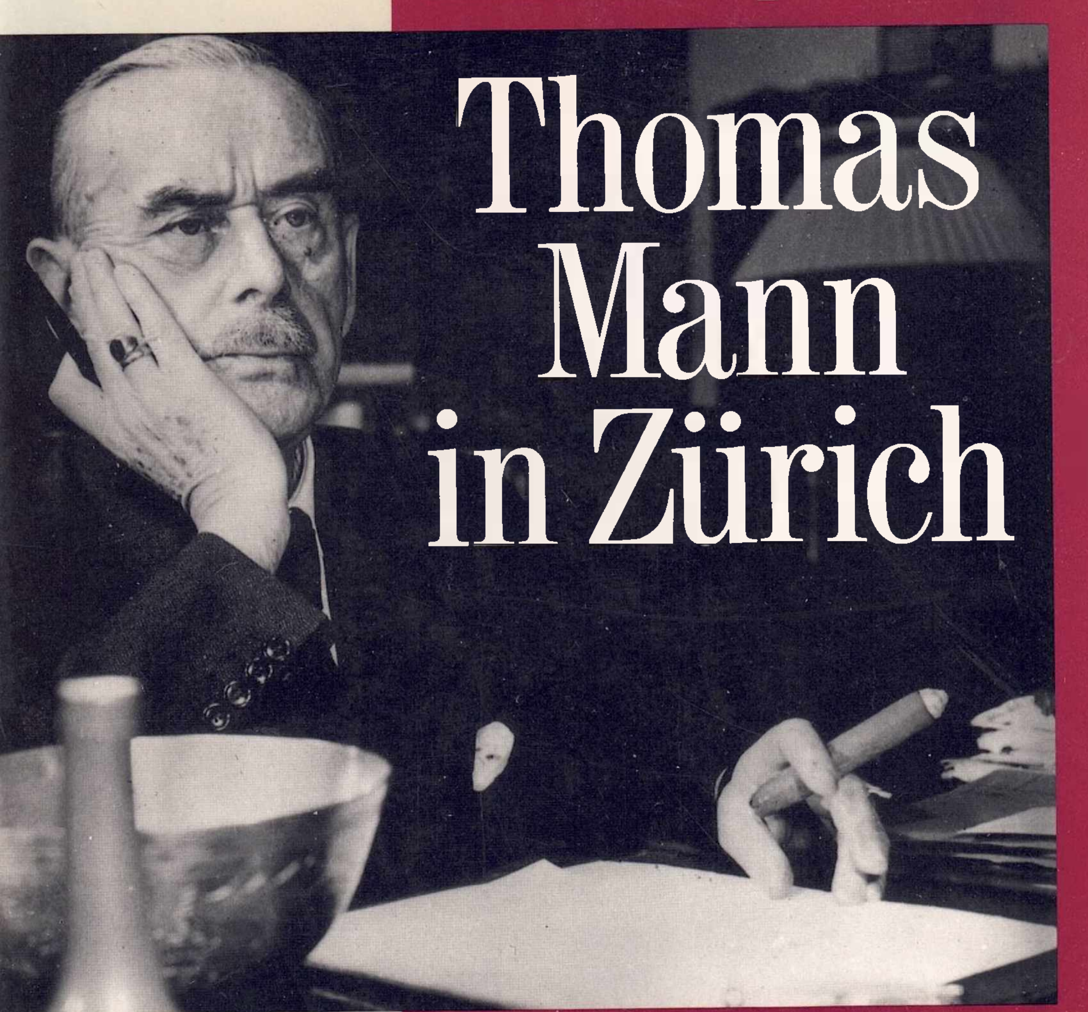
Thomas Sprecher



Thomas Mann in Zürich

VERLAG NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

Nach Zürich hat Thomas Mann schon die Hochzeitsreise 1905 geführt; hier ist er, ein halbes Jahrhundert später, gestorben. Dies sind die Eckpunkte einer langen Beziehung, die vor allem ab 1933 eng und herzlich wurde, als der aus München vertriebene Lübecker Zürich zu seiner Exilheimat wählte. Bis 1938 wohnte er mit seiner Familie in Küsnacht. 1952 liess er sich in Erlenbach, 1954 in Kilchberg nieder. Wie nahm Zürich den weltberühmten Nobelpreisträger auf? Wie erlebte er die Jahre vor dem Krieg, wie jene danach? Wie nahm sich das Leben in dieser Stadt – und in den jeweiligen Gemeinden –, wie sein Alltag aus? Diese Darstellung, welche für die in ihr behandelten Epochen eine biographische Lücke schliesst, versucht Antwort darauf zu geben. Sie profitiert hierbei von einer guten Quellenlage: nicht nur, dass ab 1933 die Tagebücher Thomas Manns vorliegen und Genauigkeit auch im Detail ermöglichen; es konnten auch eine ganze Reihe von Zeitgenossen des Schriftstellers befragt werden.

ANTWORTEN

Die Literatur der deutschsprachigen Schweiz in den achtziger Jahren

Herausgegeben von Beatrice von Matt

Das Feuilleton der NZZ ist der Ort, wo die deutschsprachige Literatur der Schweiz am umfassendsten zur Kenntnis genommen, vorgestellt und kritisch diskutiert wird. Der vorliegende Band dokumentiert dieses vielstimmige Literaturgespräch, wie es sich zu den wichtigsten Büchern des Jahrzehnts abgespielt hat, und rückt auch bedeutende Autorinnen und Autoren porträtierend ins Licht. Die achtziger Jahre erweisen sich in der Überschau als eine Zeit, in der markante Talente auftauchen und bekannte Stimmen zu neuen Tönen finden. Einem differenzierten, sensibleren Erzählen entspricht auch eine verfeinerte, unvoreingenommenere Empfänglichkeit für die Probleme der Gegenwart. Die vorliegenden «Antworten» bieten für ganz unterschiedliche Interessen Übersicht, Orientierung und vielfältige Leseanregung.



Thomas Sprecher (1957), Dr. phil. I et lic. iur., Rechtsanwalt, studierte in Zürich und Berlin Germanistik und Philosophie, anschliessend Rechtswissenschaft. Er dissertierte 1985 über «Felix Krull und Goethe». 1985–1988 Assistent für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. Seit 1989 als Jurist tätig.

VERLAG NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

Umschlagbild:
Thomas Mann in Erlenbach, 1953

Autor und Verlag danken folgenden Personen und Institutionen für ihre Unterstützung

Kurt Bösch, Zollikon
Gemeinde Erlenbach
Gemeinde Kilchberg
Gemeinde Küsnacht
Erbengemeinschaft Monika Lanyi-Mann, Zürich
Professor Dr. Golo Mann, Kilchberg
Präsidialabteilung der Stadt Zürich
Dr. Ernst Walder, Kilchberg

ISBN 3 85823 377 3
Printed in Switzerland

Inhaltsverzeichnis

Beziehungen zu Zürich bis 1933

Erste Berührungen

Gründlich vergangen sind die Tage, in denen Thomas Mann zum erstenmal seinen Fuss in die Schweiz gesetzt hat, und vieles aus der Zeit um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert und darüber hinaus wird nie mehr ganz aufzuhellen und in Erfahrung zu bringen sein.[1] Wir wissen wenig mehr, als dass sich der Zwanzigjährige, wie er an Otto Grautoff schrieb, im Frühling 1895 damit befasste, für ein Semester nach Lausanne zu ziehen. Dies vielleicht, um Französisch zu lernen und den Zerstreuungen in München zu entgehen, und vielleicht auch, weil schon sein Bruder Heinrich ein halbes Jahr, von Oktober 1892 bis April 1893, französischen Studien in Lausanne obgelegen hatte. Lausanne, dessen Akademie 1890 zur Universität umgewandelt worden war, bildete damals eine Hochburg deutscher Studenten; im Ruf einer «Modefakultät» stand insbesondere jene der Rechtswissenschaften, der zugutekam, dass die deutsche Studienordnung drei ausländische Semester anrechnete. Es handelte sich aber bei dem Gasthörer an der Technischen Hochschule München, der sich in den verschiedensten Fächern umtat, wohl weniger um feste Pläne als um eine kleine Renommisterei vor dem Jugendfreund, die ohne Folge und Verwirklichung blieb. Erst ein Jahr darauf, in der zweiten Oktoberwoche 1896, scheint Thomas Mann, im Zuge einer Italienreise, nach Zürich gekommen zu sein, «wo einen Tag Station gemacht werden muss, weil mein Bruder dort geschäftlich zu thun hat» (27.9.1896 an O. Grautoff).

Die Hochzeitsreise im «Baur au Lac»

Zweifelsfrei belegt hingegen ist die Reise vom Februar 1905: die Hochzeitsreise nach Zürich, wo Thomas Mann seine Angetraute Katia ins «Baur au Lac» führte. Beides, das Verheiratetsein wie das Leben im *Grand Hotel*, hatte sein Traumhaftes. Der Dichter wunderte sich, «was ich da im wirklichen Leben angerichtet» hatte (18.2.05 an Heinrich Mann), und übte und gefiel sich darin, von «meiner Frau» zu sprechen. Erst nach mehreren Tagen fand er die ruhige Minute, Heinrich davon zu berichten, wie er «mit Katja auf grösstem Fusse lebe, mit 'Lunch' und 'Diner' und abends Smoking und Livree-Kellnern, die vor einem her laufen und die Thüren oeffnen ...» (18.2.05 an Heinrich Mann).

Das «Baur au Lac» war nicht das erste Luxushotel, mit dem Thomas Mann in Berührung kam. Schon im Oktober 1903 hatte er das «Parkhotel Düsseldorf» kennengelernt und sich im Hinblick auf die *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* notiert[2]: «Als Anfänger fühlt er sich in den grossen Hotels wie im Märchen. Spielt Tischlein deck dich. Experimentiert wie der Schuster als Prinz fortwährend mit Befehlen und ist neugierig, was erfolgen wird.» Befehle würden in etwas geneigter Haltung, ernst, mit hochgezogenen Brauen und einem ganz gedämpften «Jawohl, Herr Graf» entgegengenommen. Es ist anzunehmen, dass Thomas Manns Zürcher Beobachtungen mit denen aus Düsseldorf übereinstimmten; jedenfalls erwog er später, seinen Hochstapler «Kellner bei Baur au lac»[3] werden zu lassen.

Man darf sich übrigens diese Flittertage nicht zu ausschweifend vorstellen. Thomas Mann besass eine sofort massregelnde Konstitution. «Trotz der Versicherungen von allen Seiten über die hygienische Förderlichkeit der Ehe», klagte er Heinrich (im Bemühen gewiss auch, dessen Neid kleinzuhalten), habe er «nicht immer einen guten Magen und darum auch nicht immer ein gutes Gewissen bei diesem Schlaraffenleben»; er sehne sich «nicht selten nach ein bischen mehr Klosterfrieden und ... Geistigkeit» (18.2.05 an Heinrich Mann). Ein ganzes Psychogramm liesse sich aus diesem Satz allein abziehen: die protestantische Ethik, das durch Ironie und diminuierendes Indefinitpronomen nur untermauerte absolute Primat der Arbeit; die beschränkte Bereitschaft und Tauglichkeit zu leiblichem Genuss. (Und darüber hinaus, wie am Rande angemerkt sei, wird auch noch auf Heinrich Manns Berliner Roman *Im Schlaraffenland von* 1900 angespielt.)

Der Magen blieb zeitlebens sein die Tugend kulinarischer Mässigkeit stimulierender *locus minoris resistentiae* ob Thomas Mann seinetwegen einen oder mehrere der gleich drei Ärzte konsultieren musste, die er in seinem Adressbüchlein mitsamt ihren Sprechstunden notiert hatte – den Hypnotiseur Dr. Georg Ringier am Zeltweg, Dr. Alfred Ulrich an der Bahnhofstrasse sowie die russische Kapazität Professor Constantin von Monakow an der Dufourstrasse[4] –, ist nicht bekannt; Katia Mann jedenfalls nahm die Gelegenheit zu einer gynäkologischen Untersuchung wahr.

Bei Bircher-Benner

Gastrische Beschwerden machten Thomas Mann auch in den folgenden Jahren wiederholt zu schaffen; die berühmte Wendung vom Arbeiten «am Rande der Erschöpfung» aus dem *Tod in Venedig* (VIII, 453), sie findet sich schon in einem Brief vom 23. Dezember 1908 an Hugo von Hofmannsthal, und zwar im Anschluss an den Bericht über «eine Attacke meines nervösen Magenübels [...], die mich ziemlich heruntergebracht hat». Im Frühling 1909 entschloss sich Thomas Mann, «auf 3 bis 4

Wochen der Welt und allem Wohlleben Valet zu sagen und zu Bircher-Benner nach Zürich zu gehen, einem hygienischen Zuchthaus, dessen Erfolge jetzt sehr gerühmt werden» (10.5.09 an Heinrich Mann).

Der Arzt Dr. Max Bircher-Benner (1867-1939), der 1891 im Zürcher Industriequartier eine Praxis eröffnet hatte, beschäftigte sich im Kampf gegen habituelle Ernährungsfehler mit verschiedenen Naturheilmethoden, wie Kneipp und Priessnitz, und erkannte bald die Wirkung vegetabiler Rohkost. Ein echter Pionier und unbequem, überschritt er in seinen folgenden Heilversuchen das wissenschaftlich Beglaubigte, nahm dabei die Ablehnung der Zürcher Ärztegesellschaft in Kauf und stiess zu einer Theorie vor, seiner auf energetischer statt kalorischer Bewertung fussenden Nährwertlehre, die sich materiell noch immer auf der Höhe der heutigen ernährungswissenschaftlichen Erkenntnisse hält.

Als Thomas Mann zu ihm kam, war seine 1897 gegründete «diätetisch-physikalische Heilanstalt», seit 1904 an der Keltenstrasse, bereits berühmt. Ansehnliche hundert Betten, im Hauptgebäude oder den *Chalets Alice* und *Marguerite,* standen den Patienten zur Verfügung; den Weg auf den Zürichberg fanden neben Thomas Mann etwa auch Rilke, Hesse und Romain Rolland. Das Institut nannte sich «Lebendige Kraft», und die Reklame wies es als «ersten Ranges für innere Krankheiten und Psychoneurosen» aus. Es bot, unter Verzicht auf Fleisch und Alkohol, ausschliesslich laktovegetabile Vollwertkost – «Hungerkost», wie die Zürcher Kollegen ihre Patienten warnten. Die Therapie ergänzten Sonnen- und Luftbäder, Gartenarbeit («Ausgleich disharmonischer Inanspruchnahme einzelner Organe, z.B. Muskelarbeit gegen Gehirnarbeit»), Kalt-, Warm- und Heisswasseranwendungen, «Terrainmärsche», schwedische Heilgymnastik und Jiu-Jitsu-Übungen. Ein strenges Regime! Thomas Mann sah sich als «Gras fressenden Nebukadnezar, der im Luftbade auf allen Vieren geht», und bekannte (nach 11.5.09 und 11.6.09 an W. Opitz): «während der ersten fünf Tage stand ich beständig mit trotzigen Entschlüssen ringend vor meinem Koffer». Ausdauer aber zählte er zu seinen Stärken, und so widerstand er allen diätetischen Härten. Es sollte sich lohnen: «obgleich ich mehr für Voltaire als für Jean Jacques bin, bereue ich es doch garnicht, durchgehalten zu haben. Meine störrige Verdauung [...] besserte sich dann ins Erstaunliche, nie Dagewesene.»

«Wo keine wesentlichen Gegengründe bestehen, da richten wir [...] unseren Einfluss darauf, die Gäste des Sanatoriums zu frühem Verlassen des Bettes zu bewegen.» Der «radikale Doktor» (18.4.10 an W. Opitz) liess beizeiten aufstehen, beizeiten aber auch das Licht löschen; man kam genugsam zum Schlafen, und nicht zufällig scheint es, dass die Skizze *Süsser Schlaf* (XI, 333-339) zumindest teilweise im Sanatorium Bircher-Benner entstanden ist. Das Bett galt Thomas Mann von jeher als «metaphysisches Möbelstück» (XI, 336); wenn nicht alles täuscht, ist mit dem

«englischen, weisslackierten» Bett, über dem in weissem Rahmen ein französisches Bild «Marché à l'étoile» hängt, – eben jenes Bett beschrieben, in dem Thomas Mann augenblicklich dem Mysterium seiner Genesung entgegenträumte.

Was dem Kurgast half, sich unter der Zuchtrute soldatisch strenger Disziplin zu behaupten, das war zum einen «die schöne Lage des Instituts» (11.6.09 an W. Opitz), der Blick auf Stadt und See und schneebedeckte Zacken. Zum andern erleichterte «freundliche Gesellschaft» den Aufenthalt. Bircher-Benner war kein Anstaltsvorsteher und Institutsgewaltiger von freudloser Sterilität. Der Heilkünstler kannte, wie jeder, der sich so nennen darf, auch die Kunst des Lebens, pflegte kulturelle, insbesondere musikalische Interessen, und an den Festen der Klinik gab er höchstselbst mit Trommel und Pauke den Takt an. An einer solchen Gelegenheit, die puritanischen Bahnen des Sanatoriumsalltags zu verlassen, soll einmal auch Thomas Mann teilgenommen und in einem «lebenden Bild» den armbrustbewehrten Wilhelm Teil dargestellt haben.[5]

Der magenkranke Darsteller des helvetischen Freiheitshelden, am 11. Mai angereist, brach am 5. Juni wieder auf, so dass er zu seinem 34. Geburtstag rechtzeitig wieder zu Hause war. Die im Bircher-Benner-Institut gemachten Erfahrungen gedachte er für das «Zuchthaus»-Kapitel seines *Felix Krull* zu verwerten. Der Hochstapler, heisst es in den Notizen etwa, «kann, auf Veranlassung des Arztes, *Gartenarbeit* bekommen. (Bircher.)» Oder[6]: «Auch im Zuchthaus bewahrt er sich seinen guten Kinderschlaf.» Von *Felix Krull* allerdings sind nur «Der Memoiren erster Teil» vorhanden, und ins Zuchthaus ist der Glückliche nie vorgestossen. Auf den *Zauberberg* soll Thomas Manns Kur insofern gewirkt haben, als Dr. Bircher-Benner eine der Vorlagen für Dr. Krokowski abgegeben haben könnte. Auch soll Ludovico Settembrini Ähnlichkeiten mit einem Tessiner Gast haben, den Thomas Mann bei Bircher-Benner kennengelernt hatte. Im Übrigen hebt sich die vielgängig zelebrierte Völlerei der Hochgebirgstherapie, die «Reizfütterung», wie Bircher-Benner derlei zu nennen pflegte, von den Prinzipien seiner Krankenverköstigung aufs Deutlichste ab.

Die Hoffnung auf eine gute Nachwirkung erfüllte sich nur zum Teil; auch in den folgenden Jahren klagte Thomas Mann über die Anfälligkeit seiner körperlichen Verfassung, über reduzierte Vitalität. «Ich bin mit Kopf und Magen so herunter», schrieb er im März 1911 (25.3.11 an K. Holm), «dass ich im Begriffe bin, mich auf mehrere Wochen in eine bewährte Naturheilanstalt nach Zürich zurückzuziehen». Er sah aber einer neuen Rohkosttherapie und den weitern hygienischen Strapazen mit wenig Begeisterung entgegen und zog es schliesslich vor, sich auf andere Weise und im Schutze der Begleitung seiner Frau zu regenerieren.

Zu einem Aufenthalt bei Bircher-Benner kam es nicht mehr. Ein wenig schuld daran mochte auch der Kritiker Alfred Kerr sein, Thomas Manns erster Intimfeind,

der eine spitze, wenn auch nicht immer geschmackssichere Feder schrieb und in einer Rezension von einem «komisch neurasthenischen Commis und alten Sanatoriumskunden» sprach; ein ansatzloser und gutgezielter Seitenhieb, der von Thomas Mann denn auch übel genug vermerkt wurde.[7] Nur einmal noch, fünfundzwanzig Jahre später, fällt der Name Bircher-Benner. Bruno Walter, der Musiker und Jugendfreund, und seine Frau, so vermerkt das Tagebuch am 23.6.1934 mit leisem Spott, hätten die Wohltaten der Bircher-Kur gerühmt, «ohne eben sehr blühend auszusehen». Eine gewisse Ehrfurcht vor dem *Birch ermüesli,* vielleicht aus Sanatoriumszeiten, scheint sich bei Thomas Mann immerhin aber doch eingesenkt zu haben. Er praktizierte dieses Frühstück gern, und einmal gab er auf die Frage nach seiner Lieblingsmahlzeit geradewegs an: Weizenflocken und andere Zerealien mit Milch.

Der Lesezirkel Hottingen

Noch vor dem ersten Weltkrieg war Thomas Mann auch als Vortragender in die Schweiz gekommen, erstmals Ende Januar 1906, nicht nach Zürich, sondern – altzürcherische Rivalität hätte von propädeutischer Einübung und Probe im Hinterland gesprochen – zu zwei Lesungen nach Basel, und dorthin wieder im März 1913. Nach Zürich führten Thomas Mann seine «Virtuosenfahrten» erst 1914, fast sieben Jahre, nachdem ihn Hans Bodmer, der *Spiritus rector* des Lesezirkels Hottingen, erstmals eingeladen oder, wie Thomas Mann es festrednerisch nannte, «berufen» (XI, 448) hatte.

«Zürich und Ihr berühmter Verein locken mich natürlich», schmeichelte der Dichter, und wirklich stand der Lesezirkel in Blüte[8]. 1882, in der bildungsfrohen Epoche aus Kreisen wackerer Turnkameraden unter der Devise «Wissen ist Macht» gegründet, zum statutarisch festgelegten Zweck der «nützlichen Unterhaltung und Belehrung», wurde er ein Brennpunkt, eine literarische Institution von breitester Wirkung. Er zählte 1919 einen Höchststand von stolzen zweitausend Mitgliedern, nunmehr meist aus dem sogenannt gehobenen Bürgertum. Seit 1900 war Hans Bodmer, mit seinem ruhmreichen Namensvetter Johann Jakob Bodmer fern verwandt, besoldeter Präsident des Zirkels; ein gewichtiger Literatur-Manager und Vergnügungsimpresario, dessen Einsatz und Beziehungen leibhaftig nach Zürich holten, wer immer, ausser den Engländern, in der europäischen, vor allem der deutschsprachigen Literatur Rang und Namen besass oder sie noch erwerben sollte. Rilke, Hauptmann, Hesse, Schnitzler, Kraus, Hofmannsthal, Werfel, Wedekind, Lienert, Spitteler, Robert Walser, Wassermann, Carossa, Albert Schweitzer, Spengler, Döblin, Heinrich Mann schrieben sich mit Distichon oder *ad hoc* geschmiedetem Vierzeiler ins Gäste- und Referentenbuch ein (welch illustres Denkmal heute der Zürcher Verkehrsverein hüten darf); Benedetto Croce, Valéry, Gertrud von Le Fort, Ro-

main Rolland, die Colette, Ramuz, Stefan Zweig, Rabindranath Tagore, Thornton Wilder, Jan Huizinga und andere mehr liessen die Hottinger den Atem der Weltliteratur spüren.

Und eben auch Thomas Mann (München), der am Montag, den 19. Januar 1914, 8 Uhr, im Kleinen Tonhallesaal *Eigene Dichtungen* las. Im Hotel Victoria beim Bahnhof einquartiert, kam er gut an, ein dankbar captiviertes Publikum kargte mit Beifall nicht. Unter den Zuhörern sass beglückt auch ein gewisser Max Rychner, «als kniehosiger Fant, angetan mit Lavallière und Wasserscheitel»[9] In Erinnerung an diesen Abend poetisch-rhetorischer Seligkeiten heftete er sich das sorgsam stilisierte Konterfei des Dichters an die Wand, das Hans Bodmer für die Vereinszeitschrift «Der Lesezirkel» erbeten hatte. Der Eindruck auf den jungen Zuhörer war bleibend; noch vierzig Jahre später bekannte Rychner[10]: «Die Bewunderung, die mich damals erfasste, habe ich als eine besondere Gabe des Schicksals entgegengenommen und bewahre sie als solche noch heute, dankbar für ihren Bestand inmitten sovieles Vergänglichen.»

Zürich wurde in der Folge, mit Eduard Korrodis Worten, eine der «ersten Zellen einer nicht lärmigen Thomas-Mann-Verehrung»[11]. Der junge Literarhistoriker Robert Faesi sprach an der Universität im Sommer 1913 mehrere Stunden über die Brüder Mann. Korrodi selbst, der begeisternde Deutschlehrer Rychners, verantwortete es, eine «Schillerstunde» dazu zu benutzen, Thomas Manns «Prosastück vom heroischen dichterischen Zeugungskampf Friedrich Schillers» vorzulesen[12].

Katia in Davos

Am achten März 1968, einem sonnigen Bündner Spätwintertag, kam von Klosters her, wo sie in den Ferien weilte, zu Besuch und wach musternder Visite ins «Waldhotel Bellevue» Frau Katia Mann nach Davos. Hoch an Jahren, vierundachtzig waren es schon, und doch körperlich ein kleines nur behindert, feierte die Witwe, auf Einladung des Landammanns und in Beisein des lokalen Verkehrsdirektors, für die Dauer weniger Stunden ein unwirklich-kurioses, journalistenfreundliches und still versöhnliches Wiedersehen mit der Stätte eines nicht unbekannt gebliebenen Aufenthalts, der nunmehr ein halbes, ein volles Menschenleben zurücklag. «Im Jahre 1912 war meine Frau an einem Lungenspitzenkatarrh erkrankt und musste zweimal, in diesem Jahre und aufs Neue im übernächsten, eine Reihe von Monaten im Schweizer Hochgebirge verbringen. Im Mai und Juni 1912 verbrachte ich drei Wochen als Hospitant bei ihr in Davos [...]» (XI, 125). So resümiert Thomas Mann, wie er zum autobiographischen Substrat des *Zauberbergs* gekommen ist.

«Lungenspitzenkatarrh», das ist ein Ausdruck, zu dem man damals gerne griff, um die Tuberkulose in ihrem Frühstadium zu umschreiben. Wäre der Euphemismus

überhaupt nötig gewesen? Wahrscheinlich hätte man von vergleichsweise banalem chronischem Husten reden dürfen. Indiz dafür ist ein von Katia Mann angefertigtes, damals der Patientin übergebenes Röntgenbild. Im Roman schenkt Mme Chauchat dieses etwas anrüchige Souvenir ihrem Verehrer Hans Castorp; Katia Mann schickte das Ihre und spätere Aufnahmen, die in flachen, seitlich mit Holzleisten armierten Kassetten von beträchtlichem Gewicht und eher verhaltener erotischer Eleganz aufbewahrt wurden, Christian Virchow, einem Abkömmling der bekannten Berliner Gelehrtenfamilie und Chefarzt der Deutschen Hochgebirgsklinik Davos-Wolfgang. Professor Virchow konnte auf keinem der Bilder irgendwelche tuberkulösen Veränderungen erkennen.[13] Erstaunlich sei vielmehr, dass Katia Mann überhaupt nach Davos gekommen; und sehr erstaunlich, dass sie dort auch noch während mehrerer Aufenthalte «behandelt» worden sei. Im Namen der Weltliteratur aber sind wir dieser Fehldiagnose, wenn es denn eine ist, zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Auch Thomas Mann, der Hans Castorps Ritt über das «Schwäbische Meer» (III, 11; XIII, 49) und ins Hochgebirge vorwegnahm, liess sich Brustund Rücken beklopfen, und auch bei ihm stellte der Geheime Sanitätsrat und königlichpreussische Professor Dr. Friedrich Jessen, Chefarzt des «Waldsanatoriums» und Herr über Tausende von *feuchten Stellen*, «mit grösster Schnelligkeit eine sogenannte Dämpfung, einen kranken Punkt an meiner Lunge fest» (XI, 605; XIII, 153). Er wurde einer längeren Kur bedürftig erklärt, konnte diesem Rat jedoch nicht Folge leisten und wurde, ein «windiger Hospitant» eben nur, nicht im Zimmer 34 untergebracht, das skandalöse Russenpaar zur Linken, sondern bloss im Gästehaus, der späteren «Villa am Stein».

Dr. med. Ernst Hanhart

Wenn sich Thomas Mann im Medizinisch-Pathologischen, in der Sphäre von Leiden und Krankheit auch ««rettungslos zu Hause'» (Tb 19.9.19) fühlte, wenn auch in den Briefen seiner Frau aus dem «Waldsanatorium» ein praller Fundus an Realien greifbar war, so kannte er doch, wie stets, «das Bedürfnis nach Sicherung des Bodens durch gelehrten Beistand»[14]. Genügend Farben wollte er auf der Palette haben, auch wenn er sie dann nicht brauchte. Immer zog er deshalb Sachverständige heran, Männer vom Fach, die bereit waren, ihr sprödes Wissen der literarischen Vergoldung und Beseelung zur Verfügung zu stellen. Beim *Zauberberg* in medizinischen Fragen der wichtigste Informant war ein Zürcher: der Arzt Dr. Ernst Hanhart (1891-1973), seit 1942 Titularprofessor an der Universität Zürich, ein Spezialist für erbliche Krankheit, der mehrere Monographien über Mongoloidismus und undifferenzierten Schwachsinn veröffentlichte.[15] Hanhart besuchte Thomas Mann im Herbst

1921 zweimal in München, man freundete sich an, sprach über Davos, und Hanhart bot Mann an, während seines nächsten Aufenthalts in Zürich bei ihm und seiner Frau an der Voltastrasse 30 Logis zu nehmen, wozu es, nicht für das letzte Mal, am 6.-13. November 1921 auch kam.

Es war damals ziemlich üblich, auf Reisen bei Freunden zu wohnen. So hat Richard Strauss zeitlebens bei Freunden und Verehrern gewohnt, in Zürich beim Ehepaar Reiff, in Mannheim bei Konsul Bodenheimer, in Frankfurt bei Justizrat Sieger usw. In der Absicht, ihre Autoren möglichst komfortabel und zugleich kostensparend unterzubringen, hat auch der Lesezirkel Hottingen private Logisgeber zu vermitteln versucht; es wurde dies einmal von Hugo von Hofmannsthal als «übereifrige Arrangiersucht der Zürcher Herren» getadelt[16]. Vor den «guten Hanharts» (Tb 6.-13.11.21) hatte im Februar 1921 schon Robert Faesi die Chance wahrgenommen, Thomas Mann «unvergesslich bewahrte Gastlichkeit» (22.10.21 an J. Faesi) entgegenzubringen.

Hanhart leitete die Beobachtungsabteilung des Zürcher Kantonsspitals, und wie August Forel 1888 den jungen Gerhart Hauptmann öfters in der Psychiatrischen Universitätsklinik, der von Hauptmann als «palastähnlich» empfundenen Irrenanstalt Burghölzli, herumgeführt hatte[17], so nahm Hanhart Thomas Mann einige Vormittage mit in die Poliklinik, wo dieser sich, «im weissen Mantel, als auswärtiger Arzt von Distinktion» (30.11.21 an Ph. Witkop), mit bestimmten Krankheitsfällen und Behandlungsmethoden vertraut zu machen trachtete.

Hanhart brachte Thomas Mann eine tiefe und zugleich etwas aufsässige Bewunderung entgegen, der er zu wehren suchte durch an sich selbst gerichtete Appelle, Distanz zu halten. Er hatte Angst, Thomas Mann als konfiterisch veranlagter Gesprächspartner zu langweilen, als Gastgeber und als Persönlichkeit nicht zu genügen, war aber gerne sein «Famulus» und hegte, wie er den Dichter brieflich wissen liess, sogar die «stille Hoffnung, mit der Zeit vielleicht Ihr Eckermann zu werden»[18]. Von Eckermann hatte der mit seinen beruflichen Verhältnissen unzufriedene Familienvater in der Tat nicht wenig. Er sprach von sich als vom «kleinen Hanhart» und von einem «armen Närrchen». Diese Selbstverkleinerung, die Betonung der eigenen Inferiorität war, wie oft, Ausdruck auch latenten Ehrgeizes. Ja, Hanhart hegte selbst literarische Ambitionen – für deren Nichtverwirklichung er freilich so gut Sorge trug, wie er sie beklagte. Es war wohl die Einsicht in den «Mangel an Talent», die ihn antrieb, sich wenigstens einem literarischen Meister dienstbar zu machen.

Von seiner Profession dachte er nicht sonderlich hoch. Er fühlte sich nicht geschaffen für das «Flickwerk» der Medizin und den «Tretmühlenbetrieb» des Spitals. Zwar interessiert, «im neblichten Bereiche des Krankhaften» auch gut bewandert, fand er darin doch keine innere Befriedigung. Seine untergeordnete Stellung als Assistent bedrückte ihn und beflügelte den Wunsch, sie zu verbessern. Das alles lässt

an Dr. Krokowski aus dem *Zauberberg* denken, der sich mit seinem Adjutantenrang ebenfalls nicht zufriedengeben konnte, nicht nur Arzt, sondern auch «Denker» (III, 180) sein wollte.

Nach Art der Subalternen beklagte sich Hanhart auch über seinen «munteren Chef». Dieser habe von Thomas Mann gesagt, er leide an «Obstipatio spastica», und Hanhart aufgefordert, «‚ihm doch auch mal das neue Praeparat 477'» zu geben. Der Assistent allerdings hatte dieses Mittel schon «an einigen gutmütigen Männern aus dem werktätigen Volk (Müllkutscher & Schustergesellen) ausprobiert & erhebliche Vermehrung der schwarzgallig machenden Beschwerden konstatiert». Das «Praeparat 477» war also nichts für Thomas Mann. Hanhart verschrieb an seiner Statt das «ausgezeichnete & ganz unschädliche, aber sicher heilsame ‚Spasmalzin'». Er legte seinem Brief folgende humorvolle «Gebrauchsanweisung» bei[19]:

13. XII.21 *Motto:* Quod licet bovi, non licet jovi!

Diätzeddel.

7½ h. **Morgens vor d. Aufstehen 1 Glas warmen Wassers,** vor dem Ankleiden Turnen, dh. Rumpfdrehen & Armschwingen, wie ein Sensenmann ca. 3-5 Min.

8 – Frühstück: MZ/dikaffee, Früchtebrot, reichlich Butter, Marmelade
8¼ h. aus kernchenreichen Beerenfrüchten (Johanniter, Stachelbeer, Himbeer, Brombeer, Trauben etc)
Atg! Morgens ev. Käse, aber **bitte kein Fleisch,** aber weiche Eier oder Hafermus

1 h Mittagessen: **«Hausmannskost»,** ohne viel Finessen
Nicht zu oft **Würste,** ja **wenig Geräuchertes,** nichts sehr kräftig **Gewürztes,** wenig Bouillon
Suppen mit konsistenter Einlage (Gerste, Sago, Hafer, Gries & oft Gemüse, ewiva la minestra!)
Junges Geflügel ist sehr empfehlenswert;
Hors d'œuvres etwas gefährlich.
s. süsse Speisen & der Schwarze mit Kirsch etc wären mal versuchsweise für 14 Tage auszulassen, dagegen ist je 1 *Spasmalzintablette* **nach Mittag- & Abendessen zu verschlucken.** Die Dosis kann bei hartnäckiger Säurebildung, die **nie** mehr mit Natron zu bekämpfen ist, verdoppelt werden, jedoch ist das Hauptgewicht auf Vermeidung von Diätfehlern, sowie auch von Ärger zu legen.[20]

Das Abendessen sei stets eher weniger opulent, als die mittägliche Hauptmahlzeit. Das übliche Bier muss ordentlich temperiert sein. **Reichlich weisses Brot ist als säurebildend zu vermeiden; rohes Obst** ist abends **ganz verboten,** ausgenommen Mandarinen. Äusserst zweckmässig wäre allabendlicher Genuss einer Flasche leichtgezuckerten **Joghurts,** der besten Nahrung für reizsame Kopfarbeiter. Auf den Spaziergängen wäre hie & da an **Tiefatmen** (ich sage absichtlich nicht Atemgymnastik!) zu denken, dh. **nach tiefem Einatmen zu suchen den Atem möglichst lange anzuhalten, so lange, dass dann doch noch einigermassen langsames Ausatmen möglich ist;** das beste Mittel, um das **Blut in (Zirkulation zu bringen & sich einen gesunden Schlaf zu verschaffen.**

Diese Vorschriften bitte ich dringend gütigst befolgen zu wollen, auch wenn sie auf den ersten Blick etwas gar zu aeskuläppisch aussehen sollten.

Ihr wirklich prakt. Arzt:
Leberecht Hühnchen.[21]

Wiederholt versah Hanhart den Schriftsteller mit höflich bis dankbar entgegengenommener Fachliteratur, von ungleicher Brauchbarkeit, wie es scheint. Bis heute hat sich allerdings noch kein Germanist zur abschliessenden Beantwortung der Frage ermannt, wieviel von Hanharts 1924 übersandter Schrift *Über die Bedeutung der Erforschung von Inzuchtsgebieten an Hand von Ergebnissen bei Sippen mit hereditärer Ataxie, heredodegenerativem Zwergwuchs und sporadischer Taubstummheit* der *Zauberberg* zu profitieren vermochte.

Hanhart machte sich 1934 noch einmal interessant mit einem Buch über Nierenkrankheiten, das Thomas Mann für *den Joseph* willkommen war, an dem er eben schrieb. Ansonsten trat er, wie jeder Geheime Rat, der redlich das Seine gegeben, seine zudienende Rolle gespielt hatte, in den Hintergrund, ohne sich dort völlig zu verlieren.

Davos nach dem «Zauberberg»[22]

Der *Zauberberg* siedelt zwar in der Schweiz, aber er ambitioniert nur am Rand, authentisch schweizerische Wirklichkeit zu zeichnen. Der engere Schauplatz, die *isola bella* des Luxussanatoriums, ist gegen seine Umgebung fast hermetisch abgeschottet. So lässt sich an Schweizerischem nicht viel ausmachen. Das Wort «Schweiz» oder «schweizerisch» kommt genau ein dutzendmal vor, durchwegs in aller Beiläufigkeit. So gibt es zum Frühstück «tränenden Schweizer Käse» (III, 64), oder Peeperkorn trinkt «Schweizer Roten von naiv-spritziger Art» (III, 791). Das Personal

zudem ist von schillernder Internationalität. Der Concierge des Sanatoriums «Berghof», dem Hans Castorp nach seinem Vetter als erstem begegnet, ist ein hinkender «Kriegsveteran» (III, 15), also wohl Deutscher. Dann erscheint ein «Bediensteter von französischem Typus», der später «Franzose» genannt wird (III, 20f.). So geht es weiter. Nicht nur das Sanatorium, ganz Davos ist ein «internationaler Treffpunkt» (III, 105), in dem Russisch und Englisch und Französisch und Holländisch gesprochen wird. Schweizerdeutsch ist fast überhaupt nicht zu finden, nicht einmal bei den beinahe einzigen schweizerischen Figuren, den treuherzigen «Saaltöchtern».

Dass es dem *Zauberberg* nicht um die Schweiz zu tun ist, war schon die Meinung des Autors selbst, der beteuerte, man dürfe das Buch nur nebenbei als «Davos-Roman» lesen (17.1.24 an M. Platzer). Dennoch hat es in Davos für viel böses Blut gesorgt. Man empfand das Buch als Affront, als «Schmähung des renommierten Kurortes»; man meinte sich über die Resultate unaufgefordert betriebener personeller Entschlüsselung empören zu müssen. Nicht alle Nachspiele erreichten so die febrile Höhe der weltwirklich gewordenen Phantasie. Schon bald nach der Veröffentlichung befürchtete Thomas Mann, er könne sich in Davos nicht gut blicken lassen. Als im Dezember 1934 die «Pfeffermühle», das Kabarett Erika Manns, von dem noch zu reden sein wird, in Davos gastieren wollte, sah sich der Kleine Landrat nicht in der Lage, die nachgesuchte Bewilligung zu erteilen. Nebst andern, nicht rühmlichem, war mit ein Grund, «dass Davos der Familie des Herrn Thomas Mann keine besondere Dankespflicht schuldet, da dessen ‚Zauberberg' durch die darin enthaltene, tendenziöse Schilderung des Kurlebens zweifellos eine Schädigung des Kurortes zur Folge gehabt hat»[23] (Ob dies zutraf? Das Total der Davoser Kurgäste stieg jedenfalls von rund 37 000 in den Jahren 1924/25 bis 1936/37 kontinuierlich auf rund 50 000.[24]

Ende der fünfziger Jahre ging man daran, das Sanatorium in ein Sporthotel umzuwandeln. Man hielt es für das Vordringlichste, jegliche Erinnerung an die düstere Vergangenheit auszutreiben, den Namen vor allem zu tilgen, das alte Inventar, Giftflaschen und Operationsbesteck, das ubiquitäre Weiss der Vorhänge fortzuschaffen. (Nur die Liegestühle, ohne die sich die «horizontale Lebensweise» der *Zauberberg-Wdt* gar nicht denken lässt, fanden Gnade.) Wo früher Operationssaal, Laboratorium und Röntgenzimmer waren, richtete man eine Lingerie ein; wo weiland die Spucknapfwaschkammer, eine Fonduestube; und ein Fernsehgerät wurde installiert, wo sich ehedem das Moribundenkabinett befunden hatte.

Neugierig darauf, zu erleben, wie der Autor Geist nicht nur aus der Natur geschlagen, sondern Geist auch in die Landschaft gezaubert hätte, trafen allmählich Literaturreisende in dem «seltsam extremen Ort» (XIII, 50) ein, aus Japan, aus Amerika, in steigender Zahl. Mit Staunen wurden «die da oben» gewahr, dass der Roman

den Namen Davos nicht geschmäht und nicht geschädigt, ihn vielmehr in alle Welt getragen hatte, erkannten beglückt seinen segensreichen Einfluss auf Übernachtungszahl und Kurtaxenertrag und trauerten allein den verruchten Reliquien neuglänzenden Ruhmes nach, die man, ausgemerzt und hergeschenkt, dem ansuchenden Publikum nicht mehr vorzeigen konnte. Gefragt nach dem «Waldsanatorium Dr. Jessen», wies man verlegen auf das «Waldhotel Bellevue». Thomas Mann wusste wohl schon 1927 von der «konfusen kleinen Anekdote» vom Engländer, dessen erste Frage am Davoser Bahnhof lautet (15.1.27 an H. Lowe-Porter): «Where ist the German Sanatorium of Dr. Mann?» Aber dass man diese seine Geschichte einst an dem touristischen Nutzeffekt messen würde, dass er noch einmal, noch weit mehr den Grund zu «profitlichem Lächeln» (27.5.12 an H. v. Hülsen) abgeben könnte, dessen mag sich Thomas Mann nicht versehen haben. – Der briefschreibende Kurgast jedenfalls hatte, sechsundfünfzig Jahre danach, bei Gelegenheit eines unwirklich-kuriosen, journalistenfreundlichen und still versöhnlichen Abschiednehmens, einer übrigens denkwürdigen und buchenswerten Begebenheit, auf der sich wohl eine gewinnend melancholische kleine Erzählung gründen liesse, das Blumengebinde in den Davoser Farben wahrlich verdient.

Vortragsreisen nach Zürich

Die persönliche Lage Thomas Manns wandte sich in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg nicht sogleich ins Erfreulichere. Eine «einsame, abgesonderte, grüblerische, wunderliche und trübe Existenz» führe er, hatte er am 29.12.1918 dem Tagebuch geklagt, und er machte sich «schwere Gedanken über die Nutzlosigkeit und Resonanzlosigkeit meiner Arbeit» (Tb 27.5.20). Die krisenhafte Isolation in Deutschland, in die ihn die *Betrachtungen eines Unpolitischen* und die reaktionäre Vertrotztheit auf die Instituierung der Republik getrieben hatten, trug wesentlich dazu bei, dass sich seine Beziehungen zur Schweiz intensivierten, denn hier fand er weiterhin Aufmerksamkeit und Anerkennung. Das südliche Nachbarland bedeutete einen Ausweg, den Thomas Mann dankbar offenhielt und auch ging. Ein Beispiel: Als sich ein ganz unbekannter «Schweizer Intimer Verlag» (hinter dem sich der rührige Carl Seelig verbirgt) einen Beitrag von ihm erbittet, erteilt Thomas Mann nicht einfach eine kurze Absage, sondern gibt, sichtlich beeindruckt von der ihm erwiesenen «Ehre und Freundlichkeit», ausführliche «Rechenschaft» über seine Projekte und Verpflichtungen, die diese Absage notwendig machen (8.4.19 an C. Seelig).

Und weiter: Die NZZ bringt 1920 und die «Neue Schweizer Rundschau» (noch unter dem Namen «Wissen und Leben») 1922 Vorabdrucke aus dem *Zauberberg*, und Thomas Mann notiert erfreut im Tagebuch, was «ein junger Schweizer, M. Rychner, meldet», nämlich «dass man in Zürich vom Zbg. entzückt sei» (Tb 3.6.20).

Rychner besucht Thomas Mann auch in München – von der Nachkriegsatmosphäre an der Poschingerstrasse, dem schräg durch das Zimmer hinauflaufenden schwarzblanken Ofenrohr, dem im Tee in aleatorischem Zickzack sich auflösenden Saccharin hat er später oft erzählt[25] –, ebenso der Zürcher Literaturhistoriker Carl Helbling, der nicht nur *Cbokolade* mitbringt, sondern auch seine *Doktor-Dissertation* – die erste über Thomas Mann.

Die Isolation in Deutschland war das eine; das andere Movens, das Thomas Mann, wie so viele andere, in die Schweiz brachte, war die Inflation. Eine Statistik, hat sich Thomas Mann später erinnert, «beginnt im Jahre 1913 mit 1,00 und endet im Jahre 1923 mit 1 200 400 000 000,00» (XIII, 181). Die vierteljährlichen Abrechnungen der Verlage gaben den Autoren vollständig entwertetes Geld in die Hand. Man versteht ohne Mühe, weshalb Thomas Mann zusätzliche Einkünfte nicht nur erwünscht, sondern vonnöten waren. «Um erheblicher wirtschaftlicher Vorteile willen, als Familienvater» (10.7.23 an C. Helbling), willigte er in das Projekt einer ausländischen Verfilmung der *Buddenbrooks* ein; liess er sich von der amerikanischen Zeitschrift «The Dial» von 1922-28 als Mitarbeiter gewinnen, was 25 Dollar monatlich ein trug und damit der achtköpfigen Familie ein «leidliches Einkommen» (XIII, 188) gewährte; gab er seine Zustimmung zu einer amerikanischen Ausgabe von *Herr und Hund*, in der Erwartung, dass «von Ihrer bewundernswürdigen Valuta einiges für mich abfallen wird» (7.9.23 an Henry Holt & Cie), und zu den erwähnten schweizerischen Vorabdrucken aus dem *Zauberberg*, die die aufschlussreichen Tagebuch-Notizen «Valuta-Geschäft» und «Hoffentlich zahlt Zürich» begleiten (Tb 20.3.20 und 3.4.20).

Zum «thätig sich tummelnden Erwerbsmann auf seine älteren Tage» (1.9.22 an S. Fischer) wurde Thomas Mann schliesslich auch als Vortragender im währungsstarken Ausland. Gerne rechnete er sich aus, was ein Honorar in Schweizer Franken zu Hause wert war – *oft* wird er «bei der furchtbaren Unstabilität unseres Geldes» (9.6.23 an O. Jancke) auch gerechnet haben müssen. Gleich zweimal reiste Thomas Mann 1921 in die Schweiz, Mitte Januar bis Anfang Februar und dann wieder in der zweiten Novemberwoche.

Am 17. Januar 1921 trat er vor die Literarische Vereinigung in Winterthur. Während der «Landbote» rügte: «Es hätten mehr sein dürfen, die dem Erzähler Thomas Mann bekundeten, dass das literarische Interesse bei uns nicht nur einem schwachen Hundert überlassen sei» (das den Anlass dann wenigstens «stark beklatschte»[26]), lobte Thomas Mann später doch, es sei «reizend dort» gewesen (III, 50).

In Zürich logierte er bei Robert Faesi. In dessen «Rebgüetli» an der Zolliker Goldhalde zugegen war Faesis Stiefsohn Eduard Fueter, der über die Tischgespräche berichtet hat.[27] Man unterhielt sich auch über Thomas Manns Verhältnis zur

Schweiz. «Es war ein rühmendes und dankbares. Das grosse Refugium nannte er etwa das Land.» Aber Thomas Mann wünschte es sich in dieser bewegten Zeit nicht zur Heimat. «Das Bürgertum habe jetzt seine Feuerprobe zu bestehen, und das könne nicht auf einer kleinen, kriegsverschonten Insel geschehen, fügte er hinzu. Lübeck und Zürich seien Ausnahmefälle der Geschichte, wenngleich bedeutungsvolle. Die Entscheidungen hätten das europäische Erbe zu vertreten, und hier könnten sowohl seine Vaterstadt wie das zwar von vielen Kräften durchwühlte Zürich nur Schauplätze, nicht Zentren sein.»

Als Vortragsstadt aber hatte Zürich, im Vergleich zu andern Schweizer Städten, an Gewicht gewonnen. Eingeladen, in Basel zu lesen, bat Thomas Mann, Zürich ins Programm aufzunehmen, er möchte diese Stadt nicht hintansetzen. «Das schöne Zürich» zu besuchen, behauptete er nun mit Recht von sich, lasse er «keine Gelegenheit vorbeigehen» (22.10.21 an J. Faesi). Ins Gästebuch des Lesezirkels Hottingen, das nicht jedem jedes Mal vorgelegt wurde, trug er, ohne sonderlichen Aufwand an Bedeutsamkeit, ein: «Abermals in Zürich, froh das Wiedersehn mit der schönen Stadt und den freundlichen Freunden, die sie mir birgt, geniessend den 7. XI. 21 Thomas Mann». Neu für Zürich, las er nicht nur aus seinen literarischen Werken – im Kleinen Tonhallesaal aus dem *Zauberberg* – vor, sondern auch in der Aula der Universität *Goethe und Tolstoi, ms* beides «mit grösstem Wohlwollen» (12.11.21 an E. Bertram) aufgenommen wurde.

1923 kamen weder Besuch noch Vortrag zustande. Thomas Mann hielt sich zwar Mitte Januar im Bündnerland auf und dachte daran, sich vor der Heimkehr in Zürich noch zu zeigen; «aber meine Frau war wegen der unheimlichen politischen und wirtschaftlichen Lage (Dollar auf 20000) so beunruhigt, dass sie nach Hause strebte» (20.1.23 an E. Hanhart). Im April schrieb er dem Lesezirkel Hottingen, er habe mit dem Vortrag *Okkulte Erlebnisse* in Wien, Prag und Budapest grossen Erfolg gehabt und hielte ihn sehr gerne auch in Zürich. Der sich immer hatte bitten lassen – hier bot er sich geradewegs und noch referenzenunterlegt selbst an! Vergebens freilich, denn die Vortragssaison war vorüber, die Absage Hans Bodmers nicht zu umgehen.

Brief über die Schweiz

Von einer gar nicht sonderlich latenten Erwartung des Beifalls, wohl aber auch von klugem Misstrauen gegen sich selbst gespeist ist die ausgeprägte und anhaltende Neugier der Schweizer, zu erfahren, was die Ausländer über sie denken und sagen. Im Oktober 1923 unternahm es die Zürcher Halbmonatsschrift «Wissen und Leben», «fein und wohlwollend geführt» (X, 187) von dem eben fünfundzwanzigjährigen Max Rychner, der Schweiz den Spiegel vorhalten zu lassen. «Europäisch be-

kannte und gesinnte Schriftsteller» sollten sich äussern über die «Geltung, die wir unter den wichtigen Kulturstaaten haben oder noch erreichen können»[28].

Als erster machte sich – was angesichts der Prämisse «europäisch bekannt und gesinnt» etwas erstaunen mag – Thomas Mann daran, sein Verhältnis zu diesem Land ausführlicher zu bestimmen. Eingearbeitet in seinen *Brief über die Schweiz* (XIII, 49-55) sind, weshalb nähere Betrachtung lohnt, Gedanken, die, zum Teil wortgetreu, alle weiteren Aussagen Thomas Manns zum Thema alimentierten – von denen abzukommen ihn keine Weltläufe zu bewegen vermochten. Dieser *Brief* könnte Schulbeispiel sein für die vieldiskutierte Mannsche Ökonomie.

»Die Schweiz? Aber ich liebe sie!» begann er (in einem Ton, als hätte er eben den *Krull* unter der Feder). «Wer sollte [...] dies rüstig-friedliche Gemeinwesen, diese Heimstatt würdiger Freiheit nicht lieben und ehren?» Die guten Beziehungen zur Schweiz erschienen unter den «wohlig-positiven Posten» seines Lebenshaushaltes an erster Stelle. Oft sei er schon dort gewesen, noch vor dem Krieg, und danach sei die Schweiz das erste Ausland gewesen, «das ich nach Wahl und Gelegenheit wieder betrat». Lesetourneen hätten ihn übers Land geführt und in die Städte:

> Ich kannte das kosmopolitische Zürich, das, mit seinem See, seinen Bergen, Heimatlichkeit und demokratische Internationalität, weltweiten Horizont mit den Eigenschaften eines heiteren Luftkurortes vereinigt. [...] Ich kannte das ehrbare Basel, meinem Wesen wohl gar verwandter als die europäische Hauptstadt, durch konservative Luft und breites Familienleben, das mir hanseatische Jugendeindrücke täuschend erneuerte, – und auch das amtliche Bern mit seinen herrlichen Patrizierhäusern war mir nicht fremd geblieben.

Dass Thomas Mann unter der «europäischen Hauptstadt» damals tatsächlich Zürich verstanden habe, bestätigte Max Rychner seinem Basler Brieffreund C.J. Burckhardt in einem noch 1955 etwas stolzen Postskript[29].

Die Gelegenheit, unter dem Vorwand eines Sachthemas von sich selbst zu sprechen, hat Thomas Mann nie ausgelassen. So auch hier. Was ihn umtrieb, im Innersten bewegte, das war ja nicht die Schweiz, das war, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Deutschland, und so handelte er von der Schweiz, inwiefern sie deutsch und nicht deutsch, vom «Schweizer Deutschtum». Das Interesse des Publikums dachte er sich als gegeben: zu sicher sei er, «dass Ihr Volk auf das meine und sein wildes Schicksal mit Achtung, ja nicht ohne Bewunderung blickt».

Thomas Mann verstand die Schweiz – eigentlich nur die Deutschschweiz – als «einen historisch gesonderten Teil», eine «Spielart deutschen Volkstums». Was wie

ein Griff ins Arsenal der völkischen Begriffswelt anmutet, geht auf eine Prägung Friedrich Ludwig Jahns von 1810 zurück. «Deutsches Volkstum» bezog auch die Bürger anderer staatsrechtlicher Bindungen ein, sofern sie nur deutsche Sprache und Kultur pflegten. Thomas Mann hat *in politicis* oft mit Wörtern operiert, deren begriffliche Unschärfe ebensogross war wie ihr emotionaler Dunstkreis; hier scheint er weder das aggressiv-imperialistische Potential des Ausdrucks beachtet zu haben[30], noch das Abklingen der traditionellen Schweizer Germanophilie nach dem Krieg.

Die Schweiz nun war nicht zum Schuss gekommen. Diesen Krieg hatten die «neutralen Zuschauer» (vgl. XII, 187) nicht durchlitten, und nicht seine innerstaatlichen Implikationen. Die Schweiz war im Gegensatz zu Deutschland kein «grosses, leidendes und tief verstörtes Volk». Es gab Krankheiten, die man gehabt haben musste. Die Schweiz aber hatte ihre Tugend und schlichte Gesundheit gewahrt, «die Entartung des Romantismus, die uns zu Einsamen und outlaws macht», nicht miterlebt – und hatte deshalb zu gewärtigen, dass man ihr mit dem «Akzent des ‚Kinder, was wisst denn Ihr!»‘ begegnete. Das war ein (autobiographisch tingierter) Gedanke aus dem Sinngeflecht des *Zauberbergs*, flexibel von der Individual- in die Völkerpsychologie transponiert, in welchen generalisierend-simplifizierenden Kategorien Thomas Manns Denken wurzelte. Er ist von jenem romantischen Volksbegriff, der in Herders Personifikation des Volkes Ausdruck fand, auch später nie ganz abgekommen.

Nicht deutsch an der Schweiz: dies war, neben dem – von der Sturmeshöhe wilden Schicksals aus geistig unergiebigen, nicht Neides werten – Glück, vom Krieg verschont geblieben zu sein, hauptsächlich die friedliche Koexistenz von Angehörigen germanischer und romanischer Volksstämme unter einem Staatsdach, der «freie und heilige Bund verschiedensprachiger, verschiedenstämmiger Volksteile». Dieses exemplarische «Schweizer Faktum» stand in Spannung zu dem vermeintlich apriorischen Gegensatz deutsch-romantisch versus westlich-aufklärerisch, der den ideologischen Hintergrund des ersten Weltkriegs und auch der Schattengefechte der *Betrachtungen* abgegeben hatte; die Schweiz war sozusagen Deutschland *und* Frankreich und überwand damit die klassische europäische Zweiteilung.

Der *Brief über die Schweiz* wurde geschrieben von einem, der mühe- und schmerzvoll darum rang, Republikaner und Demokrat zu werden. Unschwer erschliesst, er-liest sich, wie ambivalent Thomas Mann der Demokratie noch immer gegenüberstand. So weiss er dem Schweizervolke Lob: ihm sei Demokratie «in des Wortes weitläufigster Bedeutung durchaus natürliche Lebensluft», ohne dass es darum eine einzige Eigenschaft der germanischen Art, «*Männlichkeit* zum Beispiel», verleugnete. Für Deutschland aber gehe es darum, heisst es im Satz zuvor, «sich mit dem ihm auferlegten Schicksal der Demokratie auszusöhnen». Lau noch, mit halbem Herzen, halber Stimme gerufen, war die Fürsprache; sie galt des Valterlan-

des Ohr, mehr aber dem eigenen. Thomas Mann hielt auch hierin nicht der Schweiz, sondern anhand der Schweiz sich selbst den Spiegel vor.

In der Weimarer Republik

«Manchmal glaube ich», so Thomas Manns frühe Mutmassung (6.2.08 an Heinrich Mann), «dass, wenn mein Körper aushält, es mir so zwischen 50 und 60 am besten gehen wird». Am 6. Juni 1925 feierte er, feierte eine längst ins Unüberblickbare gewachsene Öffentlichkeit seinen 50. Geburtstag. Begannen nun die besten Jahre?

Eine ganz so einsame und abgesonderte Existenz führte Thomas Mann jedenfalls schon seit Beginn der zwanziger Jahre nicht mehr. Nicht ohne Erschütterung, schrieb er in einem Brief, habe er «die ursprünglich ungeahnte Grossartigkeit, Schönheit und Macht schriftstellerischer Wirkung, einer menschenbildenden, *lebensprägenden* Wirkung, empfinden lernen» dürfen (14.5.21 an C. Helbling). Wirkkraft in literarisch-pädagogischer, aber auch in politischer Hinsicht. Thomas Mann, der 1918 noch «die vollkommene Gleichgültigkeit» (Tb 5.10.18) des geistigen Lebens gegen das politische statuiert hatte – in der Weimarer Republik liess er nolens volens die Verquickung (oder Verquicktheit) beider Sphären zu. Der Repräsentant des Geistigen, als der er sich – und als den man ihn – zunehmend empfand, versuchte nun selbst, in kühn experimentierendem Ausgriff, das Rechte zu encouragieren, «diesem jammervollen Staat ohne Bürger etwas wie Idee, Seele, Lebensgeist einzuflössen» (7.12.22 an E. Liefmann).

Der Voltige in die politische Arena, der Öffnung der sozialen Sphäre gegenüber, ein Akt der Not, der Pflicht, des Willens mehr als des Glaubens, korrespondierte die Öffnung zum Ausserdeutsch-Kosmopolitischen. Sie zeigte sich an seinem Bekenntnis zu Vereinigten Staaten von Europa, aber etwa auch an den Festartikeln zum runden Geburtstag, von dem die Presse in ganz Europa Notiz nahm.

Seit 1924 lohnten sich wieder Vortragsreisen im Inland; Zürich musste auf Thomas Mann bis 1926 warten. Am 28. Mai las er, nach einem Erholungsaufenthalt in Arosa, in der Aula der Universität *Unordnung und frühes Leid*. Die Aufnahme war, glaubt man der Presse, triumphal. Der «einzigartige Dichter und ragende Epiker deutscher Gegenwart» sei «begeistert empfangen» worden; seine «prachtvolle Vorlesung» habe ein «ausgesuchtes Auditorium» beschenkt, das «mit innigem Behagen» die «Merkmale der Vollendung» der vorgetragenen Erzählung wahrgenommen und, nach dem «beglückenden Erlebnis einer grossen Begegnung», den «meisterlichen Vorleser und sympathischen Menschen» mit «begeistertem Dank» entlassen habe[31].

Man versteht, dass Thomas Manns Vorlesungen «den Zürchern immer in bestem Gedächtnis» blieben, wie die NZZ am 4. November 1928 in ihrer Ankündigung des nächsten Auftritts schrieb. Dieser füllte nicht nur den Kleinen Tonhallesaal bis auf den letzten Platz, sondern auch noch einen Teil des Verbindungsgangs. Thomas Manns Geltung hatte auch in Zürich nochmals eine Steigerung erfahren; seine Bücher waren eine Angelegenheit der Gesellschaft geworden, «zu einer Zeit», wie die «Zürcher Post» anmerkte, «da Dichter froh sind, auch nur eine Gemeinde zu haben»[32].

Der Himmel verdüstert sich. Deutschland tanzt und torkelt der Katastrophe entgegen. Am Horizont kein Silberstreifen; am Horizont das Exil. Thomas Manns Schweizer Lustrum 1933-38 beginnt schon jetzt, in den letzten Jahren in München, während derer sich Deutschland kontinuierlich vom Pfad der Demokratie entfernt und für die «Machtergreifung» zermürbt.

Von etwa 1928 an ging wiederholt die Nachricht durch die Presse, Thomas Mann beabsichtige, München zu verlassen. Seine Dementis waren vehement[33]: Er denke nicht daran, «den Treibereien einer gewissen Clique nachzugeben» und sich wegekeln zu lassen. «Ein Schriftsteller ist zu sehr an das Volk, an die Sprache gebunden, deren Botschaft er verkündet. Sich davon zu trennen, das hiesse, sich vom sprudelnden Lebenquell zu trennen [...]!»

Was ein Emigrantendasein bedeuten konnte, diese erschütternde Erfahrung hatte Thomas Mann schon gemacht. Am 27. Januar 1926 war er in der «Armeleutwohnung» (XI, 86) des russischen Dichters Iwan Schmeljow gestanden, hatte die äusseren und teilweise auch inneren Umstände von dessen Pariser Exil mit Schmerz und Scham erlebt: die «äusserste Eingeschränktheit» und materielle «Dürftigkeit»; den physischen Verfall, das vorzeitige Altern; die Schwierigkeiten des Ausdrucks in fremder Sprache; das Leiden an den entmenschten Zuständen im Heimatland. Schmeljow bot ein Bild gebündelter Plage, die Schreckensvision einer unter allen Umständen zu vermeidenden Deklassierung.

Und wenn man doch gehen müsste? Es gab für den *Fall der Fälle* kein festes Szenario, keine vorbehaltenen Entschlüsse. Aber an die Schweiz als Exilland wurde schon 1931 gedacht.[34]

Exil in der Schweiz 1933-1938

Beginn des Exils

Die Reise, zu der Thomas und Katia Mann am 11. Februar 1933, ihrem Hochzeitstag, aufbrachen, führte in die Schweiz.[1] Über Holland, Belgien und Frankreich, wo Thomas Mann seinen *Wagner-Vortrag* hielt, kamen sie am 25. Februar zur Winterfrische nach Arosa. Hier oben, «1800 Meter über der Literatur» (XI, 372), im «Neuen Waldhotel», Zimmer 74 und 75, begann eine neue Epoche, eine neue Geschichte, eine andere Zeit. 1933, das Jahr nach dem Jahr Goethes, wurde das *Jahr I*.

Am 30. Januar war Hitler Reichskanzler geworden; am 27. Februar brannte der Reichstag. Die Reichstagswahlen vom 5. März brachten der NSDAP fast 44% der Stimmen. Was war los in Deutschland, dem Tiefland, der Herkunft solch sinistrer Meldungen? Der veränderten Lage wurde Thomas Mann inne, nicht aber ihrer Konsequenzen. Würde man denn nicht, nach Wunsch und Plan, in sein Haus zurückkehren können?

In der Tat, das war untunlich, selbst eine nur vorläufige Heimkehr, um das Notwendigste ordnen zu können, oder eine Heimkehr nur Katias (der man den Pass nehmen würde, um ihren Mann zur Rückkehr zu zwingen). Die Warnungen um Rat gebetener Vertrauensleute und der älteren Kinder stimmten überein. Klaus und Erika Mann, von der Lenzerheide ins Elternhaus zurückgefahren, riefen von dort in Arosa an. Sie bedienten sich dabei einer diskreten Ausdrucksweise[2], denn:

> Es war möglich oder sogar wahrscheinlich, dass unsere Telephongespräche abgehört wurden. Wir hüteten uns also, auf die politische Lage direkt anzuspielen, sondern sprachen vom Wetter. Dieses sei miserabel in München und Umgebung, behaupteten wir; die Eltern würden klug daran tun, noch eine Weile fernzubleiben. Leider zeigte unser Vater sich abgeneigt, auf diese Art der Argumentation einzugehen. So schlimm werde es wohl nicht sein mit den Frühlingsstürmen, meinte er, und übrigens sähe es auch in Arosa nach Regen aus. Ein Hinweis auf die Zustände in unserem Hause (‚Es wird gestöbert! Scheussliches Durcheinander!') schien ebensowenig Eindruck auf ihn zu machen. Er blieb störrisch, wollte nicht verstehen: ‚Die Unordnung stört mich nicht. Ich will nach

Haus. Wir reisen übermorgen.' – ‚Es geht nicht, du darfst nicht kommen? Schliesslich sprachen wir es aus, mit verzweifelter Direktheit. ‚Bleibe in der Schweiz! Du wärst hier nicht sichere Da hatte er verstanden.

Basel? Südfrankreich? Zürich!

Geld und Pass, *die* praktischen Probleme der allermeisten Emigranten, kümmerten Thomas Mann vergleichsweise wenig. Auch der panische Schrecken, seine in München zurückgelassenen alten Tagebücher sehr geheimen Inhalts könnten in die Hände der Politischen Polizei fallen, löste sich auf, nachdem der Koffer, der das halbe Hundert einfacher Wachstuchkladden enthielt, zu seiner tiefsten Erleichterung bei ihm eingetroffen war. Im Praktischen konzentrierte sich für Thomas Mann daher die Frage des Exils auf jene der Niederlassung. Was er schlecht vertrug nämlich, das war das oktroyierte In-den-Tag-hinein-Leben, die Verworrenheit, den Improvisationsbedarf von Übergangszuständen. «Die Hauptsache ist, dass ich irgendwo zur Ruhe komme, auspacke, mich installiere und gleichmässige Arbeitstage habe, eine förderliche Lebensordnung.» (Tb 4.5.33) Aber wo?

Dem Aufenthalt in Arosa folgten solche auf der Lenzerheide und in Lugano, ein enervierendes Hoteldasein, leidig produktionswidrige und überdies kostspielige Provisorien, von denen aus man sich – da nach dem romantischen Muster Hesses «hilfreiche, ein Heim bereitstellende Gönner [zu] finden» (Tb 4.4.33) nicht gelang – selbst nach einem dauernden Wohnsitz umsah. Orte, über die beraten wurde: Seefeld, Innsbruck, Bozen, Zürich, Winterthur, Locarno, Strassburg, Wien, Prag. *Ein* Kriterium scheint von Anfang an dem Entscheidungsprozess vorgearbeitet zu haben: Die neue Lebensbasis sollte im deutschen Sprachraum, in der Sphäre der gewohnten Kulturbedingungen liegen.

Anfang April trat Basel hervor, das Thomas Mann ja schon im *Brief über die Schweiz* als seinem Wesen besonders verwandt bezeichnet hatte. Für diese Stadt sprachen «die europäische Atmosphäre, die Nähe Frankreichs u. seiner Seebäder, die deutsche Schule», und «dann der altdeutsche Kulturboden, die Nietzsche-Bachofen Tradition, die Achtung, die man mir entgegenbringt» (Tb 11.4.33). Basel, das hiess grosse geistig-humanistische Überlieferung (Erasmus, Holbein, Jakob Burckhardt; die älteste Universität der Schweiz); von Lübeck her vertrauter weltoffen-hanseatischer, protestantischer Geist; dem Gemeinwesen verbundener Bürgersinn; versipptes und verschwägertes, dynastischem Denken verpflichtetes Patriziat, vergangenheitsstolz, in stetem Bewusstsein und Lob des Herkommens; bedeutende mäzenatische Tradition endlich, in Diskretion geübte Philanthropie.

Gegen Basel ins Gewicht fiel zunächst lediglich «die teure Wirtschaft» (Tb 7.4.33); ein Gesichtspunkt, der sich allein nicht durchsetzen konnte, denn unterm

19. April heisst es im Tagebuch: «Entschiedene Befestigung des Entschlusses, [...] mit aller Energie unsere Niederlassung in Basel zu betreiben.» Vom 1. bis 5. Mai quartierte man sich deshalb im Hotel «Drei Könige» ein und erörterte und besichtigte mögliche Wohnsitze. Thomas Mann traf dabei auch auf ein Haus, dessen Augenschein ihn mit «einer abscheulichen u. niederdrückenden Vorstellung von deklassierter Existenz» (Tb 3.5.33) zurückliess. Der Versuch, etwas Passendes zu finden, schlug fehl; es kam hinzu, dass Thomas Mann «dringend vor Basel wegen der Nähe der Grenze u. der nat. soz. Propaganda u. Beeinflussung» (Tb 8.5.33) gewarnt wurde. Beides verfehlte seine Wirkung nicht: Thomas Mann wandte sich von der Stadt am Rheinknie ab.

Kam aber Südfrankreich, wohin man von Basel aus fuhr, für eine «endgültige» Niederlassung in Frage? Das grösste Handicap dieser Gegend war ihre Fremdsprachigkeit. Thomas Mann sprach, im Gegensatz zu seiner Frau, bei der es in allen Sprachen sprudelte, ein nicht durchaus konversationsfestes Französisch, und wenn er es auch etwas besser verstand, fühlte er sich doch, wie immer im Ausserdeutschen, «oft demütigend behindert von der fremden Sprache» (Tb 12.6.34). Aber nicht nur die Sprache, die ganze Sphäre des Südens war dem Lübecker, bei allen ihren Vorteilen, «fremd und immer bedrückend» (Tb 23.9.36). Er fand, kaum angekommen, «in diesem Kulturgebiet alles schäbig, wackelig, unkomfortabel und unter meinem Lebensniveau» (Tb 10.5.33). Das meiste darin stelle sich für ein nordisches Auge etwas kaputt dar, so lautet das Verdikt auch in einem Brief vom Juli (13.7.33 an H. Reisiger). 1935 fuhr Thomas Mann, auf Drängen seines Bruders Heinrich, der ihn in seine Nähe ziehen wollte, nochmals nach Nizza, kam aber zum gleichen Schluss, dass die «Narrenküste» der beleuchteten Büsche und verödeten «Feenpaläste des 19. Jahrhunderts» (Tb 19.5.35) nichts für ihn seien.

Zürich hielt sich die ganze Zeit in der Diskussion, ein «Häuschen bei Zürich» stand im März und dann wieder Anfang Mai sogar «im Vordergrund unserer Gedanken» (Tb 30.3.33; Tb 9.5.33). Dann entnahm Thomas Mann Briefen, Zürich sei «unpraktikabel», der Antisemitismus, die Gleichschaltung mit Deutschland seien dort am Zunehmen. Auf der persönlichen Ebene waren die «abfälligen Kollegien eines Dozenten an der Zürcher Universität über mich» (Tb 27.5.33) genau zu registrieren. «Die deutsche Schweiz», schrieb Thomas Mann an Hermann Hesse, «scheint nicht mehr recht geheuer». Das war am 2. Juni. Später schlug die Stimmung wieder um. In Briefen an Carl Seelig und Robert Faesi, der dringend für Zürich plädierte, hiess es, man werde «sehr möglicherweise» in die Schweiz zurückkehren (28.6.33 an R. Faesi): «Für Zürich spricht natürlich sehr viel [...].» Im Juli schien man sich festgelegt zu haben (Tb 4.7.33): «Zürich wurde allseitig als das Natürlichste empfunden, auch für die Kinder.» Aber Erika, die wie schon im April das Geschäft über

nommen hatte, Heim und Herd zu suchen, schrieb wenig ermutigend von dort. Vergebens tat sie sich auch in Luzern um, in Kilchberg. Dann, am 6. und 9. September, unterrichteten Telegramm und Brief, es sei nun doch ein Haus, ein schönes und passendes, zu billigem Preis in Küsnacht gefunden.

Jetzt, da die Entscheidung anstand, machten Nervosität und Zweifel an der Bewohnbarkeit des möglichen Gastlandes sich unabweislich bemerkbar; Thomas Mann bedachte die «Unsicherheit und kulturelle Abhängigkeit der Schweiz, das Vorsichtsschweigen, das mir der Aufenthalt auferlegen würde, und das jede Gefahr nicht einmal ausschalten würde» (Tb 6.9.33). Er hielt sich den Rückweg offen: es sei nur ein «provisorisches, nicht bindendes Unterkommen», redete er sich zu, leicht wieder aufzugeben (Tb 10. und 11.9.33). «Erweist sich die Atmosphäre als unmöglich, können wir immer nach Frankreich zurückkehren.»

Kaum hatte man telegraphiert, die Küsnachter Offerte sei anzunehmen, traf von Erika die Meldung ein, das Haus sei anderweitig vergeben; zur Verfügung stünde aber ein zweites, ein grösseres und etwas teureres, auch mit Garage, neu und geschmackvoll möbliert, es fehlte allein an Wäsche und Silber. An «Töpflichem und Tüchlichem» müsste manches also wohl angeschafft werden[3]. «Im Übrigen ist das Haus aber *bildschön,* in, ich drahtete es schon, feiner Lage überm See, 10 km von Zürich bei Küsnacht. Autobus- und Bahnverbindung führt in die Stadt und jeder Gast hat Platz in Stuben und vier Badezimmern. Dass es, ausserdem, von laufenden Wassern wimmelt, brauche ich nicht zu erwähnen [...].»

Was würde sie in Zürich erwarten? Die Informationen, die Thomas Mann über die dortige Atmosphäre besass, stammten zum grössten Teil von Erika. «Zürich soll von Emigranten wimmeln», das hatte die Tochter schon im März mitgeteilt (Tb 18.3.33); was das Tagebuch zusammenfasst, wird in der Unbekümmertheit der direkten Rede ungefähr so gelautet haben[4]: «Zürich! Lachen würdest Du. Im Café Odeon verkauft ein Mann *Stadtpläne.* Ein Drittel (höchstens) sind dort Schweizer, ein Drittel Flüchtlinge, ein Drittel Spitzel für das Reich.» Im Juni schrieb Erika, die Schweiz werde «toller von Tag zu Tag»[5]; ein krasses Wort, wie jenes vom «Kotz-Zürich» im gleichen Brief, gelassen hingeschrieben. «Ihre Erfahrungen mit Zürich sind nicht günstig» (Tb 13.9.33), so muss Thomas Mann, in seiner Diktion, auch den Brief Erikas vom 11. September[6] resümieren.

Aber auch Gegenteiliges hörte er: dass nämlich das Leben in Zürich ihm sehr gemäss sein werde. Er notierte die Versicherung der NZZ, die Ostschweiz werde lieber die deutsche Sprache aufgeben als sich mit Hitler-Deutschland vereinigen. «Aller Voraussicht nach», so sein hoffnungsvolles Fazit, «erwartet uns eine würdige und der früheren sehr verwandte Existenz» (Tb 17.9.33).

Am Nachmittag des 23. September trafen die Manns, bei heiterem Wetter und

und nach einer wohltuenden Zugfahrt durch das «freundliche und wohlhäbige Land» (Tb 23.9.33), dessen noch herbstfarbenfreien Wiesen und Wälder den Eindruck von Neuheit bewirkten, in Zürich ein, nicht unvorbereitet und doch voller Bedenken. Die ältesten Kinder, Erika und Klaus, machten den Empfang und führten sie ins Hotel «St. Peter», wo Thomas Mann sogleich Gelegenheit nahm, die «nicht mehr gewohnte Annehmlichkeit des laufenden heissen Wassers» auszukosten.

Tags darauf, es war Sonntag, fuhr man nach Küsnacht, wo man das Haus aber verschlossen fand. Zufrieden war man mit seiner Lage, «der leicht erreichbaren und nicht einsamen Ländlichkeit» (Tb 24.9.33). Am Montag dann stand es offen und offen auch einer näheren Kritik (Tb 25.9.33): «Die Räume des weitläufig gebauten Hauses sind noch unvollkommen ausgestattet, präsentierten sich aber höchst erfreulich und flössten uns Vertrauen zu dem Aufenthalt ein. Ich studierte besonders mein sehr grosses und elegantes Arbeitszimmer, dessen Einrichtung freilich auch noch zu wünschen lässt.» Am Mittwoch endlich, den 27. September, zog man, begrüsst von einem Früchtekorb von Faesis, an der Schiedhaldenstrasse 33 ein.

Scbiedhaldenstrasse 33

Das Haus war von der Architektin Lux Guyer (1894-195 5) als eines ihrer früheren Projekte eben erstellt worden. Zu den bedeutendsten ihres Fachs zählend, stand sie in einer architektonischen Tradition, die sich von «gutem Geschmack», von Behaglichkeit und Solidität leiten liess.[7] Sie strebte in ihren Arbeiten, die sich unpathetisch in der Mitte zwischen Werkbund, Neuklassizismus und Heimatstil hielten, eine massvolle Erneuerung der bürgerlichen Wohnkultur an.

Auch das Haus «Untere Schiedhalde» ist vor prononciertem avantgardistischen Ehrgeiz gefeit. Ein ruhig-unprätentiöser Bau von dreigeschossiger Stattlichkeit, mit T-förmigem Grundriss (auch von der Form eines Passionskreuzes liesse sich sprechen, das im Süden freilich der sonst ausgeprägten Symmetrie nicht ganz folgt), spielt es mit den Niveaudifferenzen und verschieden ausgebildeten, zeltähnlich, kubisch, kathedralenhaft abgehängten Decken; dies letzteres allerdings manchmal zum Nachteil der Räume, welche, wo von ohnehin kojenhaft geringer Grösse, dadurch noch stärker eingeschränkt werden. Ein Korrektiv das Licht: Lux Guyer liebte helle, vielseitig belichtete Zimmer. Der südliche der beiden Gebäudeteile, deren Versetztheit um ein halbes Geschoss die zweiläufige Haupttreppe überwindet, enthält repräsentative Räume, Wohnraum und Arbeitszimmer, während im gartenseitigen Rückteil die Zimmer für die Kinder und die Dienstbotenregion liegen. Gross- und viel-, auch eckfenstrig erreichte Luzidität, die durchgehende Verwen-

dung der geometrisch reinen Form des Rechtecks im Grundriss, Boden- und Deckendifferenzierung in Form und Farbe, sorgsam inszenierte Übergänge – das alles sind bauliche Elemente, die den einzelnen Raum als Häuschen für sich, als – zum Teil etwas gar – kleines Universum empfinden lassen und den Eindruck von Privatheit vermitteln.[8]

Der lichtrot getönte Bau stellte sich nicht zur Schau. Durch den Garten getrennt von der Strasse und durch diese von einem Steilhang, stand es hinter dichtem Strauch- und Baumwuchs halb verborgen. Und doch vermochte es, wie man von Goethes Haus gesagt hat, zu «frappieren». Besonders angetan war jedermann von dem schönen Blick auf See und jenseitige Berge, bis zum Zauberberggebiet, das Föhntage noch näher heranbrachten.

Es lässt sich nicht behaupten, dass sein erster Mieter dem Haus gleich besondere Sympathie entgegengebracht hätte. Er fand es «elegant, aber dilettantisch gebaut, lächerlich hellhörig und unzulänglich eingerichtet» (Tb 28.9.33); es habe «grosse Fehler» (Tb 14.11.33). Hier sprach der aus einer wilhelminisch-kolossal gebauten Villa Vertriebene; was ihn verdross, waren weniger die Mängel des Neuen, dem gerecht zu werden ihm die Gelassenheit noch fehlte, als der Verlust des Alten.

Auf der andern Seite besass das Haus ein halbes Dutzend Toiletten und, wie Erika gleich gemeldet hatte, vier Badezimmer. Bemerkenswert dabei «das gute Funktionieren der elektrischen Wasserheizung, sodass das warme Bad jeden zweiten Tag sicher ist» (Tb 8.10.33). Das war Thomas Mann wichtig; es diente der Körperpflege, also dem Wohlbehagen, also der Arbeit. Der Literatur eine Wohnung zu bieten, brauchte Thomas Mann solch ein Haus. Eine komfortable Stelle, «sein Haupt hinzulegen», war unter dem vielen, das zusammenkommen musste, um ein hinreichendes, der Produktion auf Dauer unabdingbares Ersatzmilieu zu bilden, das Notwendigste; die Rolle, die das «gesicherte Heim» (Tb 15.5.33) in Thomas Manns psychischer und schriftstellerischer Ökonomie spielt, kann gar nicht überschätzt werden.

Das kostbare Münchner Meublement? Es fällt nicht ganz in fremde Hände. In seinen besten Stücken trifft es Ende November, über kriegslistig eingerichtete Kanäle und Deckadressen, in Küsnacht ein. Ein Lastwagen fährt vor; man packt aus: den Schreibtisch mit Stuhl, den Lesestuhl mit Taburett, die beiden verglasten Biedermeier-Bücherschränke, zwei Empire-Holzkandelaber, den Musik-Apparat. Im Tagebuch aber schildert Thomas Mann das «Fest» in erregtem Präsens
(Tb 25.11.33).

Noch vieles mehr an Hausrat liess sich retten, darunter Kostbarkeiten aus dem Lübecker Familienbesitz: die Taufschale mit Gravur von 1654, Porzellan und Silber, ein grosser Teil der Bibliothek, Kleider, Mäntel, Schuhzeug, Tisch- und anderes Leinen, Kunst- und was der gewohnten Gegenstände mehr waren. In vierzig Kisten und Körben verpackt langte alles an, eine «Welle von ehemaligem Leben» (Tb 31.

10.33). Der Antransport dieser Dinge war nicht von euphorischen Gefühlen umflort; es war wohl ein Glück – wie vielen gelang es, mit seidenen Decken zu emigrieren? –, aber kein reines, ein Glück nur im Unglück, anstrengend und erschütternd. Nachdem Thomas Mann zum ersten Male wieder unter seiner purpurnen Steppdecke geschlafen hatte, notierte er (Tb 10.11.33): «Sie macht mir die Nimmer-Rückkehr als definitive Wirklichkeit aufs Neue und mit neuem Lebensschrecken unbegreiflich-begreiflich.»

Die restliche Habe blieb verloren, wie sich im September 1935 abzeichnete. Zu diesem Zeitpunkt war man aber schon längst wieder so komplett eingerichtet, dass Katia darüber «eher erleichtert» war, «da das Eintreffen des gewaltigen Hausrats zweifellos etwas wie eine Heimsuchung und Kalamität bedeutet hätte» (Tb 4.9.35). Auch in dieser Erleichterung dürften die Manns unter den Emigranten recht allein gewesen sein.

Der Schreibtisch

Das Wort, dass der Hausrat im Leben der Dichter die grössere Rolle spiele als in den Vorlesungen der Literaturhistoriker, hat seine spitze Wahrheit mit Recht und ein wenig Unrecht eingebüsst. Im Falle Thomas Manns stimmte es nie. Kein Besucher, Literat oder nicht, der sein Arbeitszimmer, seine helle Höhle ohne eine kleine Scheu betrat, sie ganz unbeeindruckt verliess; kein Journalist, der es nicht etwas mit den Malern des Mittelalters hielt, die, wenn sie den schreibgewaltigen Hieronymus abbildeten, auf die Werkstube ebensoviel Sorgfalt verwandten wie auf den Büsserheiligen selbst. Der legendäre Mahagoni-Schreibtisch Thomas Manns, in Lehmann Bernheimers Münchner Kunst- und Antiquitätenhandlung erworben, muss daher einer der meistbeschriebenen überhaupt sein. Chippendale? Oder ist er, um als solcher gelten zu können, in den Formen etwas zu schwer?

Schon im Mai 33, in Les Roches fleuries, noch tief im Ungewissen über sein weiteres Verbleiben, fasste Thomas Mann den Entschluss, Schreibtisch und zugehörigen Armsessel aus Deutschland holen zu lassen. «Es ist träumerisch, sie zu sehen», kommentiert das Tagebuch den «sonderbaren Tag» seiner Ankunft in Küsnacht (Tb 25.11.33). «Das Aufstellen und Räumen, das Auspacken der kleinen Gebrauchs- u. Ziergegenstände aus den Schubladen [.. .] nahm fast den ganzen Vormittag in Anspruch.»

Übertrieben scheint das nicht. Auf der geräumigen Edelholzplatte des pompösen Möbels, neupoliert und spiegelblank, drängten sich tausend Dinge: eine Leselampe; ein Abreiss-Kalender (am 11. Februar stehengeblieben); das Bildnis Fritz August Kaulbachs von Katias Jugend; Fotografien von ihr als junger Mutter und von Medi-Elisabeth; die goldeingelegte Schildpatt-Tabaksdose des Senators, die sein Sohn weder füllte noch je benutzte; eine kleine silberne Plakette mit dem Profil

des alten Tolstoi; ein Savonarola-Profil; zwei Empire-Kerzenständer («zu Häupten des Manuskripts», wie bei Schiller); eine alte russische Zigarettendose aus Papiermache, derer sich Thomas Buddenbrook und Madame Chauchat bedienen, geschmückt «mit einer dahinsausenden Troika»; ein siamesischer Krieger, dessen schöne Schulterlinie es Thomas Mann an tat; ein bronzener Buddha, stets auf der hinteren Plattenrandmitte; die bemalte Holzfigurine eines schreitenden ägyptischen Dieners mit Perücke und Lendenschurz; Medaillen, weitere Statuetten, Büchsen; alles von der aufgeklappten Lesebrille bewacht. Kaum blieb Platz fürs Schreibgerät, die aufs Sorgfältigste – denn äussere Hemmungen riefen innere hervor – ausgewählten Mittel des täglichen Gebrauchs. Das weitaus meiste waren Ziergegenstände aller Art, Schmuckstücke ohne praktischen Nutzen, doch nicht ohne Wert und höheren Zweck. Vom festen Platz aus, der einem jeden streng zugewiesen war, spielten und funkelten sie ins Magische hinüber, dorthin, wo nur Wortschamanen sich so recht auskennen. Es waren Amulett und Talisman, zauberkräftige Hüter der Kalligraphie, die das Unheil schlechten Ausdrucks bannten, vor Kunstfehlern feiten und ebensosehr zum «epischen Hausgerät» (XI, 408) gehörten wie glattes Papier, flüssige Tinte und leichtgleitende Federn.

Dieser Schreibtisch war mehr als ein Werkplatz alltäglich-profaner Verrichtungen. An dieser Stätte von Kampf und Opfer und zungenschnalzendem Glück, auf der die Möglichkeiten schwirrten, platzten oder sich, was viel eher ihre Gewohnheit war, zu Satz und Seite verdichteten, hat sich Thomas Mann nicht zufällig so gern sehen, so oft ablichten lassen. Es war sein persönlichstes Möbel, ein Stück seiner selbst, ein narzisstisches, ein Repräsentationsobjekt *par excellence.* Wenn Thomas Mann, in welchem Weltwinkel auch immer, an seinem schnitzereienverzierten «Lieblingsmöbel» (Tb 9.5.33) sass, königlich allein, war er geborgen, zu Hause, «bei mir». – Den ältesten Kindern aber galt der Schreibtisch als der höllischste Ort, in wohlversicherter Abwesenheit des Vaters sich ärger- und feierlicherweise «den Schwur ewiger Verderbtheit» zu leisten[9].

Wie der Schreibtisch Küsnacht erreicht hatte, gelangte er später auch nach Amerika, nach Princeton, nach Kalifornien, und über alle ozeanische Unendlichkeit wieder zurück in die Schweiz. Er ging nicht verloren, wurde nicht gestohlen; er folgte, treu wie Faustens Pudel, überallhin und kam unbeschädigt an, als sei das Abenteuern sein Metier. Immer wieder sprach Thomas Mann, wenn er ihn an neuem Orte auspackte, von «Phantastik» (Tb 7.10.38). Der Schreibtisch war ein Gleichnis des Überlebens, des Siegens also, einer «spöttisch überlegenen Ausdauer» (Tb 21.3.43), und als solches der Anlass zu tiefster Genugtuung. «Mein Schreibtisch steht wie durch Zauber Stück für Stück genau so da wie in Küsnacht und schon in München», schrieb Thomas Mann 1938 aus Princeton (17.10.38 an B. Frank). «Ich bin zäh und

semper idem.» In einem anderen Brief heisst es (19.10.38 an E.v. Kahler), so wie der Schreibtisch dastehe, so sei er «entschlossen, mein Leben und Treiben mit grösster Beharrlichkeit genau fortzusetzen wie eh und je, unalteriert von Ereignissen, die mich schädigen, aber nicht beirren und demütigen können». Der Schreibtisch avancierte zum Symbol der Lebens- und Schaffenseinheit, der Beständigkeit, Festigkeit, Unbeirrbarkeit, ja einer letzten triumphalen Unberührbarkeit.

Genuss des Wohlstands

War einmal eingerichtet, änderte sich nicht mehr viel. Das väterliche Arbeitszimmer, versichert Klaus Mann[10], gehörte zu jenen Institutionen, auf deren Dauerhaftigkeit – bei sonst gründlich gewandelten Verhältnissen – man sich habe verlassen können. Seit es Thomas Mann 1914 erworben hatte, zählte auch Ludwig von Hofmanns Werk *Die Quelle* dazu. «Täglich und stündlich» wollte er die drei «koloristisch meisterhaft ausgeführten Jünglingsakte», die arkadische Atmosphäre glücklich-jugendlicher Körperlichkeit vor Augen haben (2.6.54 an A. Thiersch; 16.8.31 an L. v. Hofmann). Auch in Küsnacht wurde das goldgerahmte Bild, dem das «Schnee»-Kapitel im *Zauberberg* zu danken hat, im Arbeitszimmer aufgehängt. In Amerika kam die verjährte Schönheitsphantasie in den Salon; heute hängt sie im Zürcher Thomas Mann-Archiv.

Ordnung und Stimmigkeit stellten sich nach und nach her; der engere Lebensrahmen kam ins Lot. Die Hausvorstandsschaft lebte auf zu neuer Blüte. Aus München folgten die Stubenmädchen Marie Treffler und Maria Ferber, später verheiratete Fröhlich (was aber nichts zur Sache tut, denn das Dienstpersonal hatte sich regelmässig mit Vornamen zu begnügen: Elise, Eva, Fanny usw.); zeitweilig nahm sich des Haushalts auch Marie Kurz an (die nun aber doch auch Kurz-Marie, Kürzl oder Kürzchen genannt). Zu Weihnachten 1934 komplettierte der junge Schäferhund Bill oder Billi die Familie. «Wir werden gute Freunde werden», hoffte Thomas Mann (25.12.34 an I. Herz), «und jedenfalls wird er dazu beitragen, mir, der ich in München immer einen solchen Gesellen hatte, das Exil vertrauter nach alter Art zu machen».

München setzte, ganz allgemein, immer noch das Mass. Die «Schiedhaldi», zu der man die Schiedhaldenstrasse bald verschweizert hatte, musste bieten, was das Herzogparkhaus geboten hatte. Intendiert war ja eine «Rückkehr ins Deutsche» (Tb 17.9.33), «ins Gewohnte» (Tb 11.10.33), möglichste «Wiederherstellung» (Tb 14.3.34) gewesen. Da die tatsächliche Rückkehr, die *restitutio in integrum*, verwehrt war, blieb die *imitatio* der verlorenen Lebensform. Sie reichte bis ins Detail. Thomas Mann sprach von Verwandtschaft; er legte, sich selbst wie jeglichen Dritten gegenüber, Wert auf die Feststellung, dass die neue Daseinsform der Münchner «verwandt», ja «ihr in vielen Stücken vorzuziehen» sei (Tb 3.10.34).

Die Angst, die ihn in Basel zu Entnervung geführt, zu Tränen gerührt hatte, das dunkle Grauen vor einer unwürdig-klatrigen, proletarisierten, «deklassierten» Existenz, sie kehrte sich um in ihr Gegenteil, wenn er seinen Gästen zuhanden der Zurück- und Drinnengebliebenen zeigen konnte, demonstrieren durfte, dass seine Existenz nicht, wie Schadenfreude drüben vermeinte, «exilmässig» (Tb 25.2.34) war. Die «Unfähigkeit der Münchener zu verhindern, dass wir in der Freiheit in einem schönen Haus leben» (Tb 27.4.34), machte ihm grosses Vergnügen.

Dass der für Emigranten ungewöhnlich grosszügige Lebensrahmen Thomas Manns das Nazi-Regime tatsächlich herausforderte, erhellt, wo nicht sonst, aus einem Artikel im Hetzblatt «Der SA-Mann», des Titels *Schmuklerski und Mischlinski. Namen werden zu Symbolen – Mit Kamera und Bleistift durch Zürich*^, in dem mit bemühter Ironie und gewiss auch authentischem Ärger dargetan wird, dass Thomas Mann «als ‚armer' Emigrant in einer sehr ansehnlichen Villa in Küssnacht [sic] ein beschauliches Dasein fristet. Wir haben uns das Häuschen angesehen und können uns die Bewunderung für den erlesenen Geschmack des Besitzers nicht versagen.»

Im Äusseren würgte kein Elend, beugte keine Not. Von den Miseren des Alltags, wie sie die meisten anderen Emigranten betrafen, spürte Thomas Mann wenig. «Es wäre undankbar, wollte ich meinen Zustand nur leidlich nennen», gab er selbst zu (9.9.35 an A. Kubin). «Ich habe mein Bad, mein Automobil, ein schönes Arbeitszimmer, gute Mahlzeiten» (Tb 24.2.34). Er war nicht nur froh, wie der Herr im *Eisenbahnunglück, dass* – sondern auch zufrieden, *wie* er sass.

Der Wille, es sich auch im Exil gutgehen zu lassen, begründete keine Phäaken-Existenz. Dieser Wille war – wie schon der ihm zugrundeliegende, physisch zu überleben – ein Agent auch des Widerstands. Denn es ging nicht nur um das Gutergehen an sich. Ihm eignete vielmehr eine über-private, politische Dimension. Das Thema des Glücks nämlich wurde von den deutschen Machthabern entschlossen propagandistisch besetzt. Sie fingierten gegenüber dem Ausland, ein glückliches Volk hinter sich zu haben, was irgendein Exilglück nicht litt. Thomas Mann hat dies instinktiv erkannt (31.10.35 an R. Schickele): «Es ist ja so, dass alles, was Glück und Wohlfahrt heisst, dem Nazitum sofort schweren Abbruch tut. Nacht muss es sein, wo Hitlers Sterne strahlen.» Wohlstand im Exil bedeutete daher implizite Renitenz, Aufsässigkeit, Kampfbereitschaft.

Den Triumph seines Scheiterns wollte Thomas Mann seinen Feinden nicht gönnen, Nachtmahr und Spukbild einer «verlorenen Existenz» (17.2.41 an F. Kaufmann) nicht bieten. Als ihm 1939 die Nachricht des Nazi-Blattes «Das Schwarze Korps» zu Ohren kam, er sei nun schon ganz heruntergekommen und treibe sich

halb verhungert in Pariser Cafés umher, kommentierte er (7.11.39 an G. Bermann Fischer): «Ein Wunschtraum, noch nicht so recht erfüllt.» Später sollen Nazi-Zeitungen gemeldet haben, Thomas Mann sitze in einem englischen Konzentrationslager, und Goebbels, nach dem Fall Frankreichs, sogar seinen Tod. Die Meldung von solch verfrühten Nekrologen muss Thomas Mann gemischt aufgenommen haben: mit einem Schaudern darüber, wie es hätte kommen können; und mit der Genugtuung, dass es dazu nicht gekommen war.

Alternativen

Unangefochten und unüberprüft konnte diese Wohnsitznahme nicht bleiben. Noch vor dem Einzug in Küsnacht verglich Thomas Mann mit Lugano, wo ihm das Leben aber «wenig erwünscht» erschien, «schon wegen der Sommerhitze u. auch wegen mangelnden Kulturreizes, Theater, Zerstreuung durch Freunde» (Tb 25.9.33). Kurz darauf machte er sich neue «Überlegungen, was in der gegenwärtigen Lage meiner Persönlichkeit entspricht. Der Aufenthalt in Zürich, nahe der deutschen Grenze und zwar in Freiheit und Distanz aber in Kontakt mit dem Innerdeutschtum, zweifellos das Richtigere für mich als das Aufgehen in französischer Sprache» (Tb 2.10.33). «[. ..] es war seit dem Beginn des Exils mein Wunsch», schrieb er Carl Helbling (25.10.33), «auf deutschen Kulturboden zurückzukehren. Ich geniesse die hiesigen Konzerte, das Theater und auch den persönlichen Kontakt mit der Heimat durch Besuche.» Es seien «vor allem die Kinder, die uns für die nächsten Jahre jedenfalls noch an die Schweiz binden», heisst es dann in dem Brief vom 2./4.4.1934 an René Schickele (in dem mindestens das «vor allem» ein kleines Fragezeichen verdient), «es wäre ein Unrecht, sie schon wieder, und zwar ins Fremdsprachige, zu verpflanzen». Ausserdem sei das Leben in der Ostschweiz, «sozusagen vor den Toren Deutschlands», «eine halbe oder nicht ganz schroffe Emigration».

Als Heinrich Mann 1935 mit dem Süden lockte und fragte[12]: «bemerkst Du nicht doch das Eine mit Sicherheit, dass die nahe Grenze Dein Befinden beeinflusst?», antwortete der Bruder (3.4.35 an Heinrich Mann):

> Es mag sein, dass die Aggression auf diese meine schwache Seite hier unmittelbarer ist, als sie in Nizza wäre. Auch finde ich ein gewisses ängstlich [es] Bedürfnis, in deutscher Kultur- und Sprachsphäre zu bleiben, jetzt nach zwei Jahren nicht mehr so lebendig in mir wie zu Anfang. Es ist richtig, dass die Ost-Schweiz den grossen Vorteil für mich hat, ein Stück altes Deutschland zu sein, das dabei geistig zu West-Europa gehört. Aber als Provisorium haben wir auch diesen Aufenthalt immer nur betrachtet, und Nizza bleibt in Reserve.

Das war Diplomatie. Thomas Mann dachte in diesen Jahren nicht daran, «dies uns natürliche Land» (Tb 24.7.35) mit dem Süden zu vertauschen, noch, worüber auch geredet wurde, mit Wien oder Prag. Dass Thomas Mann Zürich gewählt hatte, das war, alles in allem, kein Zufall, sondern aus innerer Notwendigkeit geschehen. Die Deutschschweiz war vielleicht kein vollkommen ihm «natürlicher» Boden, aber sie war gewiss der Boden, der jenem, der ihm natürlich gewesen war, am nächsten kam.

Auch dass man, innerhalb der Deutschschweiz, länger an der Schiedhaldenstrasse 33 bleiben würde, musste sich erst erweisen. Das Haus stand vorerst lediglich bis April 1934 zur Verfügung, gegen eine Halbjahresmiete von Fr. 3‘600.-, im Voraus zu entrichten. Das war «auf die Dauer viel zu teuer» (23.12.33 an J. Meier-Graefe). Anderseits schien auch «das Erbauen eines Hauses nach unseren Bedürfnissen bei den Schweizer Preisen ein Ding der Unmöglichkeit» (Tb 25.9.33) – was Thomas Mann allerdings nicht vom Schmieden von Bauplänen abhielt.

Ende Jahr kündigte Lux Guyer (die auch die Hauseigentümerin war) eine Erhöhung der Miete von monatlich 600 auf 700 Franken an. Obwohl man dies «höchstens auf einige Monate erträglich» (Tb 29.12.33) fand, beschloss man, bis Juli 1934 zu verlängern. Vater des Beschlusses war weniger der Zweck, Frist zu gewinnen für weitere Beschlüsse, als der Wunsch, den eben erst erreichten Zustand relativer Geborgenheit und Sesshaftigkeit zu sichern, das Provisorische, wenn nicht zum Definitiven, so zum «Provisorisch-Definitiven» (Tb 29.12.33) zu machen und damit die Beängstigung neuen Wechsels zu vermeiden. Am 24. Februar 1934 heisst es dann sogar zuversichtlich: «Das Haus werden wir wohl für absehbare Zeit behalten». Die Mieterhöhung liess sich übrigens vermeiden; die Architektin ging auf den Vorschlag der Manns ein, beim bisherigen Preis – ohnehin ja schon ein «Sündenpreis» (2./4.4.34 an R. Schickele) – zu bleiben und dafür die Miete für neun Monate vorauszubezahlen.

Der Prolongation folgten weitere Prolongationen. Auf ein Angebot Frau Guyers, das Haus käuflich zu übernehmen, trat man nicht näher ein. Als Ende 1936 – Thomas Mann begann eben *Lotte in Weimar* – im zürichseitigen Nebengarten gebaut wurde, drohte dies die Aussicht auf ein Stück beblümten Hangs zu verderben. Man hielt das für bedenklich genug, um einen Hauswechsel zu erörtern. Bald aber fand sich Thomas Mann damit ab und freute sich im Gegenteil gar, dass das eigene Werk im Einklang mit dem Haus nebenan sich aufschichtete. Auch andere Pläne, das gemietete mit in der Nähe gelegenen Häusern zu tauschen, wurden fallengelassen. Die «Untere Schiedhalde» blieb das Domizil, in dem Thomas Mann die ersten fünf Jahre des tausendjährigen Reiches hinbrachte.

Jahre später, als sich Thomas Mann an die frühe Exilzeit erinnerte, fiel ihm zuerst «das Nicht verstehen und Nicht verstehen wollen der Aussenwelt» ein (Tb 9.10.44). Dass er in seinem Leid nicht erkannt wurde, trug dazu bei, dieses noch zu vergrössern. Exemplarisch für die so empfindlich wahrgenommene Stumpfheit ist Ernst Hanhart. Nach einem am 7. Oktober 1933 mit ihm geführten Telefongespräch war Thomas Mann «unangenehm berührt von seinem völligen Mangel an Teilnahme für unseren Verlust und Zustand, – einer bei Schweizern häufige[n] Erscheinung».

Es wurde nicht nur das Katastrophische der Emigration verkannt. Hinzu trat, dass sie in den Ruch des Unehrenhaften, Schmachvollen zu stehen kam, ihr ein gewisser Makel anhaftete, auch wenn niemand dies so eingestanden hätte. Thomas Mann sprach später von einem «oft kaum merklichen, aber doch unverkennbaren Stigma, das wir Emigranten trugen» (XI, 975). Über seine Erfahrungen mit der Mentalität: «En rächte Bürger schpringt nöd furt us sim Heimetland», hat auch Klaus Mann berichtet[13]:

> Die meisten Leute schauten uns schief an, nicht weil wir Deutsche waren, sondern weil wir Deutschland verlassen hatten. So etwas tut man nicht, nach Ansicht der meisten Leute. Ein anständiger Mensch hält zu seinem Vaterland, gleichgültig, wer dort regiert. Wer sich gegen die legitime Macht stellt, wird suspekt, ein Querulant, wenn nicht gar ein Rebell. Und repräsentierte Hitler nicht die legitime Macht? Er tat es, nach Ansicht der meisten.

In ihrem Brief vom 11. September 1933, in dem sie ihre Eltern über die Atmosphäre in der Schweiz informiert[14], schreibt Erika Mann, man kennzeichne «das, was etwa nachteilig hier ist, und was die Schweiz in Gegensatz zu allen andern Ländern stellt, am besten damit, dass es hier im Allgemeinen – etwas degradierend und entwertend ist, in Deutschland nicht mehr leben zu können oder auch nur zu wollen». Thomas Mann, der «selbstverständlich» hier «eines hohen und unbeschädigten Ruhmes» geniesse, würde das nichts anhaben. «Aber die allgemeine und von der [Neuen] Zürcher Zeitung [...] angegebene Stimmung ist *gegen* ‚Emigranten', und nicht etwa, weil es deren zu viele gäbe, sondern mit einem andern Akzent, den sie sonst nirgend hat, und der einfach den Unfrieden mit der Naziregierung meint. Mit einer *Regierung* ist man nicht in Unfrieden, – da könnte man ja ebensogut das Mütterliche angreifen.»

Bürokratische Widerwärtigkeiten hatte Thomas Mann für sich und seine Familie nicht zu erleiden. Die Behörden sprangen mit ihm nicht um von staatlicher Kommandohöhe aus; die Behandlung seiner Anliegen erfolgte in der Regel privilegierend kulant. Weich federten Ruhm und Ruf ab, was den namenlosen Fremden, den

«unerwünschten Ausländern», zur Schikane, wenn nicht zum Unheil gereichte. Man sah bei Thomas Mann über Vorkommnisse hinweg – etwa über seine Mitarbeit an der schweizerischen Presse, die prononcierten politischen Äusserungen nach 1936 –, die bei anderen als Ausweisungsgrund genügten. Fast noch illustrativer sind manche Details. So erhielt Thomas Mann auf Anfragen bei Behörden «liebenswürdige Antwortschreiben» (Tb 11.10.33). Bern bewilligte – dem «Erstaunen» (Tb 24.11. 33) des zuständigen Beamten im Zürcher Zollfreilager an muss es eine Ausnahme gewesen sein – die zollfreie Ablieferung der geretteten Möbel. Als Thomas Mann einmal «als Zeuge zur Sache eines Schweizer Gestapo-Spions auszusagen hatte», begegnete er einem «liebenswürdigen Untersuchungsrichter» (Tb 10.6.37). Sogar der Steuerkommissär in Küsnacht erwies sich als «sympathisch und entgegenkommend» (Tb 8.11.34). Kurz: Der Dank dafür, dass ihm «dieses Schwere, eine neue Heimat zu finden», «hierzulande auf so wohltuende Weise erleichtert» wurde und dass die Behörden ihm dabei «mit so grosszügiger Gefälligkeit» (XI, 439) entgegenkamen, war berechtigt.

Die Kinder

Wenn Thomas Mann von «den Kindern» sprach, deretwegen er in Zürich sei und vorerst bleibe, dann meinte er Michael und Elisabeth; die vier älteren wohnten nicht mehr im Elternhaus. Erika befand sich meist auf Gastspielreisen mit der «Pfeffermühle» und belebte Küsnacht nur sporadisch. Auch Klaus war nur zeitweilig da; wie die Zugvogelschwester dauernd unterwegs, pendelte er zwischen Europas nichtdeutschen Metropolen. In Zürich, dem er in der von ihm edierten Exilzeitschrift «Die Sammlung» ein kurzes Feuilleton widmete[15], hatte er neben den Eltern und ihrem Freundeskreis zahlreiche eigene Bekannte, den «Schlag», den er im *Café Odeon*, im *Terrasse*, im *Select*, bei *Huguenin*, bei Oprechts oder im Schauspielhaus traf.[16] Mit Zürich verbanden ihn auch «Thunfisch» – ein privatsprachlicher Ausdruck für Opiate –, «Urmutter Mo» und «Schwesterchen Euka».[17] Das morphiumhaltige Medikament Eucodal besorgte er sich in Apotheken «auf Pump»; der Vertraute Dr. Erich Katzenstein musste dann jeweils das Rezept nachliefern. Zusammenbrüche infolge der Sucht bedingten Entwöhnungskuren, so 1938 eine in Zürich. In seinem letzten Roman *Der Vulkan* hat Klaus Mann sie beschrieben. Das Privatsanatorium nannte er «Haus Sonnenruh», den Doktor Rütli, wie Rütlischwur, fügte auf Golos Rat ein e ein, Rüteli, schliesslich wurde Rüthy daraus.[18]

Golo selbst erhielt Dozenturen an der «Ecole Normale» in Saint-Cloud bei Paris und an der Universität Rennes. Später, nach einem Aufenthalt in Prag, wurde er Mitredakteur der Zeitschrift «Mass und Wert». Die stille Monika fuhr von Südfrankreich aus nach Florenz, wo sie ihren späteren Mann Jenö Lány kennenlernte. Mit

ihm zog sie 1938 nach Zürich, in die «Pension Fortuna» an der Mühlebachstrasse 35, in der auch Robert Musil untergekommen war.

Michael und Elisabeth also nur, Bibi und Medi, wie der Familienj argon die Jüngsten nannte, waren noch daheim. Sie seien glücklich da, meinte der Vater, und auch Klaus urteilte später, von Heimweh nach Deutschland habe bei ihnen keine Rede sein können[19]: Elisabeth «sprach schon mit leicht schweizerischem Akzent, sah auch aus wie ein Schweizer Mädchen, zugleich ernsthaft-gediegen und ein bisschen burschikos, mit klarer, intelligenter Stirn, freundlichem Blick, ungeschminkten Lippen, sportlichem Kostüm: Man kennt den Typ, er gehört zu den erfreulichsten». Michael dagegen habe sich fürs Schweizerdeutsch weniger empfänglich gezeigt.

Beide oblagen einer musikalischen Ausbildung am Konservatorium: Michael zum Geiger, Elisabeth zur Pianistin. Damit liess sich, da es an Fleiss nicht fehlte, der Besuch des privaten Freien Gymnasiums verbinden. Elisabeth blieb dreimal die Woche über Mittag in der Stadt und speiste bei Verleger Rascher; Michael bekam eine Zeitlang gar ein Privatzimmer in Zürich.

Thomas Mann begleitete diese Studien, von denen er nur fürchtete, sie liefen zu sehr ins Geld, mit väterlichem Interesse. Seine Tagebücher halten über den Anfang, die Schwierigkeiten und Fortschritte auf dem Laufenden; sie notieren das disziplinierte Üben Bibis, den letzten Schultag Medis, beider Prüfungen. Elisabeth lernte so gut, dass sie schon mit siebzehn Jahren die Matura erreichte. Da man – Kuriosität am Rand – erst mit achtzehn an der Hochschule zugelassen wurde, bekam sie ihr Abgangszeugnis nicht an der Schlussfeier ausgehändigt, sondern erst zum achtzehnten Geburtstag zugestellt.[20]

Michael seinerseits gelangte am Konservatorium wohl zum Lehr-, nicht aber zum Konzertdiplom. Ein *rencontre* mit dem zweiten Direktor Carl Vogler, der auch in Harmonie- und Formenlehre unterwies, endete mit Handgreiflichkeiten und einer Ohrfeige von Michael und bewirkte, dass er unverzüglich relegiert wurde. Ausserdem soll er von allen Professoren beglückwünscht worden sein.[21]

Der Vater nahm den Vorfall mit der üblichen Gelassenheit zur Kenntnis. Im fein equilibrierten Gefüge der familiären Gewalten «die letzte Instanz»[22], hatte er nichts von einem pädagogischen Furor an sich. Unberaten in Fragen alltäglicher Erziehung und daran mehrheitlich uninteressiert, kam es selten vor, dass er eine Strafunternehmung persönlich leitete. Nur wenn ihn eine Ungezogenheit direkt betraf, insbesondere bei bruitistischen Anschlägen während der Arbeitsstunden, griff er spontan und mit natürlichem Ärger ein; sonst musste er sich, wenn Blitz und Donner und autoritativer Verweis am Platze sein mochten, regelrecht zur Produktion von überzeugender Aufwallung ermannen (Tb 4.4.21): «Schliesslich ist es Pflicht, sich nicht aus Selbstschonung der unangenehmen Emotion des Zorns ganz zu entschlagen.»

Das Freie Gymnasium hatte für Elisabeth eine Aufnahmeprüfung in Form einer Lateinübersetzung verlangt. Elisabeth, der in München ein sehr guter Lateinunterricht zuteilgeworden war, stand vor keinen grossen Problemen; ganz offensichtlich aber eine zweite Kandidatin. Nachdem Elisabeth ihre Arbeit abgeschlossen hatte, sprang sie der Armen bei und half ihr, an hinlänglich verschwiegenem Orte, auch deren Text zu übertragen. Die andere, das war Gret Moser, mit der Elisabeth dann drei Jahre zusammen auf der Schulbank sass; Grets Bruder Hans wiederum wurde ein Freund Michaels.

Beiden öffnete sich die «Schiedhaldi». Bald schon teilte Michael mit, Gret, die Tochter von Paula und dipl. Ing. Fritz Moser aus Zollikon, heiraten zu wollen. Nun besuchten sich die Häuser gegenseitig, machten sich bekannt und gaben nach intimer Besprechung der Verbindung ihren Segen. Die Minderjährigkeit der Eheleute – Thomas Mann bespöttelte Michael als «Eheknaben» – machte zum rechtlichen Erfordernis, dass ihre Zustimmung noch beglaubigt werden musste. Mit seiner Vermählung, die allerdings erst 1939 in den USA gefeiert wurde, manifestierte Michael «die männliche Art [...], sich dem Gastland zu assimilieren»[23].

Thomas Mann mochte Gret, das «schöne Mädchen» (Tb 14.11.36); er nannte sie in Briefen meist – mit freundlichem, nicht herablassendem Diminutiv – «seine kleine Zürcherin», «die kleine Schweizerin» oder «unser Schwyzer Schwiegertöchterchen». Wiederholt ist sie Gegenstand lobender Erwähnung. Thomas Mann wusste um ihren nicht einfachen Stand an der Seite Michaels.

Finanzielles

Der Mythos will, dass Dichter nichts von Geld verstehen. Sie leben dem Schönen allein, unberührt vom Geruch fiskalischer Notdurft. Das Bedürfnis, die Literatur in einem wirtschaftlichen Niemandsland anzusiedeln und von ihren finanziellen Aspekten sauber zu halten, macht sich auch in Bezug auf Thomas Mann geltend. Thomas Mann, so ist zu hören, ergab sich im Schutze reicher Heirat, im Segen steter schwiegerväterlicher Zuschüsse sowie eines nie versiegenden Tantiemenstroms ganz der Kunst, der reinen Poesie. Er war zuständig für den Geist, für das Geld aber seine wirklichkeitsnahe, pragmatisch-lebenskluge Frau. Das Gemälde dieser Rollenverteilung, dessen Farben Thomas Mann bisweilen selbst etwas aufgefrischt hat, ist grundsätzlich zwar richtig; unzutreffend aber die Vollkommenheit, welche der Trennung zugeschrieben wird. So akkurat lässt sich die Grenze nicht ziehen.

Wohl verwaltete Katia die Finanzen und war es meist sie, die die Verhandlungen mit dem Verlag führte, von Samuel Fischer jeweils mit der Frage empfangen, was für einen Dolch sie denn heute wieder im Gewände habe.[24] Aber derb auftreten, im

Gefühl des Rechten und Gerechten, konnte in pekuniären Angelegenheiten auch Thomas Mann. So stritt er etwa mit den «Basler Nachrichten» unzimperlich über die Honorierung des Nachrufs auf Samuel Fischer.[25] Das Gefühl, übervorteilt zu werden, provozierte «Zornanfälle» (Tb 2.1.37). Nein, hierin war Thomas Mann höchst normal und nach der Regel, und sein Erwerbstrieb hielt sich im Gesunden. Er liebte und forderte gute Bezahlung, sie schmeichelte seinem Selbstgefühl; dürftige Entschädigung hingegen verärgerte oder mehr noch, wie schlechtes Essen, beleidigte ihn.

Bei den Ausgaben nichts anderes. Seit je etwa war es Thomas Manns kostensenkende Gewohnheit, bei Büchern Frei- oder doch durch «allerhöchsten Corruptionsrabatt» (2.12.13 an K. Holm) vergünstigte Exemplare zu verlangen. Auch in ausserliterarischen Geschäften erwartete und bat er oft um eine seiner Person angemessene, entgegenkommende Gestaltung des Preises. Bezeichnend seine Antwort auf die Mahnung eines amerikanischen Zahnarztes (14.5.41 an R.H. Brodsky): der Preis von 90 Dollar scheine ihm für eine einfache Zahnkrone doch etwas hoch. Dabei möchte er nicht sagen, dass der Preis an sich für die ausgezeichnete Arbeit zu hoch sei, aber er hätte gedacht, dass der Familie Mann ein Einschlag gewährt würde.

Thomas Mann war Sohn eines Kaufmanns, dessen Vorbild ein Leben lang wirkte; es konnte nicht ausgerechnet in Gelddingen blass bleiben. Im Gegenteil: Als Thomas Mann 1933 in Deutschland um Hab und Gut gebracht wurde, sagte er[26]: «Das ist auch eine Parallele», und setzte damit seinen Verlust in Beziehung zur – in den *Buddenbrooks* nachgezeichneten – starken Vermögenseinbusse des Vaters.

Der enteignende Zugriff der Nazis auf den Besitz der Familie Mann geschah nicht mit einem Schlag und in definitiver Weise, sondern in Raten.[27] Zum Teil ist dies erklärbar dadurch, dass die rivalisierenden, nicht monolithisch ausgerichteten Organisationen des Nazi-Regimes – die Gestapo auf der einen Seite, das Auswärtige Amt, das Propagandaministerium und das Innenministerium auf der andern – uneins darüber waren, was mit Thomas Mann «geschehen» solle.

Als erstes beschlagnahmte die Münchner Politische Polizei die drei Autos der Familie, eine Horch-Limousine, einen Buick-Phaeton und Golo Manns «D.K.W.-Wägelchen», später das Haus mitsamt Einrichtung. Im April 1933 waren Überweisungen aus München noch möglich gewesen; im Laufe des Mai musste Thomas Mann erfahren, dass seine Guthaben bei den Bankhäusern J.G. Feuchtwanger und Aufhäuser nicht nur – wegen angeblichen Verdachts auf Kapitalflucht – gesperrt, sondern konfisziert waren. Es handelte sich um Forderungen von ca. 40 000 Reichsmark. Sie und die Wertpapiere in der Höhe von etwa 100 000 RM gingen wahrscheinlich in der sogenannten Reichsfluchtsteuer auf, die der unglücklich operie-

rende Rechtsanwalt Valentin Heins im November erlegte. Der Verlust beschränkte sich nicht auf das in Deutschland liegende Vermögen; auch die Goldpfandbriefe, die man in der Schweiz deponiert gehabt hatte, konnten Mitte Juni nur mit einer Einbusse von 60 Prozent veräussert werden.

Dass nicht *aller* Besitz aus München zu retten sei, war Thomas Mann bald klar. Es ging einzig noch um Schadenbegrenzung. Herausgeschafft wurden 60‘000 Reichsmark; Golo Mann glückte es Anfang Mai, also gerade noch rechtzeitig, 600 100-Mark-Scheine abzuheben. Über die französische Botschaft in Berlin gelangte der Betrag nach Paris und von dort in die Schweiz.[28] Thomas Mann rechnete sich selbst zur Schuld, dass nicht mehr an flüssigen Mitteln sichergestellt werden konnte (Tb 3.5.33): «Ich bin es, der hier ein entschlossenes Handeln verzögert hat». Er hatte zwar schon längst die finanziellen Fragen erwogen, mit Hilfe unter anderem des Zürcher Geschäftsmanns und Vermögensverwalters Richard Tennenbaum, auch etwa an eine «Verpfändung» des Münchener Vermögens an einen Schweizer, z.B.Helbling» (Tb 3.4.33) gedacht, eine «fingierte Schenkung an Golo und Monika» (Tb 15.4.33) erörtert, ohne aber konkrete Schritte zu unternehmen.

Die Hoffnung, der Güterkonfiskation zu entgehen, war einer der Gründe für Thomas Manns öffentliches Schweigen zu den Vorgängen in Deutschland. Die Flamme dieser Hoffnung lohte unterschiedlich hoch. Ein Notat vom 5. Mai 1933 befürchtet, «dass fast mit totaler Sicherheit der ganze Münchener Besitz, Haus, Möbel, Bibliothek eingeschlossen, auf jeden Fall u. auch bei grösster Vorsicht, Loyalität und Enthaltsamkeit verloren zu geben ist». Im September gewann Thomas Mann neue Zuversicht (Tb 24.9.33): «In München ist eine grössere Zahlung, etwa 70‘000 Mark, schon geleistet, und es ist möglich, dass das Haus wieder freigegeben ist oder bei weiterer friedlicher Prozedur demnächst freigegeben wird. Wir könnten dann das Inventar herausnehmen und das Haus verkaufen. Als Auslandsdeutscher könnte ich Geld aus Deutschland beziehen, u. auch K. hätte Aussicht auf ihr Erbe.» Insbesondere, nachdem Thomas Mann die erwähnte Reichsfluchtsteuer hatte bezahlen lassen, wuchs sein Wille, zu dem Seinen wieder zu gelangen. Anfang September 1935, nach weiteren Bemühungen um Vermögensrückgabe, teilweise unter Mitwirkung von Hans Gut, Direktor und Mitinhaber der Zürcher Privatbank Schoop, Reiff & Co., sah es auch nach einem Erfolg aus. Zur Feier der verfugten Freigabe kam Rechtsanwalt Heins eigens nach Zürich. Als man aber glücklich beim Champagner sass, ernüchterte ein «dramatisch hereinplatzender Telephonanruf von Heinsens Sozius Bumann: Die Beschlagnahme der Habe sei auf Berliner Weisung erneuert» (Tb 4.9.35).

Dabei blieb es. Am 28. Februar 1938 wurde aufgrund des Gesetzes über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom 14. Juli 1933 das beschlagnahmte «Vermögen der Schriftsteller-Eheleute Thomas und Katharina Mann»

zugunsten des Landes Bayern eingezogen und damit die Konfiskation, die zusammen mit der Ausbürgerung am 3. Dezember 1936 erfolgte, formal «legalisiert». Unter den Aktiven führt eine Abrechnung der Geheimen Staatspolizei das Haus Poschingerstrasse 1 (ab 1937 dem Lebensborn e.V. zur Zucht rassereinen Ariertums zur Verfügung gestellt) mit einem geschätzten Verkaufswert von 82 000 RM auf, das gesamte Bankguthaben in Höhe von 164 822 RM sowie den Erlös von 15 692.20 RM aus der Versteigerung des zurückgelassenen Mobiliars. Wenn Thomas Mann später davon sprach, er habe drei Viertel seiner irdischen Habe eingebüsst[29], so scheint dies, berücksichtigt man die erheblich reduzierte Erbanwartschaft Katias oder auch die Expropriation des deutschen Publikums, eher noch untertrieben, ohne diese Posten hingegen eher etwas übertrieben.

Zugute kam Thomas Mann, dass er schon seit langen Jahren Konten bei Schweizer Banken hielt, so bei der Rhätischen Bank (sie hiess später «Privatbank» und wurde dann von der Schweizerischen Bankgesellschaft übernommen) und der Graubündner Kantonalbank in Arosa. Die Hälfte der 200 000 RM, die der Nobelpreis von 1929 eingebracht hatte, war in der Schweiz angelegt. Im Juni 1933 beliefen sich die verbliebenen Aktiven auf rund 200 000 Schweizer Franken. Es gelang, diesen Stand zu halten: Im Februar 1935 berechnete man das Vermögen auf sFr. 210 000.-, und auch ein überprüfender Kassensturz im Juli 1936 ergab, dass die Verhältnisse «beruhigend sind und es uns erlauben, unsere derzeitige Existenzform aufrechtzuerhalten» (Tb 29.7.36). Grund dafür, sich in der Schweiz, «in dem reichen und teueren Land etwas reduziert» (Tb 27.9.33) zu fühlen, bestand also kaum.

Dass die Substanz nicht angegriffen werden musste, verdankte sich reduzierten Ausgaben einerseits, weiterhin gut sprudelnden Einnahmequellen anderseits; beides liess verschmerzen, dass Thomas Mann in der Schweiz ein reicher Gönner, ein Kunstmäzen grossen Stils, wie sie Rilke mit den Reinharts, Hermann Hesse mit Martin Bodmer gefunden hatten, nicht zuteil wurde. Der Jahresetat, der in München 50 000 bis 60 000 Franken betragen hatte, ging in Küsnacht auf 30‘000 bis 40‘000 Franken zurück. Dieser Aufwand, darunter ungefähr 3000 Franken jährliche Steuern, konnte durch die laufenden Einnahmen gedeckt werden. Thomas Mann war bis 1936 noch auf dem deutschen Markt vertreten, wo seine Bücher weiterhin guten Absatz fanden. Gleichzeitig aber, unternehmerisch gesprochen, bearbeitete er auch den Schweizer und den übrigen europäischen Markt. Als gute Einnahmequelle erwiesen sich wie bisher die Vorlesungen. Schon im September 1933, von Hans Bodmer zu einer Vortragstournee eingeladen, wollte Thomas Mann diese «des Gewinnes wegen unbedingt übernehmen» (Tb 18.9.33). Kurz darauf hiess es (Tb 14.11. 33): «Die Schweizer Tournee für Februar ist organisiert und trägt 2000 Franken.» Ein typischer Eintrag, denn ob «coulant honoriert» (24.3.35 an H. Hesse) oder

«schlecht bezahlt» (Tb 8.9.34), seine Diäten hat Thomas Mann fast immer notiert.

Dass sich die Verwirklichung seines Albtraums, wegen Geldmangels nicht standesgemäss leben zu können, bannen liess, machte ihn keineswegs blind für die materiellen Nöte der anderen Emigranten. Es ging ja um mehr als nur darum, die Bohnen ungeschmalzen essen zu müssen, um die normal-verrückte Hungerleiderei der meisten Schriftsteller. «Da unterdessen die Mittel der Flüchtlinge zu Ende gegangen sind», schrieb er am 26. Oktober 1935 an Otto Basler, «auch bei dem allgemeinen Charakterverderb durch die Krise der Verängstigungund mitleidlosen Engherzigkeit, die sie überall, auch in der Schweiz, zur Folge hat, ihnen so gut wie jede Erwerbstätigkeit abgeschnitten ist, so müssen sie schneller oder langsamer zugrunde gehen». Kurz darauf ein Tagebucheintrag über das «Elend des neuen jüdischen Emigrantenschubes» (Tb 2.11.35). «Ehem. Direktoren verkaufen Bleistifte.» In ebendem Küsnacht, wo er so angenehm wohnte, musste Constance Hallgarten, die frühere Münchner Nachbarin, mit ihrer Mutter «eine billigste Pension» (Tb 13.3.36) beziehen.

Thomas Mann war nicht erst in den USA einer der grossen Helfer. Wenn auch noch in geringerem Umfang, gab er doch schon in der Schweiz und von der Schweiz aus nach Kräften Unterstützung, versuchte, anderen Emigranten Beschäftigung zu verschaffen, bemühte sich um verlegerische Unterkunft ihrer Manuskripte. Hinzu kamen finanzielle Hilfeleistungen. So veranlasste die «Vorschuss-Bedürftigkeit» (Tb 27.10.35) des Schriftstellers Alfred Kring eine Empfehlung an Walter J. Bär, den Direktor und Teilhaber des Zürcher Bankhauses Bär. Auch direkte Spenden kamen vor. Sie hatten allerdings ihr Heikles. Nachdem er zugunsten René Schickeles einen Geldbetrag hergegeben hatte, schrieb dieser[30]: «Ich kann mich nicht bei ihm bedanken, weil es ihn natürlich beschämen würde. [...] Er wird von allen Seiten angegangen und *kann* nur kleine Summen geben, und mir gegenüber musste ihm das über alles peinlich sein – genau wie mir, dem Empfänger. [...] Dass er reiche Schweizer für mich angeht – ‚nichts lieber als das'! Aber *er* selbst: nein. Wenn wir es von einander wüssten, eingestandenermassen wüssten – unser Verhältnis wäre defloriert.»

Thomas Manns vielfacher Beistand – der unbequem war und die Arbeit beeinträchtigte – entsprang *nicht* einem schlechten Gewissen darüber, dass es ihm wie keinem anderen gelungen war, seinen aufwendigen Lebensstil mehr oder weniger beizubehalten, noch gar einem schlechten Gewissen über diesen Lebensstil selbst. Es gab hier keine heisse Scham zu besänftigen, keine moralischen Skrupel niederzukämpfen. Für Thomas Mann war sein Lebensstil der ihm normale und angestammte, und seinen Aufwand betrachtete er mit den unschuldigen Augen eines Kindes oder eben des geborenen Patriziers.[33]Das Patriziertum mag auch seinen Fürsorgesinn, seine Hilfsbereitschaft, die stille und selbstverständliche Wohltätigkeit mit erklären helfen.

Thomas Mann in Küsnacht

Das Gemeindewappen von Küsnacht zeigt ein goldenes Kissen – eine Einladung durchaus zur Niederlassung. Sein gallorömischer Name ist als *Chussennacho* in einer päpstlichen Bulle vom 30. Mai 1188 erstmals in einer datierten Urkunde belegt; er hat zu höchst verschiedenartigen und eine ganze Reihe von «Küsnachter Jahresblättern» in philologischen Beschlag nehmenden Interpretationen Anlass gegeben.[1]

Der Zürcher Vorort, im Laufe der Jahrhunderte aus einem guten Halbdutzend kleiner Dörfer und Weiler zu einem politischen Ganzen zusammengewachsen, hatte 1933 ein paar tausend Einwohner; heute ist es, mit rund 13 000 Einwohnern in den Rang einer Stadt aufgestiegen, die bevölkerungsreichste Gemeinde am rechten, dem Sonnenufer des Zürichsees.[2] Etwa zehn Kilometer von der Stadt entfernt, war und ist es bevorzugtes Wohngebiet mit entsprechend hohen Bauland- und Mietpreisen. Die weitgehend locker überbauten Hanglagen werden durchbrochen vom Dorfbach, dessen verwüstenden Fähigkeiten man mit umfassenden Korrektionen Einhalt geboten hat; sein von bequemen Spazier- und Wanderwegen erschlossenes Tobel reicht bis in den Dorfkern hinunter. Zürichseits des Tobels liegen die schilfbestandenen Schübelweiher und Rumensee zwischen dem Wohngebiet Goldbach (der Namengeber ist seit Langem eingedolt und aus dem Dorfbild verbannt) und der damals noch unüberbauten Gegend um das Dörfchen Itschnach. Thomas Manns Revier, die Schiedhalde, kommt in den ältesten Urkunden (1266/1278) als «Schilthalde» vor und weist in dieser Form vielleicht auf ein altes Landmass «Schilt» hin? Der sanfte Hang unterhalb des Schübelweihers, auf dem sie liegt, ist früher eine Rebhalde gewesen – noch immer sind über vier Hektaren der einst grössten Rebbaugemeinde des Kantons Zürich mit Reben bepflanzt –, im Besitz des Johanniterordens übrigens, dessen Komturei, seit 1824 Domizil des kantonalen Lehrerseminars, zusammen mit Gemeindehaus und reformierter Kirche den engeren Dorfkern bildet. Nicht weit davon wagt sich der Küsnachter Schiffssteg in den See, und dort auch türmt sich das historische Hotel «Sonne» schlösschenartig über die Bäume empor. Es befindet sich seit 1711 – nunmehr in der neunten Generation – im Besitz der Familie Guggenbühl. In der «Sonne» quartierte Thomas Mann manche Gäste ein, und er hielt dort 1949

seine zweite Küsnachter Vorlesung. Und schliesslich steht seit einem halben Jahrtausend auch ein prominent gewordenes Riegelhaus in der Nähe, der denkmalschutzgesicherte «Seehof», dessen Obergeschoss Conrad Ferdinand Meyer zu Beginn seiner Laufbahn mehrere Jahre mit seiner Schwester Betsy bewohnte.

Hier unten im Dorf, wo sich die Dienstleistungsbetriebe des täglichen Lebens befanden, liess sich Thomas Mann selten sehen. Zum Bäcker Ringger, einem reinen Brotbeck, brauchte man sich nicht herabzubequemen; Tochter Rösli trug das Brot aus und die Gipfel hoch. Von ihr ist bei Thomas Mann nirgends die Rede, dafür von einer «Begegnung mit dem Bäckerjungen, einem hübschen Narren mit krummen Beinen» (Tb 10.5.35). Im Übrigen waren für Einkäufe Katia und die Mädchen zuständig, und ergehen konnte Thomas Mann sich in der Höhe. Besorgungen, die nicht zwingend von ihm selbst zu erledigen waren, kann man an einer Hand abzählen. Nur wo es sich nicht anders machen liess, pflegte er sich persönlich «in den Ort» oder «nach Küsnacht» zu begeben. Abschreckend zudem die erste Erfahrung beim Coiffeur (Tb 16.10.33): «Zeitraubend, ungeschickter Gehilfe, Ärger.» Dann hatte er einige Male mehr Glück; bis er gegen Ende seines Aufenthalts wieder dem «unendlich langsamen Gehilfen» (Tb 12. 2. 38) in Kamm und Schere lief.

Zuweilen fand sich Thomas Mann bei der Gemeindeverwaltung ein, zur Regelung seiner Steuerangelegenheiten oder um einen Ausweis abzuholen; zwei-, dreimal sprach er bei Karl Regli vor, dem Vorsteher des Notariats, zur Beglaubigung von Unterschriften. In die Kirche ging er nicht und nicht in die Wirtshäuser, ausser etwa in die «Sonne». Kaum hätte er eine andere als die Schiedhaldenstrasse hersagen können. Am 15. August 1936 wurde das Küsnachter Strandbad besichtigt.

Thomas Mann pflegte auch wenig Kontakte zu Einheimischen. Gelegentlich nahm er die Chauffeursdienste von Taxihalter Josef Doll in Anspruch, öfter jene des Arztes Dr. Jakob Stahel, der seine Praxis an der Seestrasse hatte. Als Hausarzt der ganzen Familie verkehrte er ziemlich oft bei Manns.

Eine Vorlesung in der Seminarturnhalle vom 2. Dezember 1934; das Promenieren in der Küsnachter Natur; was weiter noch an Bezügen? Nurmehr Quisquilien. Zum 60. Geburtstag schenkten Faesis einen «schönen alten Stich von Küsnacht» (Tb 26.5.35). Die nähere Umgebung interessierte Thomas Mann, soweit sie seine Kreise tangierte. «Die Pflasterung der Schiedhaldenstrasse, deren Fortschritte ich morgens von der Garten-Plattform aus feststelle, freut mich. Es wird sehr angenehm sein, darüber hinzufahren.» (Tb 19.10.35) Am 19. August 1937 wurde Thomas Mann Zeuge eines sonntäglichen «‚Promenade-Konzerts' von Küsnachter Bürgern auf der Schiedhaldenstrasse». Es spielte wohl die Harmonie *Eintracht* auf, ein Korps, das sich ausgezeichnet nennen durfte, seit es 1935 beim Eidgenössischen Musikfest in Luzern in der 2. Kategorie den 1. Lorbeerkranz sich glanzvoll erblasen hatte.

Ein Hauch Thomas Mann – Hans Guggenbühls Erinnerungen[4] tragen einen Titel, der stimmt und trifft über das Subjektive hinaus. Thomas Mann blieb in Küsnacht ein Fremder. Das lag zum einen an den Küsnachtern. Zwar war er in der kleinen Gemeinde eine auffallende Figur, und man wusste, wie bei jedem Fremden, wer er war. «Man muss in Küsnacht am Zürichsee nicht lange fragen, wo Thomas Mann wohnt», heisst es in einem Zeitungsartikel von 1935.[5] «Der Bahnhofvorstand, jede Frau, jedes Kind weiss Bescheid [...].»

Aber die Küsnachter, zumindest ihre tonangebenden Kreise, verhielten sich gegenüber Auswärtigen zurückhaltend. Nicht leicht wurde ein Zugezogener aufgenommen. Selbst C. G. Jung galt lange als «fremder Fötzel» und avancierte erst nach mehreren Anläufen in hohen Jahren zum Küsnachter Ehrenbürger. Auch auf den Flüchtling aus dem Norden hatte man nicht gewartet. Er begegnete, wie alle Deutschen, alles Deutsche, einem allgemeinen und zunehmenden Abwehrreflex; auch gab es notorische Emigrantenfeinde. Irgendwelche direkte Anfeindung hat Thomas Mann vermutlich aber in Küsnacht nicht erlebt; was ihm widerfuhr, war gerade, von einem Jungen in den April geschickt – «‚Sie!' haben ein Loch im Strumpf.'» (Tb 1.4.35) – oder «durch Lausbuben» beunruhigt zu werden, «die das Haus mit Schneeballen bombardierten» (Tb 4.12.35).

Dass Thomas Mann kein Küsnachter wurde, lag aber auch an ihm selbst und seiner Familie. Wie lange in Küsnacht seines Bleibens wäre, stand 1933 und auch später nie fest. Man lebte in Miete und auf Zusehen, mit dem Wort «vorläufig» im Herzen, immer eines Aufbruchszwangs gewärtig; nichts mehr von der Münchner Etabliertheit. Auch hielt sich Thomas Mann gar nicht so lange in dem Ort auf. Nimmt man alle seine europäischen und amerikanischen Fahrten, zählt die innerschweizerischen Vortragstourneen dazu und vergisst nicht die regelmässigen Ferien- und Kuraufenthalte, dann wird deutlich, dass Küsnacht den Charakter einer Operationsbasis, eines Stütz-, Ausgangs- und Durchgangspunkts annahm.

Wenn Thomas Mann aber in Küsnacht war, lebte er – wie überall – *sein* Leben, zurückgezogen und auf sich und seine Arbeit konzentriert. Die mittelbare Umgebung spielte dabei eine «geringe Rolle» (18.1.35 an E. Bertram). Er nahm sich, was er weniges von ihr brauchte. Auf irgend eine Weise sich ihr weiter anzunähern, dafür sah er keinen Grund, und er wurde dazu auch nicht genötigt. Ohnedies besass er nicht viel Flair für eine demokratische Kleingemeinschaft, wenig Erfahrung und noch weniger Interesse. Sein Rayon war von internationaler Dimension; sein Blick galt grösseren Gebilden. Am Dorfleben, den Bräuchen, dem lokalen Vereins- oder Sportgeschehen aktiv teilzunehmen, dem Arbeiter-Männerchor, der Schützenge-

sellschaft, dem Verschönerungs- oder dem Turnverein, wäre ihm nicht beigefallen, selbst wenn er 1933 beschlossen hätte, seiner Lebtag in Küsnacht zu bleiben.

Schliesslich darf daran erinnert werden, dass mit Thomas Mann in Küsnacht nicht nur ein stiller Denker einzog, sondern auch eine laute Familie. Hans Guggenbühl hat von ihr und dem durch sie bewirkten Eindruck der «Unangepasstheit» erzählt, im Anschluss an die Feststellung, Thomas Mann habe sich im Dorf kaum je gezeigt[6]:

> Statt seiner tauchten aber bald die Mitglieder seiner grossen und lebhaften Familie auf, die seinen Wunsch nach schalldichten Wänden zur Genüge erklärte, und ich erinnere mich noch gut, wie ich als kleiner Knabe auf sie aufmerksam wurde.
>
> So stürmte einmal eine aus einer älteren Frau und zwei oder drei jungen Personen zusammengesetzte Gruppe aus der Thomas Mann-Villa heraus auf die Strasse und rannte, zu einem Knäuel vereinigt, auf den an der Haltestelle wartenden *Bus* zu, der eben abfahren wollte. Durch Gesten und Zurufe, die einen Zug zum Stehen gebracht hätten, gelang es ihr, den Chauffeur zu weiterer Rast zu bewegen und so lange zu warten, bis das unförmige und damals für Küsnacht noch ziemlich neue Gefährt die ganze Gruppe verschluckt hatte. Einer der Mann-Söhne trug einen Violinkasten bei sich.
>
> Ebenso tumultuös verliefen die Besuche der Familie im *Strandbad.* Als Buben verbrachten wir ganze Tage in der damals modernsten Anlage dieser Art weit herum, und Frau Mann mit ihren Kindern kam oft ins Bad, während sich der Vater auch da nie zeigte [...]. Frau Mann [. ..] rannte jeweils, umgeben von ihren Kindern, laut lachend, rufend, überschäumend vor Lebenslust, ins aufspritzende Wasser. Man war damals in Küsnacht nicht daran gewöhnt, dass eine ganze Familie dermassen unbekümmert und weithin hörbar sich austobte, und nahm es eher als Zeichen geringen Anstandes denn als Ausdruck natürlichen Verhaltens, wie das heute wohl jedermann ohne Weiteres tun würde.
>
> Dass dabei auch *ein Stück Unverfrorenheit* mit im Spiel war, zeigt eine kleine Szene, die ich zufällig miterlebte. Frau Mann hatte in einem bekannten Zürcher Modehaus eingekauft und wollte bezahlen. Da aber ein paar Kunden vor der Kasse eine Schlange bildeten, riss ihr plötzlich die Geduld, sie drängte sich ungestüm vor, und mit unüberhörbarem Ärger in ihrer mir vom Strandbad her bekannten Stimme rief sie: ‚Ich möchte bezahlen, ich bin Frau Thomas Mann!' Wie die Sache bereinigt wurde, weiss ich nicht mehr, aber ich nehme an, dass die paar Schweizerinnen ihr indigniert den Vortritt liessen und dann zu Hause über die Deutschen schimpften, die sich jetzt überall vordrängten.

Im Frühling 1934 wurde Katia Mann, auf Anzeige einer empörten Nachbarin hin, behördlich gerügt, weil sie, in fehlender Übereinstimmung mit den polizeilichen Vorschriften, an einem *Sonntag* Wäsche an der Leine im Freien trocknen liess, grosse, gut sichtbare Weisswäsche, und dies obendrein nicht nur einmal.[7]

Eine andere Geschichte, die das Leben eigenwillig genug geschrieben hat und von der mehrere Versionen auf uns gekommen sind, handelt von der Fahnenstange, die in Nachbar Kollers Garten stand. Herr Koller war lange in den Tropen gewesen (weshalb man ihn Tropen-Koller nannte). Zurückgekehrt, hisste er als guter Patriot an seiner Stange die Schweizer Fahne. Im Sommer strömten ihretwegen Leute in den Garten, da sie eine Gastwirtschaft vermuteten. Nun geschah es, dass in den Novembernächten das Drahtseil an die Fahnenstange schepperte, was Katia Mann den Schlaf raubte. Sie liess Herrn Koller deswegen einen Brief unmissverständlich reklamierenden Inhalts zugehen. Als Herr Koller bei ihr erschien und sich entschuldigen wollte, empfing ihn die Dichtergattin unter der Türe mit einer neuen Tirade. Darauf machte der Nachbar rechtsumkehrt und antwortete Frau Mann schriftlich, er könne ihre Klage nur schwer verstehen: seine Fahnenstange sei aus *Thomasstahl,* und im Übrigen stamme die Röhre von *Mannesmann.*

Man könnte hier fortfahren: die fremdenpolizeilichen Bussen von je Fr. 5.- nennen, die wegen nicht rechtzeitiger Anmeldung von zwei Dienstmädchen verfällt wurden[8]; dass Thomas Mann, gestützt auf eingegangene Klagen über lästiges Musizieren bei offenen Fenstern, eine entsprechende Auflage gemacht wurde[9]; die Probleme ansprechen, die es wegen der Hunde gab (der Airdale-Terrier Toby etwa, ein Neurotiker und unberechenbarer Beisser, fiel zwei Knaben an – was Maulkorb- und Anleinezwang nach sich zog[10] – und bereitete anderen Ärger mehr); oder erwähnen, dass die sportliche Weise, wie Erika und Katia Auto fuhren, und die unbefangene, wie sie parkierten, manchem Ansässigen ein Dorn im Auge waren. «Man hat sich dort über Verschiedenes aufgeregt», resümierte Katia Mann viel später[11], «aber sonst ging es uns ganz gut dort.»

Alltag

«Wir leben hier so unseren Tag dahin», schrieb Thomas Mann im November 1934 (19.11.34 an J. Meier-Graefe); kurz zuvor hatte Klaus Mann notiert[12]: «Die allermeisten Dinge im Leben sind *langweiliger* als man sie sich vorstellt. Man stellt sich immer nur die Höhepunkte, die Pointen vor. So ist es mit Emigration [...].» Auch das Exil kannte seinen Alltag; auf seine Alltäglichkeit wurde gar Wert gelegt. Der All- und Arbeitstag in Küsnacht sollte sich so wenig wie möglich von jenem in München unterscheiden, und das tat er denn auch.

Thomas Manns alte strenge Ordnung, die eingefleischte Regel hatte ihn wieder, das ihm natürliche Gefüge des Tages blieb gewahrt. Die heiligen Vormittagsstunden gehörten der literarischen Produktion; Hauptgeschäfts- und Kontorzeit, der Aussenwelt unzugänglich. Wer vorsprach oder 91 11 07 wählte, wurde ab- oder auf später verwiesen. Denn erst der Nachmittag galt den Weltgeschäften.

Auch hier ein steter Zug von Besuchern, von Freunden, Bekannten, Verwandten[13]; von Liebhabern, Schülern, Reportern (Thomas Mann, eine «jagdbare Celebrität» [II, 399]). Wer lange blieb, rief Katia auf den Plan, deren Miene zu verstehen gab, dass die Zeit gekommen war. Selten genügte die Miene nicht.

Was sich im Hause zutrug, sein Arbeitszimmer ausgenommen, berührte Thomas Manns Aufmerksamkeit nur sachte. Er hielt sich, wenn es nicht geradezu unvermeidlich war, zugunsten vollkommener Ruhe einzuschreiten oder ein Mädchen *in persona* zu verwettern, aus Mangel an Interesse, Überlegungen der Kräfteökonomie und ähnlichen Gründen mehr zurück. Das Hauswesen war die Domäne Katias; deren Verdienste in dieser sachlichen Zuschreibung höchst unzureichend gewürdigt sind. Denn ohne Katia wäre nichts gegangen. «Auf ihrer Spannkraft», niemand wusste es besser als ihr Mann, war «alles aufgebaut» (Tb 17.11.33). Sie organisierte und führte nicht nur den Haushalt, sondern räumte generell aus dem Weg, was immer an grossen, grössern, kleinern und kleinsten Problemen des Alltags anstand. Sie schützte und stützte, wann immer ihr Mann dessen bedurfte; es war oft der Fall. Katias verständnisvoller und unermüdlicher Hilfe, ihrer umfassenden Betreuungskunst und Pflegekraft hat Thomas Mann, hat die Literatur sehr viel zu verdanken.[14]

Eine wichtige Rolle spielten seit je die Spaziergänge bei jeder Witterung, frühmorgens oder mittags vor Tische, allein, mit Katia, mit andern Begleitern; mit dem Hund, den auszuführen herr-liche Pflicht war. Es war dies auch eine gesittete Leibesbetätigung, die Kopf und Körper Genüge tat, in zumutbar-kultivierter Natur, der man sich auf die freieste und höflichste Art näherte. Beim einsamen Promenieren liess sich, bewusst und unbewusst, sauerstoffbefeuert und massvoll erregt, der Stoff kneten und wälzen, bis er sich formte und fugte, bis er exekutionsfähig war. Ambulierend wurde entworfen und entwirrt, das Weitere bedacht, überschlagen, gedreht und gewendet; das Gesetz des Werkes fasste Zutrauen und teilte sich Schritt für Schritt dem Geist des Gehens mit.

Natürlich erging sich Thomas Mann hauptsächlich in der Gegend, auf den «wunderschönen Waldspaziergängen, die ich in unserm Küsnacht vor der Türe habe» (XI, 445), wanderte Richtung Itschnach oder Zumikon. Oft wurde das literarisch fruktifizierte Wandeln auch verbunden mit Spazierfahrten durch Frühlingslandschaft und Sommerpracht, nachmittäglichen Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung, auf die Forch und den Pfannenstiel, den Zürich-, den Uetliberg, um den Zürich- und

zum Greifensee, zum Kloster Fahr und zum Schloss Rapperswil, nach Uster, Ermatingen, Regensdorf, glückliche Fahrten allesamt. Einzig eine Partie auf Teils Spuren an den Vierwaldstättersee misslang; ein «zornmütiger Bauer»[15] vergällte Thomas Mann die Reiselaune nachhaltig, indem er ihn indezent von seiner Wiese wies.

Zweimal im Frühling 1937 und dann noch einmal im Herbst besuchte Thomas Mann den Zürcher Zoo. Das Aquarium beeindruckte ihn und die «wahre Kriegsbemalung» (Tb 24.5.37) des bengalischen Tigers. Die Menschenähnlichsten, die Primaten, scheinen seiner Aufmerksamkeit am sichersten gewesen zu sein. Einzig die Schimpansen werden im Tagebuch mehr als einmal erwähnt: zuerst fiel dem Humanisten ein Schimpanse auf, «der den Pot de chambre benutzt» (Tb 22.5.37), dann einer mit «überlegenem Menschenblick» (Tb 17.10.37).

Die «Neue Zürcher Zeitung»

In der Jugend hatte er die Tagespresse kaum in seinen Gesichtskreis gelassen; später, seit den Jahren des ersten Weltkriegs, blickte Thomas Mann nicht nur auf sie herab, sondern las sie auch. Durch seine Annäherung an die politische Welt, eine sich sensibilisierende, virulent werdende Zeitgenossenschaft, und insbesondere durch das Exil, seine Ungewissheit, seinen Orientierungsbedarf, wurde er zum geradezu passionierten Zeitungsleser. Mehr Zeit gab er hin dafür, schien ihm, als erlaubt. Aber wie nie zuvor stand *sua res* in den Journalen; jede Nachricht konnte von Belang sein für ihn, jede Neuigkeit von persönlichster Aktualität.

Thomas Mann las in Küsnacht verschiedene, meist bürgerliche Blätter. Abonniert hatte er die NZZ, in deren Feuilleton er zweifach präsent war. Einmal kam er in ihr selbst zu Wort und liess Vorabdrucke erscheinen; zum andern wurde darin auch über ihn, seine Bücher und Vorlesungen geschrieben. Einzelne Besprechungen, natürlich, missfielen ihm, und ihr kritisches Niveau begegnete zuweilen Zweifeln. Was ihm generell aber an der Schweizer Presse zusagte, war der «Unterschied zwischen ihrem Ton und dem der Deutschen»; hier fehlte nicht, wie dort, «die Anerkennung der Persönlichkeit» (Tb 22.11.33).

Die politische Berichterstattung der NZZ widerspiegelt sich in besonders während der ersten Exilzeit häufigen Notaten. Thomas Mann hielt seine Lektüre fest, verarbeitete, kommentierte sie, zitierte daraus zustimmend und ablehnend. Schlimmes «Vorbild» der NZZ gaben die «Münchner Neuesten Nachrichten» ab, an deren Stelle sie getreten war, und Thomas Mann stand vorerst in Sorge, ob sie sich auf die MNN hinauswüchse. Dies war nicht der Fall. Vor allem 1933/34 fand der Kurs der NZZ Thomas Manns Zustimmung. Mehrmals lobte er «scharfe» (Tb 17.8.33), «energische» (Tb 16.9.33), «ausgezeichnete Artikel» (Tb 10.8.34). Die NZZ nehme

«kein Blatt vor den Mund» (Tb 21.2.34), sie sei «sehr feindselig gegen Deutschland» (Tb 8.3.36). Die NZZ wurde mehrmals in Deutschland für eine bestimmte Zeit verboten, wie das Deutsche Kriminalpolizeiblatt überhaupt immer wieder Verbreitungsverbote schweizerischer Zeitschriften mitzuteilen hatte. Oft und oft aber auch verurteilte Thomas Mann die NZZ, fand ihre deutschfreundliche Haltung «elend» (Tb 19.11.34) oder sogar «von unaussprechlicher Niedrigkeit» (2.7.36 an Heinrich Mann). Die partielle Zurückhaltung der «Zürichtante» (wie nicht nur Tucholski sie nannte) vor radikaler Kritik am Nationalsozialismus ist nicht zu erklären mit der Einstellung ihres – 1933 erst 36jährigen – neuen Chefredaktors Willy Bretscher (der ihn, Deutschland-Korrespondent von 1925-29, aus eigner Anschauung hinreichend kannte), sondern unter anderem mit der Zusammensetzung ihres Verwaltungsrats: darin «sassen finanzstarke Herren, die es mit dem Dritten Reich nicht verderben wollten»[11].

Richard Wagner

Halt hat Thomas Mann nie durch Bindung an Institutionen, sondern in der Anlehnung an seine künstlerischen Vorbilder gesucht. So auch und gerade jetzt, im Exil: Wie war es Tolstoi bei seiner Schweizer Reise ergangen? Welche Spuren hatte hier Nietzsche hinterlassen? Vor allem der seinerseits sogar steckbrieflich verfolgte Dresdener Flüchtling Richard Wagner, ein Hausgott Thomas Manns seit frühester Jugend, hielt ein Muster und Identifikationsangebot bereit. Dass Thomas Mann diesem Muster nachgelebt habe, lässt sich kaum sagen. Wagner blieb in seinem Exil aber vielfältig präsent.

Am 16./17. April 1933, es war Ostern, Fest der Auferstehung, erschien in den «Münchner Neuesten Nachrichten» ein Text des Titels *Protest der Richard-Wagner-Stadt Münch en*[xl]. Seine einleitenden Worte: «Nachdem die nationale Erhebung Deutschlands festes Gefüge angenommen hat ...», liessen erkennen, dass die Gleichschaltung die MNN mittlerweile erfasst hatte. Der von vierzig «Vertretern der Münchener Kunstwelt» unterschriebene «Protest» gab vor, «das Andenken an den grossen deutschen Meister Richard Wagner vor Verunglimpfung» schützen zu wollen. Er richtete sich gegen *Leiden und Grösse Richard Wagners*, welche psychogrammatische Rede Thomas Mann am 10. Februar 1933 in München gehalten hatte, und sprach ihm das «Recht auf Kritik wertbeständiger deutscher Geistesriesen» ab.

Thomas Mann erreichte «das hundsföttische Dokument» am 19. April in Lugano; es löste einen «heftigen Choc von Ekel und Grauen» aus (Tb 19.4.33). Er war wie vor den Kopf geschlagen, ganz Unverständnis und Konsternation. Nun aber geschah Hilfreiches durch Schweizer Zeitungen. Heinrich Wiegand verteidigte Thomas Mann im Berner «Bund»; abgedruckt wurde dort auch ein Leserbrief aus München (!), der ausführte[18]: «Den Historiker wird dieser Protest zu seltsamen Be-

trachtungen veranlassen müssen, denn sicherlich erwächst auch diese Aktion aus ähnlichen Motiven heraus, wie jene allerdings umfangreichere, welche im Jahr 1865 zur Vertreibung Wagners aus der ‚Wagner-Stadt' München geführt hat.» Wiegands «erfreulichsten Artikel» (Tb 25.4.33) bekam Thomas Mann erst am 25. zu sehen, am 21. aber schon jenen von Willi Schuh in derNZZ, *Thomas Mann, Richard Wagner und die Münchner Gralshüter*™. «Wir haben uns», schrieb im Vorspann die Redaktion, «um der positiven Kräfte willen, die ein Gewinn des neuen deutschen Kulturlebens werden wollen, in der Beurteilung geistiger Auswüchse auf künstlerischem und literarischem Gebiet im neuen Deutschland Zurückhaltung auferlegt. Das Münchner Manifest gegen Thomas Mann aber *darf* in einem freien, geistigen Lande nicht unwidersprochen bleiben.» Der Musikreferent derNZZ dann geisselte «diesen peinlichen, in Geist und Stil gleich widerwärtigen Schriftsatz» in entschiedenster Weise. Was für eine Genugtuung! In Thomas Manns Tagebuch waltet das Präsens (Tb 21.4.33): «Schon beim Frühstück meldet Frank telephonisch in freudiger Erregung einen 6 Spalten langen Artikel der N.Z.Z. von ihrem Musikreferenten Schuh gegen die Münchener Aktion. K[atia] holt Exemplare der Zeitung, und wir lesen mit Vergnügen den ausgezeichnet geschriebenen und für die Münchener Trottel vernichtenden Aufsatz.»

Die Sache hatte ihr Ende damit noch nicht. Als Hans Pfitzner, einer der Urheber des «hirnlosen Lynchgerichts» (XIII, 83), in einer Replik schrieb, Mann dürfe Wagner amusisch und dilettantisch nennen vor Deutschen, aber «nicht vor Holländern, Schweizern und Franzosen»[20], duplizierte Schuh[21]: «Nun wissen wir es also: unter Deutschen ist Kritik an Wagner erlaubt, nicht aber unter Menschen zweiten Ranges, nicht unter Holländern, Schweizern und Franzosen. Wir können Pfitzner nicht hindern, es als ein Ärgernis zu betrachten, dass es eine deutsche Schweiz gibt, die auch eine Vertreterin deutscher Kultur ist, und die es sich nicht nehmen lässt, ein freies Wort zu äussern.»

Eduard Korrodi, der Feuilletonchef der NZZ, kam am Jahresende in einem Rückblick über *Das Schrifttum Deutschlands 1933* noch einmal auf die Angelegenheit zu sprechen, in freilich etwas schillernder Weise.[22] Er beschrieb die Vorgänge in Deutschland als «Ausschaltung des Judentums und jener Schriftsteller aus der deutschen Literatur, deren Gesinnung zersetzend gescholten wurde und es zweifellos in manchen Fällen war». Bis dahin also reichte die Billigung; der Exzess begann erst mit Thomas Mann: «Wie weit aber der Begriff der ‚Zersetzung' aufgefasst wurde, ist aller Welt in Erinnerung durch den Vorstoss Pfitzners gegen Thomas Mann und, wie Pfitzner sich höflich ausdrückte, gegen das ‚Sekundantengeschmeiss der N.Z.Z.'»

Ein Brief Thomas Manns zur Unterstützung Schuhs blieb, auf Anraten Korrodis, unveröffentlicht. Auch die *Antwort an Hans Pfitzner* (XIII, 78-92) wurde von Peter Suhrkamp in der «Neuen Rundschau» nicht gedruckt. Letztlich scheint es richtig,

dass – mit Ausnahme einer sehr artigen *Erwiderung* (XIII, 76f.), die in drei deutschen Zeitungen erschien – eine öffentliche Rechtfertigung Thomas Manns unterblieb. Denn es ging bei dieser Denunziation überhaupt nicht um Wagner, nicht um die orthodoxe oder häretische Interpretation seines Werks. Es ging um den Auftakt zur Hatz, um die Achtung Thomas Manns, um «nationale Exkommunikation» (XIII, 91), und hier war der gutwilligsten und triftigsten Rechtfertigung der Boden entzogen – «denn Dementieren gibt es heute nicht mehr»[23].

Der 1900 geborene, also eine Generation jüngere Schuh, der 1922-24 in München studiert hatte, wurde allmählich ein «sympathischer» Bekannter (Tb 29.11.36), mit dem Thomas Mann in regelmässigem Austausch stand. Im *Doktor Faustus* setzte er dem «so feinen Kenner und teilnehmenden Freund meiner Arbeit» (21.4.33 an W. Schuh) ein Denkmal, indem er ihn in einer imaginären Abendgesellschaft voller erfundener Personen bei seinem richtigen Namen nannte (»der vortreffliche Musik-Referent der ‚Neuen Zürcher Zeitung', Dr. Schuh» [VI, 5 5 5]). Der Kontakt mit dem «guten, sanften, klugen und wahrhaft anhänglichen» Kritiker (Tb 24.10.53), der 1944 die Musikredaktion im Feuilleton der NZZ übernommen hatte, intensivierte sich in den fünfziger Jahren erneut.

Den Vortrag über *Leiden und Grösse Richard Wagners* hielt Thomas Mann am 15. Januar 1934 auch im Zürcher Schauspielhaus. Folgt man Schuh[24], so ist die «in jedem Betracht ausserordentliche» Rede «mit stärkstem Beifall» aufgenommen worden. Es blieb nicht die einzige über Wagner.

Ende Oktober 1937 ersuchte das Stadttheater Thomas Mann, zur vierten Zürcher Integralaufführung des *Rings* einen einleitenden Vortrag zu halten. Nach ersten Bedenken sagte er zu (Tb 26.10.37): «um Deutschlands, um Zürichs willen, auch wegen des Gegenstandes, ist mir die Einladung, gegen die es keine Opposition gegeben haben soll, interessant und wichtig». Sogleich machte er sich ans Werk, denn die Sache litt keinen Aufschub, schon auf den 16. November war die «Abendfeier» anberaumt. *Richard Wagner und der «Ring des Nibelungen»* wurde rechtzeitig fertig. Darüber nun, ob die Aula der Universität ausverkauft gewesen sei, herrscht nicht letzte Klarheit. Laut Thomas Manns Tagebuch ist sie es gewesen, und zwar «trotz der gleichzeitigen Veranstaltungen» (Tb 16.11.37); Hans Mayer hingegen erinnert sich an ein nur «mässig besetztes Auditorium»[25].

Eindeutiger steht es mit der Beweislage, was die Reaktion des Publikums angeht. Der Vortragende, der nicht verschwieg, dass er einen «schlimmen Moment mit der Prothese» soldatisch zu überstehen hatte, notierte selbst «grosse Aufmerksamkeit und Zufriedenheitskundgebung am Schluss» (Tb 16.11.37). «Thomas Manns meisterliche Rede», so berichtete am 18. auch Willi Schuh in der NZZ, «wurde von einer tief beeindruckten Hörerschaft mit stärkstem Beifall aufgenom-

men». Noch länger klang in Äusserungen von Zuhörern die «grosse Wirkung, die der Zürcher Wagner-Vortrag getan» (Tb 5.8.38), nach.

In ihm fallen auch einige lobende Worte über Zürich. Der Versuchung, sie zu zitieren, sei nachgegeben, und zwar deshalb, weil die Formulierungen verblüffend gut auch auf den Redner selbst geschneidert scheinen. Es heisst darin also (IX, 514f.):

> Nirgends, auch zu Hause nicht, hätte sein Lebenswerk sich wundervoller entfalten können als hier, und es fehlt nicht an Dokumenten dafür, dass er sich dessen dankbar bewusst war. [...]
>
> Diesen ausserordentlichen Menschen so lange umhegt und bei sich zu Gast gehabt zu haben, muss der Schweiz höchst denkwürdig sein, und eine Gesamtaufführung des ‚Nibelungenringes', wie jetzt das Stadttheater von Zürich sie zu bieten vorhat, ist ein lebendiger Anlass, der Beziehungen des Werkes zu dieser Stadt zu gedenken, Beziehungen, wie ihrer keine andere sich rühmen kann. Wenn das Zufall ist, so ist es ein sinnreicher und beifallswürdiger Zufall. Ja, es ist recht und schicklich, dass dies kühne Werk deutschen Geistes, das sich die Welt erobern sollte, in der freien und zuträglichen Atmosphäre dieser Stadt entstand, einer Weltstadt, nicht dem Format, aber der Situation und Aufgabe nach, die allem europäisch-avantgardehaften Wagen immer freundlich war und hoffentlich bleiben wird.

Wagner, in Form dieser sprachverschlagenden Niedertracht namens der «Wagner-Stadt», stand am Anfang des Exils; er spielte auch in der Folge eine Rolle. Wiegand und Schuh hatten Wagner und Thomas Mann nebeneinandergestellt, auf die erstaunlichen Parallelen ihrer Fluchtumstände hingewiesen; es brauchte nicht viel, dass Thomas Mann den Vergleich aufnahm. Beide wurden auch, wie ihm nicht entging[26], in einer ähnlichen Werkphase von der Exilierung betroffen: noch in Deutschland hatte Wagner das utopische Projekt seiner Rzwg-Tetralogie und hatte Thomas Mann seine 7oyfp^-Tetralogie begonnen, bevor sie sie in der Schweiz fortführten.

In Wagners Schweizer Spuren ist Thomas Mann, wie gesagt, nicht gegangen. Aber seine Wege haben sich einige Mal mit jenen gekreuzt. So sass er zweimal bei privaten Lesungen in einem Stuhl, «den Richard Wagner zur Zeit des I. Tristan-Aktes viel benutzt» (Tb 6.8.35). Er fuhr zweimal auch zum Wagner-Museum nach Tribschen bei Luzern, wo Wagner 1866-72 gewohnt hatte. (Die Einwohnergemeinde Luzern hatte das Gut 1931 erworben und zwei Jahre darauf das Museum der Öffentlichkeit übergeben.) Des längern stand Thomas Mann vor der Inschrift, die das hier Erschaffene Wagners namhaft macht. Auf der Heimfahrt fragte er seine Frau, ob sie meine, «dass auch am Hause Schiedhaldenstrasse später eine Inschrift die Vollendung des ‚Joseph', des Freud-Aufsatzes, vielleicht des Essays über Nietz-

sche an diesem Orte melden wird» (Tb 17.7.36). Noch tut dies keine Inschrift, in Küsnacht nicht und nicht in Zürich, weder in Erlenbach noch in Kilchberg. Es gibt hierzulande übrigens auch keine Thomas Mann-Strasse, keinen Thomas Mann-Platz, kein Gymnasium oder *Stübli,* keinen Zürichseedampfer, die seinen Namen trügen.

Automobile

Anfang 1925 schaffte sich Thomas Mann das erste Auto an. Sein Vater hatte noch keine eigene Kutsche besessen und sich, wenn er über Land Korn einkaufte, mit Mietfuhrwerken beholfen. «Ich werde es nicht glauben, wenn ich drin sitze», teilte Thomas Mann das Ereignis mit durch die Ironie nicht kupiertem Stolz mit (24.12.24 an H. Buller). «Ein so schlichter Mann!» Er liess eine Garage bauen und schaute aus nach einem «Schofför» (16.8.25 an Erika Mann). Freude und verwandtschaftliche Gefühle, als er in einer Biographie Goethes die Koinzidenz entdeckte, dass auch dieser im gleichen Lebensjahr das erste eigene Gespann erworben hatte; mit Bleistift schrieb er an den Rand[27]: «Mit Fünfzig!» Thomas Manns herrschaftlich sechssitziger Fiat war es wohl, der Robert Musil zur Sottise provoziert hat[28]: «Das mindeste, was man von einem Grossschriftsteller verlangt, ist darum, dass er einen Kraftwagen besitzt.» Wenn er kein *must* gewesen war, dann wurde er es. Wie sehr der eigene Wagen dazugehörte, in Thomas Manns Vorstellung von seinem «Lebensstandard» sich verankert hatte, zeigte sich 1933, als er in München zurückgeblieben war. Schon am 30. März widmete sich ein Gedanke der «Übernahme des Wagens in das Zürcher Leben», und das Notat vom 10. Juni, das sich mit der «Möglichkeit einer wiederhergestellten und in sich ruhenden Existenz» befasst, verbindet damit die «Vorstellung von Haus und Wagen». Die Zusammenstellung ist sprechend: Der Wagen stand nach seiner Bedeutung fast im Rang des Hauses, er ergänzte es, erstreckte seine Sicherheit und Privatheit: *my car is my castle.* Die Anschaffung eines komfortablen Gefährts, das auch bestimmten Anforderungen repräsentativer Art genügte, zählte im Exil zu den «Befestigungen». 1933 war Thomas Mann im Zug nach Basel gefahren; im April 1934 fand er es für die unterdessen gemachten Fortschritte «symbolisch, dass wir diesmal mit dem eigenen Wagen dorthin kommen» (Tb 28.4.34).

Mit einem Fiat hatte der Reigen der Wagen begonnen, die Thomas Mann als sein eigen vorfahren liess; gleicher Provenienz war auch der Zürcher Nachfolger (Ford fiel aus dem Rennen), denn Thomas Mann hatte «zu dieser Marke [...] Vertrauen» (Tb 1.11.33). Auch hierin also: Imitation der Münchner Existenz. Es war eine «Anschaffung im Stil des früheren Lebens». Thomas Mann schwankte nur noch «zwischen einer bequemen Limusine und einem sportlichschmucken Kabriolett». Die Entscheidung fiel zugunsten des Komforts. Das Geschäft schlug – nach-

dem Thomas Mann den Verkäufer «zur genauesten Ehren-Kalkulation» angehalten hatte – mit Fr. 6000 – zu Buche.

Die Limousine, der es in dem mit ihresgleichen noch wenig bescherten Küsnacht Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen gelang, machte Thomas Mann viel Vergnügen. Es war einfach eines, das Reisen mit der Eisenbahn, und etwas anderes jenes im eigenen Automobil, ZH 15856. Schon die Abreise! Das Auto ermöglichte eine «rechte Münchener Abreise» (Tb 26.2.34), mit Chauffeur, Assistenz der Mädchen, Teilnahme der Kinder; ein Aufbruch, eine Zäsur, ein Tableau. «Die Vorzüge eines privaten Départ, im Wagen, für die Nerven bewähren sich», heisst es einmal (Tb 21.3.34). Sein Gepäck in Bereitschaft zu bringen, war genugsam Zeit. «Es ist ein gelassenes Packen, und auf die Minute kommt es nicht an.»

Und dann das Fahren selbst. Erika Mann hat von Thomas Manns «entspanntem Wohlbefinden, kaum war man unterwegs», «dem ihm so lieben Durch-die-Lande-Rollen» berichtet[29]. «Er reiste gern im Auto, lieber als in jedem anderen Fahrzeug, und das Gefühl wohliger Geborgenheit, das ihn ankam, sobald der Wagen sich in Bewegung setzte, übertrug sich sehr angenehm auf den Fahrer, dem er kindlich vertraute.» Wort für Wort wird dies von Thomas Manns eigenen Aussagen bestätigt, insbesondere das zu psychoanalytischem Tiefgang animierende Gefühl der Geborgenheit. Das Auto war hier nicht Beförderungsmittel allein, ein schlichtes Vehikel zur Lösung anfallender Transportprobleme, sondern auch Spielzeug und Lustquelle. Thomas Mann genoss das anstrengungslose Bewegtwerden; den Kitzel nachmittäglicher Ausflugs-, das Behagen nächtlicher Heimfahrten.

Seit jeher hatte er Wert auf die «äussersten Comfort-Chikanen» gelegt, weil das immer Kräfteersparnis bedeute (13.2.28 an Unbekannt). Was weiche Teppiche für die Füsse, waren gute Strassen für das Auto. Im *Gruss an die Schweiz* sind «die Fahrten in meinem kleinen Wagen auf Ihren guten Strassen» (XI, 445) ausdrücklich erwähnt. Als im Oktober 1935 die Schiedhaldenstrasse gepflastert wurde, verfolgte Thomas Mann interessiert und erfreut die Fortschritte.

Ende 1936 wurden neue Wagen in Augenschein genommen, ein Fiat-Cabriolet, Ford, Vauxhall; ein halbes Jahr darauf kam es zum Kauf, und zwar eines Chevrolet, «dunkelrot, sehr erfreulich, für 5‘000 Franken (wobei 3000 für den alten Fiat in Anschlag gebracht)» (Tb 2.6.37); ein Monogramm fehlte nicht. Der Wagen konnte im September 1938, als der Küsnachter Haushalt aufgelöst wurde, für noch 4300 Franken verkauft werden, was ein Licht auf den blühenden Altwagenhandel dieser Zeit wirft.

In Amerika hielt man einen Buick, «hübsch, dunkelblau, mit Radio, Heizung und allem Comfort» (Tb 18.6.40). Die Marke blieb; in einem Brief vom 13. Februar 1949 an Kitty Neumann, worin Thomas Mann für eine Krawatte dankt, heisst es:

«Ich binde den Staat immer um, wenn wir leutselig lächelnd in unserem neuen Buick Convertable herumstolzieren.»

1952, wieder in der Schweiz, wählte man erneut einen – «sehr schmucken»[30] – Fiat. Die Kontrollnummer hielt mittlerweile bei ZH 23574. Ein flatterndes Schweizer Fähnchen zierte das Fahrzeug. Gleich begab sich und ernüchterte ein «erschreckender Zwischenfall mit dem neuen Wagen. Rauch, Gestank und Funken, Versagen des Motors. Zwei hilfreich brave, gefällige Polizisten» waren aber schnell zur Stelle, und der Tagebuch-Eintrag schliesst glücklich mit (Tb 9.1.53): «Ungestörte Weiterfahrt». Zuverlässig scheinen früher die Autos gewesen, seriös gewartet worden zu sein; jedenfalls ist von andern Pannen durch all die Jahre nur recht selten die Rede. «Thomas Mann und der Wagenheber» – ein erschöpfliches Thema.

ImFrühling 1954 schliesslich erwarb Thomas Mann sein letztes Auto. Lange prüfte er einen Opel Kapitän; seine gute Steuerung gab den Ausschlag aber für einen Plymouth. Der «schöne, reich verchromte» Amerikaner (7.6.54 an Erika Mann) bewährte sich aufs Beste.

Seit den Jahren vor dem Krieg hatte sich manches verändert. Im Juni 1949 diskutiert Thomas Mann mit dem Zürcher Stadtpräsidenten «über die Zürcher Verkehrszustände» und «vorgesehene Reformen» (Tb 22.6.49). Während einer Fahrt über den Gotthard bildet «frech überholender Pöbel» (Tb 31.5.50) Anlass zu gründlicher Verärgerung. Im Brief vom 15. August 1954 an Heinz Althöfer wird erzählt von langen Autoreihen zwischen Zürich und seinen Vororten. Die Tagebuch-Eintragung vom 16.6.53 berichtet von einer Fahrt von Kilchberg nach Zürich nur «unter grossen Verkehrsbelästigungen und Parkschwierigkeiten»; jene schliesslich vom 20.7.53 von einem «wüsten Strassenabenteuer Erikas und Medis», von «Automobilberührung, Prügelei und Auflauf».

Das alles sind neue Beobachtungen, neue Tatbestände. Sie haben ihren soziologischen Hintergrund in dem wirtschaftlichen Aufschwung, der den Markt von Autokäufern verbreiterte. Die Automobilindustrie sah sich nicht mehr an die Dispositive der Kriegsmaterialproduktion gebunden und begann wieder, Wagen für den Privatgebrauch zu produzieren. Westeuropa motorisierte sich, das Autofahren wurde populär. Die Verkehrsdisziplin hatte noch Zuwachspotential und rief baulichen Taten.[31] 1950 wurde am Bellevue eine moderne Verkehrsanlage erstellt, 1952 am Paradeplatz ein «Unfall-Barometer» installiert. Verkehrs tafeln schossen wie Pilze aus dem Boden (ein neuer Ortsname war «Täflikon»). 1953 nahm man die ersten 149 Parkuhren in Betrieb. Es ist verständlich, dass diese Massnahmen den alten und angestammten Autofahrern als unliebsame Einschränkung und Missachtung von Anciennitätsrechten erschien.

Selbst ist Thomas Mann übrigens nie dazu gelangt, ein Automobil zu lenken. Hermes wird dies zu verantworten wissen. Der Protektor der Wege sorgte aber auch

dafür, dass Thomas Mann immer einen Chauffeur oder «Pilot» (Tb 19.9.37) zur Hand hatte. In Küsnacht verpflichtete Thomas Mann meist den Taxihalter Josef Doll, wenn er nicht die Dienste der Familienmitglieder in Anspruch nahm. Einen tauglichen, ja trefflichen Chauffeur gab Golo ab. Thomas Mann wusste jeweils schon im Voraus, welche Manöver Golo vornehmen, wo er Gas geben, bremsen, schalten, das Steuer herumdrehen würde, und nahm an den Manövern vergnügten Anteil.

Katia machte im April 1934 ihre «Chauffier-Prüfung»; sie soll «sehr chikanös und anstrengend» gewesen sein (Tb 12.4.34). Seine Frau nun schätzte Thomas Mann als Chauffeuse weniger. Er sah sie lieber überwachend im Fonds. Ihre von Verkehrszeichen unterschiedlich beeindruckte Fahrweise hatte etwas Unkonventionelles, mit einem Stich ins Freche. Verschiedentlich musste sie Karambolagen regeln und Bussen anerkennen. Nachdem sie im vorgerückteren Alter, in Kilchberg, mit dem hiesigen Strassenverkehrsrecht in besonders schweren Konflikt geraten war, fand das Autofahren für sie ein jähes, kaum je verwundenes Ende.

Die «Pfeffermühle»

Vor dem ersten Weltkrieg führte die Kleinkunstbühne, wie sich das Kabarett etwas anspruchsvoller nannte, in Zürich ein recht bescheidenes Dasein. Zu einiger Blüte kam es, denn Krisenzeiten liebt das Kabarett, erst 1915-1918. Aus kriegführenden Ländern konnten erstklassige Nummern an hiesige Häuser engagiert werden, und Herren, die ein wenig auf Abenteuer ausgingen, kamen voll auf ihre Rechnung. Das «Cabaret Voltaire», 1916 in Zürich gegründet, prosperierte nicht durch zotenreichen Tingeltangel, vielmehr dadaisierend. In den – nicht gar so «wilden» – zwanziger Jahren magerten die Programme hingegen wieder ab, und die «Metropol» und «Maximumtheater» fielen, bedrängt auch von obrigkeitlicher Reglementierung, ins Kränkeln. Es wurde, schrieb die NZZ am 4. Januar 1934, «zehn Jahre lang oder noch mehr an der Limmat kein Kabarett gesichtet [...], das eine Maxime, einen Grundkurs gehabt hätte».

Das änderte sich mit Erika Mann und der «Pfeffermühle». Erika Mann hatte sich in Deutschland schon einen Namen gemacht, als Schauspielerin und Publizistin. Dann kam sie auf die Idee, ein Kabarett zu gründen. Dessen Namen bewunderte Thomas Mann als «keck» (XI, 457), etwas koketterweise, denn schliesslich war er ihm zu verdanken – er «nahm bei Tisch eine Pfeffermühle in die Hand und sagte: 'Wie wär's denn damit?'»h Der Kampf gegen Hitler legte die Richtung fest. «Die ‚Pfeffermühle'», so hat sie Klaus Mann beschrieben[2], war «ein literarisches Kabarettprogramm mit stark politischem Einschlag; ein anmutig spielerischer, dabei aber bitterernster leidenschaftlicher Protest gegen die braune Schmach. Die Texte der meisten Nummern – Chansons, Rezitationen, Sketche – waren von Erika (einige von mir); Erika war Conférencier, Direktor, Organisator; Erika sang, agierte, engagierte, inspirierte, kurz, war die Seele des Ganzen.» Die zweite tragende Säule neben der Prinzipalin, der künstlerische Mittelpunkt, war Therese Giehse. Ihre Vitalität und atemberaubende Eindringlichkeit, die Fähigkeit, das Publikum zu rühren, Grauen hervorzurufen und Gelächter – sie hatten sie zur Zeit der Gründung bereits zum Star der Münchner Kammerspiele gemacht.

Am 1. Januar 1933 wurde in der Münchner «Bonbonnière» eröffnet, Wand an Wand mit dem Hofbräuhaus, wo Hitler die letzten Vorkehrungen traf. Die Resonanz

in dem noch nicht gleichgeschalteten München war enorm. Auch nach dem 30. Januar, dem Tag von Hitlers Machtergreifung, spielte das Kabarett mutig weiter, als der «Schwanengesang der deutschen Republik» (XI, 456). Es kam zu der absurden Situation, dass ein waches Publikum den komischen Nummern gegen Hitler lauschte, während dieser wenige Meter weiter seine Antrittsrede als Reichskanzler hielt. Da sich die chronisch ausverkaufte «Bonbonnière» als zu klein erwies, entschloss man sich, im Saal des «Serenissimus» in Schwabing weiterzuspielen. Am 1. April hätte man beginnen sollen. Vorher aber, am 27. Februar, brannte der Reichstag, und der berüchtigte Ritter von Epp zog in Bayern als Gauleiter ein. Jetzt fanden auch hier oppositionelle Regungen keinen Raum, der braune Terror keine Schranke mehr; eine Fortsetzung der «Pfeffermühle» in München war ausgeschlossen.

Etablierung in Zürich

Was nun? Einem Tagebuch-Eintrag Thomas Manns vom 24. März zufolge hat sich Erika Mann sehr rasch entschlossen, mit ihrem Ensemble nach Zürich zu gehen. Wie schon aus der Chronologie erhellt, traf sie diesen Entschluss ganz unabhängig von jenem erst im Herbst feststehenden ihres Vaters, gleichfalls nach Zürich zu ziehen. Dort begegnete man diesen Plänen nicht eben mit offenen Armen. Erst Ende August strahlt ein Notat Thomas Manns Zuversicht aus (Tb 24.8.33): «Erika wird die ‚Pfeffermühle' eröffnen. Die Gie[h]se auf 4 Monate an das dortige Theater verpflichtet. Die Aussichten auf eine Unterkunft sollen nicht schlecht sein.» So war es. Nach einiger Verzögerung hatten die Ämter ein Einsehen und gaben die kabarettistische Bahn frei, und das Ensemble, das immer aus etwa zehn bis zwölf Mitgliedern und zwei Männern am Klavier bestand, konnte sich ans Proben machen.

Als Spielstätte wurde im Niederdorf das Hotel «Hirschen» gefunden, eine schon etwas mitgenommene Schönheit, die die Atmosphäre von Stundenhotel und dunkelwohliger Bierschwemme verströmte. Im Vergleich zur «Bonbonnière» war der «Hirschen» unzweifelhaft volkstümlicher. Man sass dicht gedrängt auf unbequemen Stühlen an schmalen Tischchen. Es wurde serviert, es musste konsumiert und konnte geraucht werden. Ausländische Besucher, die Münchner Verhältnisse vorzufinden wähnten, erschienen zur Wiedereröffnung durchaus *overdressed* im schwarzen Abendanzug.[3]

Die Schweizer Première fand am 30. September 1933 statt. Thomas Mann, der sich die denkwürdige Aufführung natürlich nicht entgehen liess, berichtet im Tagebuch von einem «überfüllten Lokal», von Triumphen der Giehse – «hervorragend und schon Liebling des Publikums» – und vor allem seines geliebten Kindes: «Ein entgegenkommendes Publikum bereitete ihr zu unserer Freude einen fast stürmischen Erfolg, und es gab viele Hervorrufe und Blumen.» Er selbst war nicht minder

davon angetan: «Nervöse Rührung ergriff mich oft bei ihren Vorträgen.» Allerdings wird auch erzählt, er sei etwas distanziert und mit gespreizten Händen den Vorgängen auf der Bühne gefolgt.[4]. Nun, die durchräucherte Luft wird ihm weniger zu schaffen gemacht haben, als es die arg wärmende Tuchfühlung und die Kellnerinnen taten, die sich mit der gebotenen Resolutheit zwischen den Tischreihen hindurchmanövrierten und die Gäste auf das Selbstverständlichste in ihren Dienst nahmen, indem sie sie hiessen, das «Schöppli» oder das «Reschtbrot» weiterzureichen.

Das Programm war gegenüber München neu und schärfer, es war nach Klaus Mann «gepfefferter denn je»[5]. Das scheint, liest man die noch vorhandenen, eher harmlos anmutenden Texte heute, übertrieben. Abgesehen davon aber, dass sie zusätzliche Kontur bekamen in der Interpretation, darf man nicht ausser Acht lassen, in welcher Situation diese Satiren gegen den Nationalsozialismus vorgetragen wurden. Rücksichten verschiedener Art legten die indirektgetarnte Form nahe: Rücksichten auf das Gastland, auf die noch in Deutschland lebenden Angehörigen (Therese Gieh-ses Bruder war schon in ein Konzentrationslager deportiert worden), aber auch auf das grössere, Direktheit nicht gewöhnte und sie nicht goutierende Publikum. Aus der Umschreibung und Verfremdung aber zogen die Lieder, die gern in der Form von Märchen und Fabel daherkamen, einen besonderen Reiz.

Neben den festen Nummern kam es auch zu Improvisationen, zu den «Garderobenliedern», die die Akteure *coram publico* zu erfinden hatten. Eines dieser Lieder stellt, abgesehen von einem Vers, dessen unwiederbringlicher Verlust Thomas Mann sehr naheging, das erhaltene Gesamtwerk Therese Giehses dar. Thomas Mann schätzte es aufs Höchste und liess es sich von der Autorin vorsingen, wann immer es ging. Es lautete[6]:

Ich bin die Sultanine Garza
Der Sultan war a ganz Schwarza.
Gar sehr, gar sehr mussten wir zittern,
Wir Bajaderen hinter Gittern.
– (hier fehlt der Vers)

Zurechtgewiesen vom Eunuchen,
Musst' ich mir neue Stellung suchen.
So kam ich früh zum Cabaret –
Statt Lieblingsfrau in Ninive.

Man versteht, weshalb Thomas Mann, der für sprachschöpferische Kühnheiten wie jene am Ausgang dieses Dichtwerks immer viel Sinn und Gunst gehabt hat, so betört war.

Das Kabarett gefiel entschieden. Vorbestellungen wurden nötig; fast stets spielte man vor ausverkauftem Saal[7]. «Der Erfolg der ‚Pfeffermühle' ist vollkommen», durfte Thomas Mann konstatieren (Tb 4.10.33), «das Publikum drängt sich jeden Abend. Das ist mir eine herzliche Freude.» Die Vorstellungen in Zürich dauerten bis Ende Oktober 1933. Ihnen folgte eine Tournee mit Auftritten in verschiedenen Deutschschweizer Städten.

Die zweite und dritte Schweizer Tournee

Schon am 1. Januar 1934 hob die zweite Schweizer Tournee an, wieder in Zürich, und wieder mit Erfolg. Thomas Manns «Hauptspass» (3.1.34 an H. Hesse) dauerte an. Am 13. Februar beging die «Pfeffermühle» siegreich ihre 50. Aufführung, bevor sie sich, zwei Tage später, für diesmal vom Zürcher Publikumverabschiedete. Eine Stelle aus Thomas Manns Brief vom 9. Januar 1934 an den ehemaligen Münchner Freund Ernst Bertram sei angefügt, da sich aus ihrem verhaltenen Auftrumpfen herauslesen lässt, wie gut ihm, dem stolz-enthusiasmierten Vater wie dem existentiell verunsicherten Emigranten, Erikas Triumph tat:

> Sie hat hier mit einem für Zürcher Verhältnisse ganz beispiellosen Erfolg ihr literarisches Cabaret, das ganz allein auf ihrer Energie und Phantasie, ihrer zart melancholischen und doch mutig angreifenden Geistigkeit steht, wieder eröffnet. Das kleine Lokal ‚Zum Hirschen', sonst ein recht geringes Beisl, ist Abend für Abend überfüllt, die Automobile der Zürcher Gesellschaft parken davor[8], das Publikum jubelt, die Presse ist einhellig entzückt. Die Mischung aus Keckheit und Reinheit, die da wirkt, hat sich in Bern, Basel und anderen Schweizer Städten genau ebenso bewährt und wird sich bald in der weiten Welt versuchen.

Die Formulierung «Mischung von Keckheit und Reinheit» hat Thomas Mann 1936 wieder aufgenommen (XI, 457); offenbar schien sie ihm besonders treffend.

Die Deutsche Gesandtschaft verfolgte die «Pfeffermühle» natürlich von Anfang an; dass sie untätig bleiben würde, war nicht zu erwarten. Am 6. Januar 1934 kam es denn auch zu einer Intervention. Der Gesandtschaftssekretär übermittelte der Bundesanwaltschaft eine interne «Aufzeichnung über die Angelegenheit des Auftretens von Erika Mann», in Erwartung einer «geschätzten Rückäusserung».[9] In dem Papier heisst es unter anderem:

> Auch das neue Programm enthält Persiflierungen der politischen Verhältnisse in Deutschland.

> Der Deutsche Generalkonsul in Zürich hat sich mit dem Leiter der Zürcher Fremdenpolizei, Herrn Bergmeier, in Verbindung gesetzt und seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, dass Erika Mann trotz Anfeindungen Deutschlands in Zürich erneut Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung erhalten hat, während gleichzeitig ehrliche deutsche Arbeiter und Angestellte aus der Schweiz weggewiesen würden. Herr Bergmeier erwiderte, die Aufenthaltsbewilligung sei auf Grund einer Delegierung seitens der Kantonalen Fremdenpolizei von der Stadtverwaltung Zürich erteilt worden und zwar nach anderen Gesichtspunkten wie an Angestellte und Arbeiter. [...] Aus politischen Gründen könne gegen das Auftreten von Erika Mann nur dann eingeschritten werden, wenn die Bundesanwaltschaft in Bern der kantonalen Polizei eine diesbezügliche Weisung erteile [...]. Da Erika Mann nach ihrem gegen Deutschland gerichteten Auftreten zweifellos nicht mehr nach dorthin zurückkehren wird, ist sie wohl als politischer Flüchtling anzusehen. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn durch ein Eingreifen der Bundesanwaltschaft der Vortrag ihrer gegen Deutschland gerichteten Darbietungen verhindert würde.

Die Bundesanwaltschaft liess sich davon nicht übermässig beeindrucken. Am 9. Januar 1934 gab sie kurze und abschlägige Antwort[10]: «Nach persönlicher Wahrnehmung bringt ‚Die Pfeffermühle' keine Angriffe auf die Ehre der deutschen Regierung oder des deutschen Volkes. Es handelt sich lediglich um satirische Bemerkungen, die in anständiger Form gehalten sind und zum Einschreiten keinen Anlass geben.»

In der zweiten Jahreshâlfte 1934 folgte die dritte Schweizer Tournee. Im August und September trat man im Tessin und in Luzern auf, noch mit dem alten Programm; ab Oktober wurde ein neues «exekutiert» [11]. Die Auftritte in Zürich – da vom neugegründeten «Cabaret Cornichon» aus dem «Hirschen» verdrängt, diesmal im weissen Stukkaturenraum des Kursaals am Alpenquai – datieren vom 3. bis zum 30. November. Sie standen unter einem dunklen Stern. Es kam in diesen Tagen zu jenen Vorfällen, die als «Krawalle um die ‚Pfeffermühle'» schon oft beschrieben worden und hier nicht im Detail aufzuführen sind. Zur gleichen Zeit bekam die Polizei Nachricht, Erika Mann solle überfallen und nach Deutschland entführt werden. Das war leider keine Wahn-, vielmehr eine «schauderhafte Vorstellung» (Tb 26.11.34). Mordanschläge und Entführung aus der Schweiz kamen vor, so im berühmten *Fall Jacob* vom März 1935. Auch vor Liquidierung im Ausland schreckten die Nazis nicht zurück.

Die Nachricht war also ernst zu nehmen. Erika, die übrigens zur Gefahr ein geradezu lustvolles Verhältnis zu haben schien, verbrachte die Nacht auf den 26. und auf den 27. November deshalb nicht im elterlichen Haus, sondern in der Stadt. Bei Thomas Mann stellte sich zudem – «sonderbare Zustände» (Tb 25.11.34) – ein Poli-

zist ein, der sich daran machte, das Haus zu bewachen, und die Garage besetzte. «Beamter der Küsnachter Polizei» war er wohl nur insofern, als er zur kantonalen Polizeistation gehörte, die zu der Zeit mit zwei Mann dotiert war; der erste vollamtliche Küsnachter Gemeindepolizist trat seinen Dienst erst 1950 an. Es trafen zur Verstärkung dann noch vier Kollegen aus Zürich ein, die auf der Strasse bis um Mitternacht Wache hielten, worauf sie sich, da sich nichts ereignen wollte, entfernten. – Die verbleibenden Tage kam es, nachdem man Erika nahegelegt hatte, nicht mit dem Auto heimzufahren – zu einem Kompromiss: sie fuhr nach Küsnacht, aber mit dem öffentlichen Bus. An der Haltestelle nahm sie der Küsnachter Polizist in seine Obhut und begleitete sie nach Hause.

Die letzten Abende bis zum Ende des Zürcher Gastspiels verliefen dann wieder ruhig und waren so gut besucht, dass man gar an Prolongierung dachte. Thomas Mann zögerte nicht, dem Abschluss die hohen Prädikate «siegreich» (Tb 1.12.34) und «sehr triumphal» (13.12.34 an Heinrich Mann) zuzusprechen; woraus sich lesen lässt, welche Wohltat ihm vor dem Hintergrund der Krawalle dieses Finale bedeutet haben muss.

Das Ende

Der «Pfeffermühle» wurde in der Folge in den Kantonen Aargau, Thurgau und – zeitweise – Solothurn mit meist stark nationalistischer, protektionistischer, auch bevormundender Begründung die Spielerlaubnis verweigert. Die «Pfeffermühle» biete unschweizerische Kost, sie konkurrenziere einheimisches Schaffen, und ausserdem sei die Bevölkerung in diesen Krisenzeiten vor unnötigem Geldausgeben abzuhalten.

Auch in Zürich gastierte die Truppe nicht mehr. Weshalb? Nach Klaus Mann, weil sie «keine Spielerlaubnis mehr» bekommen habe[12]. In gleichem Sinne äusserte sich auch der mit der Familie Mann befreundete Journalist und Autor Curt Riess: der Stadtrat habe zwar nicht die Aufführungen verboten, aber es abgelehnt, die Spielerlaubnis zu verlängern.[13] Bei späteren Autoren erbt sich die Mitteilung fort, der Zürcher Kantonsrat habe in einer «Lex Pfeffermühle» ausländischen Kabaretts mit politischer Tendenz das Auftreten in Zürich untersagt[14].

Nun findet sich ein solches Gesetz in der Offiziellen Sammlung der seit 10. März 1831 erlassenen Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen des Eidgenössischen Standes Zürich nicht. Gemeinde-, Stadt- und Kantonsrat befassten sich zwischen 1934 und 1936 nicht mit einem Verbot, und wohl auch der Regierungsrat nicht. Susanne Gisel-Pfankuch, die die entsprechenden Protokolle durchgesehen hat[15], konnte auch keinen allfälligen Rekurs der «Pfeffermühle» ermitteln.

Es ist daher offensichtlich unangebracht, von einer «Lex Pfeffermühle» zu sprechen. Die Tatsache aber, dass die «Pfeffermühle» im Rahmen ihrer vierten und letzten Schweizer-Tournee (November 1935 – Januar 1936) nicht wieder in Zürich auftrat, das doch eine Art Schweizer Heimatstadt war, deutet darauf hin, dass eine – möglicherweise mündlich eröffnete – Verweigerung bzw. Nichterneuerung der Bewilligung vorlag. Denn der Umstand allein, dass mittlerweile ein zweites, einwandfrei schweizerisches Kabarett konkurrierte, das in Schweizerdeutsch spielende «Cornichon» erfolgreich auf dem Markt war, hätte die «Pfeffermühle» gewiss nicht vom Auftritt abgehalten.

Ende 1936 versuchte die «Pfeffermühle» in Amerika Fuss zu fassen. Ein politisches Kabarett, ohne rechte *girls*, in mangelhaft übersetzter englischer oder gar deutscher Sprache, das sich verhältnismässig leiser Ausdrucksformen bediente, das nur anspielte, und dies auch noch auf Ereignisse, die den Amerikanern kaum geläufig waren – konnte das gutgehen? «Ein Teil der Presse und das Publikum zeigte sich durchaus nicht unempfänglich», schrieb Klaus Mann[16], was hiess: das Interesse war minimal, und dies trotz eines Werbetextes Thomas Manns voller Herzblut. Nach einigen wenigen Abenden im 17. Stock eines New Yorker Wolkenkratzers und im Theatersaal der *New School for Social Research* war die «Peppermill» wirtschaftlich am Ende; Anfang 1937 löste sie sich auf, unter Hinterlassung beträchtlicher Schulden, die dann ein reicher Gönner trug. Die Giehse kehrte, zum Segen für das Zürcher Schauspielhaus, wenn auch ungern, nach Europa zurück, während andere Ensemblemitglieder in Amerika ihr Glück versuchten. Auch Erika Mann, die dieses Scheitern nicht leicht verkraftete, blieb fürs erste in den USA und unternahm – sehr erfolgreiche – *lecture tours*-, sie hielt in allen grossen amerikanischen Städten Vorträge, in denen sie über das Dritte Reich aufklärte.

Thomas Mann erwähnte das Unternehmen seiner Tochter später nur noch selten. Im März 1954 besichtigte er in Zürich eine Kabarett-Ausstellung, und es kam zu Aufnahmen für die Wochenschau vor dem Plakat der «Pfeffermühle». Unweit seines frühen Schauplatzes ist dieser einst so «kecke» Namen in Zürichs Altstadt aber heute noch präsent.

Thema Schweiz

Man stellt sich Falsches vor, wenn man annimmt, Thomas Mann habe, nun einmal in der Schweiz, diese so recht zum Objekt seiner Aufmerksamkeit gemacht. Im September 1935 aufgefordert, einen Aufsatz über dieses Land zu schreiben, lehnte er ab, mit der Begründung, dazu seien einige historische Studien notwendig, für die ihm die laufende Arbeit keinen Raum lasse[1]. Eine floskulöse Absage; die sich aber von der Wahrheit nicht entfernt. Die Schweiz als Volk, als Nation, als staatsrechtliche Konstruktion geriet nie für länger in seinen Gesichtskreis. Zu eigentlichen Studien über sie, historischen oder anderen, ist es weder vorher noch nachher je gekommen, und so auch nicht zu grösseren Werken zum Thema. Was – nebst verstreuten Äusserungen in Interviews, Briefen, Tagebuch – an Texten über die Schweiz vorliegt, sind meist von den Umständen abverlangte, schnell verfasste Gelegenheitsschriften. Die Schweiz war ein Feld, auf dem sich Thomas Mann selten, und wenn, dann raschen Tritts erging. Den Mangel an handfestem Wissen, die fehlende Vertrautheit kompensierte er dabei durch einen Subjektivismus, dessen Radikalität ihm selbst nicht einmal immer bewusst gewesen zu sein scheint, der sich jedenfalls aber in dem seit den zwanziger Jahren erstarkten Glauben an sein Repräsentantentum aufgehoben sah. Wenn Thomas Mann von der Schweiz handelte, dann sprach er im Grunde stets von seiner persönlichen Beziehung zu ihr.

Diese aber wiederum ist von seinem Verhältnis zu Deutschland aus zu sehen. Denn sowenig wie für Wagner war für Thomas Mann die Schweiz «sein Elend und Herzeleid, sondern Deutschland war es» (IX, 513). Unentwegt ging ja sein Blick nach Norden; «immer das deutsche Problem» (Tb 8.8.38) wurde beharkt. Die Beschäftigung mit und das Leiden an Deutschland legte auch den Platz der Schweiz fest. Sie lag «vor den Toren Deutschlands» (2./4.4.34 an R. Schickele), ein Wartesaal, ein Vorzimmer der deutschen Ereignisse. Jede Auseinandersetzung mit ihr war Teil der umfassenden Auseinandersetzung mit Deutschland.

Gruss an die Schweiz

Die Schweiz gehörte einerseits zur Idee eines supranationalen, mehrstaatlich aufge-

spaltenen Deutschtums, eines «Deutschtums ausserhalb des Reiches», war «eine Art von Deutschland», ein «ausserordentliches Stück Deutschland». Was Thomas Mann am 22. Oktober 1934 in dem *Gruss an die Schweiz*[2] über den Schweizer Rundfunk verbreitete, stand im Zeichen seiner egozentrischen Suche nach dem verlorenen Vaterland. Thomas Mann ging es darum, das Deutsche als Kultur von Deutschland als politischer Realität abzuheben. Die Schweiz – einbezogen war zunächst, wie schon im *Brief über die Schweiz,* nur «die alemannische Schweiz» – wurde berufen, Deutschlands «eigentlichen Charakter» zu retten. Die Eidgenossenschaft als Beleg für das «Nicht-ganz-auf-Erden-und-im-Staate-zu-Hause-Sein» Deutschlands, «seine innere Unendlichkeit» – Thomas Manns Affinität zur politischen Romantik hatte nach der republikanischen Wende von 1922 auch die Heraufkunft des Nationalsozialismus nicht zur Gänze überwinden können. Lobenswert an der Schweiz war – nicht anders als etwa bei August Wilhelm Schlegel, Arndt, Görres – ihre Rolle als Konservatorin von «Ur- und Altdeutschem», von «deutschem Mittelalter». Die Schweiz war der intakt gebliebene staatliche Träger eines geographisch nicht mehr gebundenen Kulturdeutschland, für das Thomas Mann Repräsentanz beanspruchte. Usurpatorisch wurde mithin das Land, das nicht das eigene war, zum eigenen gemacht. Die Schweiz fungierte damit als Ersatz-, als *Surrogatdeutschland.*

Die Schweiz, anderseits, war eben aber nicht Deutschland, war Nichtdeutschland und in vielem sogar *Gegendeutschland',* klein und anständig-bieder (während «selbst das unselig-verworrenste Deutschland noch eine grosse Angelegenheit» [Tb 3.5.33] blieb), demokratisch, föderalistisch. Die Schweiz hatte keine politische, höchstens wirtschaftliche Macht, und sie hatte keine Geschichte, jedenfalls keine *grosse* Geschichte.

Gab sie gerade dadurch ein Modell für Deutschland ab? Thomas Mann spielte einmal mit dem Gedanken an eine «‚Verschweizerung', Verwirtschaftlichung» Deutschlands (Tb 14.7.34). Aber, so sein nationalpsychologisch argumentierender Vorbehalt, «würde die deutsche Geschichtsversessenheit, der deutsche Leidenswille sich damit abfinden?» Allerdings stellte sich angesichts der «Verhunzung ehemalig echter Geistes- und Geschichtsphänomene» (Tb 30.12.34) die Frage, ob es sich dort überhaupt noch um «echte Geschichte» handelte und nicht bloss «um humbughafte und verderbte Nachspiele und Nachahmungen, um Schwindel-Geschichte». Thomas Manns Respekt vor der Geschichte nahm, zum Vorteil auch der Schweiz, ein wenig ab (IX, 514): «diese ist nichts so Grossartiges, dass man die kleinen Völker, die nicht oder möglichst wenig an ihr teilhaben, besonders bedauern müsste».

»Das Französische steht sprachlich und kulturell ganz nahe, in Basel, in Bern, selbst in Zürich schon ist es stark einschlägig» – erneut bezeichnete Thomas Mann als das Frappierendste aber, dass das Land, wo er in deutscher Sprachsphäre, auf

deutschem Kulturboden lebte, «geistig-atmosphärisch, nach seinem politisch-moralischen, gesittungsmässigen Denken und Empfinden» zu Westeuropa gehörte, dass es «mit Teilen lateinischen Volkstums, italienischen und französischen, friedlich und freundlich unter einem und demselben staatlichen Dache» lebte. Er bekannte «eine gewisse entzückte Überrasch theit darüber, dass es so etwas gibt, dass dies möglich ist, dass dieses Modell, diese glückhafte Vorwegnahme seiner europäischen Zukunftswünsche und Träume schon heute und schon seit Langem in der Welt verwirklicht ist».

Das Radio, das diese eilig geschriebene Hommage übertrug, alle die antiideologischen, teilweise aber etwas idealistischen Gedanken ausstrahlte, erwies sich als das «wunderbar weitreichende und umfassende Kommunikationsmittel», als das es apostrophiert worden war. Zahlreiche Zuschriften gingen ein, ein «vielstimmiges Echo» (27.10.34 an O. Basler). Thomas Mann erlebte «wieder einmal, welch eine öffentliche Gewalt der Rundfunk besitzt»; er erinnerte sich später daran.

Am 11. November 1934 trat Thomas Mann erstmals im Exil als öffentlicher Redner auf. Es war der zum «Tag der Völkerverständigung» erklärte Jahrestag des Waffenstillstands nach dem ersten Weltkrieg. An diesem Tag auch wurde die *Europa-Union* gegründet, als deren Zweck die Statuten «die Förderung des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenwirkens der europäischen Staaten und Völker mit dem Ziel der Errichtung einer europäischen Föderation (Vereinigte Staaten von Europa)» auswiesen. Die Ortssektion Basel der Europa-Union veranstaltete an der Mustermesse eine Kundgebung; Thomas Mann hielt *à contre cœur* die Festrede. Seine unter grossem Zeitdruck verfertigte, heikel pazifistische Ansprache nahm frühere Ideen auP: die Schweiz wurde in ihr wiederum als europäischer Modellfall angesprochen, in der friedlichen Symbiose ihrer verschiedensprachigen Teile als Vorbild und Vorwegnahme Europas, wie es bei einem glücklichen Gang der Dinge in Zukunft einmal aussehen sollte.

Damit hatte es bis auf Weiteres sein Bewenden mit dem Thema Schweiz; die nächsten Jahre kennen über «das brave Ländchen» nur noch akzidentelle Aussagen[4].

Die Einschätzung der politischen Schweiz

Eine systematische und kontinuierliche Observierung der politischen Schweiz erfolgte nicht; sie lag ja nur am Rande von Thomas Manns Blickfeld. Aber der Schleifstein des Exils hat sein Sensorium doch auch für die Art und Unart geschärft, wie sich die Schweiz und wie sich einzelne Schweizer dem Nationalsozialismus gegenüber verhielten, für manifeste Ablehnung, latenten Opportunismus, offene Annahme. Es lohnt, diesen Spuren nachzugehen.

Als Thomas Mann sich anschickte, in die Schweiz zu kommen, kannte er ihre politische Topographie wenig. Er stand ihr vorsichtig, ja skeptisch gegenüber. War die Schweiz ein Bollwerk wider den Nazigeist oder aber anfällig für frontistische Infizierung, ein Treibbeet gar totalitärer Umtriebe? Betrachten wir eine Charakterisierung Zürichs vom 17. September 1933, also kurz vor der Übersiedlung in diese Stadt. Von ihr heisst es, sie sei eine «weltverbundene und geistige, wenn auch bürgerliche Stadt» (Tb 17.9.33). *Wenn auch bürgerlich?* Der Vorbehalt, aus *diesem* Munde, überrascht; und man fragt sich, was Thomas Mann darunter verstand.

Zürcher Bürgerlichkeit im entschieden pejorativen Sinn repräsentierte für ihn die Familie Schwarzenbach. Von dieser alteingesessenen Textilfabrikantenfamilie hatte er über Erika und Klaus vernommen, die seit Längerem in Kontakt standen mit der Tochter des Hauses, Annemarie Schwarzenbach. Am 4. Juni 1933 berichtete Erika ihrem Vater von einem Brief, den Alfred Schwarzenbach, der Vater, seiner Annemarie geschickt hatte. Darin habe er geschrieben, «keiner dürfe so kleinlich sein, über den unbedeutenden und gewiss überflüssigen Exzessen, die die Hitlerbewegung mit sich bringe, das Grosse, Reinigende, Aufbauende, Notwendige der prächtigen Sache zu vergessen. Sie solle (sie, Annemarie) doch umgehend nach Deutschland fahren und am Aufbau dieses neuen geistigen Deutschlands mithelfen [...]. Und diese Rinder», so Erikas enragiertes Verdikt, «sehen immer noch nicht, was mit ihren Deutschnationalen passiert ist, – solange, bis sie selber daran glauben müssen, die vor Interessenbefangenheit blindtauben Kapitalistenratzen.»

Diese heftige Antipathie begann auch Thomas Mann selbst zu teilen. Als Therese Giehse ihm ein Jahr darauf «wütend über ihren Besuch bei dem reichen und krankhaft-stupiden Geschlecht der Schwarzenbachs erzählte», kommentierte er hart (Tb 24.6.34): «Diese entartete und bösartige Bürgerei ist imstande, einen von der Zukunft des Kommunismus zu überzeugen. Es verdient ein schreckliches Ende.» Dass Thomas Mann, anders als Gerhart Hauptmann (1919) und Richard Strauss (1935), auf Bocken, dem oberhalb Horgen am Zürichsee gelegenen Sitz der Familie Schwarzenbach, nie zu Gast war, ist verständlich.

Ein Beispiel von «Bürgerei» hatte schon gleich die Ankunft geboten. Am 24. September 1933 wurden Stadt- und Gemeinderat von Zürich neu gewählt, die Regierung und das Parlament. Wahlzeit, turbulente Zeit; 85% der Stimmberechtigten gingen an die Urne. Thomas Mann notierte (Tb 23.9.33):

> Propaganda herrscht, trommelnde ‚Fronten' ziehen vorüber. Die deutsche Misere scheint sich in dem kleinen Lande zu wiederholen: ein, im Grunde kraftlos, die Faust zeigender Kommunismus, eine schwache und von Gott verlassene Sozialdemokratie, die jenem feindlicher ist als irgend jemandem sonst, und ein ag-

gressiver, seiner geschichtlichen Stunde sicherer Fascismus. Kulturbürger [. ..] gehören zur Partei der ‚Freisinnigen', die aber Listengemeinschaft mit der Nationalen Front hat.

Die vorläufige Analyse erwies sich, was die Sozialdemokratie betrifft, als gründlich falsch: die Götter des Wahlerfolgs waren mit ihr, die SP gewann über 40% der Stimmen für die Gemeinderatswahlen und im Stadtrat fünf Sitze, also die Mehrheit; noch nie zuvor war sie so stark gewesen. Die Missbilligung der erwähnten Listenverbindung hingegen hatte alles Recht auf ihrer Seite: diese zahlte sich nicht aus und ist bis heute einer der dunkelsten Flecken in der Geschichte der zürcherischen FDP geblieben.

Dass das Schweizer Bürgertum die Brücke nach rechts schlug und nicht nach links, so wenig wie es das deutsche getan hatte, war auch weiterhin Grund zur Kritik (Tb 5.5.34): «Der Kampf gegen den ‚Marxismus' in der Schweiz, blind und unbelehrt. Das hiesige Bürgertum lernt nichts aus dem Schicksal des deutschen.» Noch in Amerika hat sich Thomas Mann über die «menschlich skandalöse, aber vom Interesse diktierte Sympathie mit dem angeblichen Todfeinde des Bolschewismus» (XI, 975) erregt.

Wenn er von «Kulturbürgern» sprach, hatte Thomas Mann hauptsächlich das Ehepaar Reiff im Sinn. In ihrem Salon kam er mehrmals in Kontakt mit Nazisympathisanten, Deutschen wie Schweizern, die etwa «die Beseitigung der Gewerkschaften in Deutschland für ein Glück erklärten» (Tb 7.3.37). Viele Schweizer hatten Mühe, zu erkennen, was in dem Nachbarland vor sich ging, bekundeten eine Ahnungslosigkeit, die im Bann der deutschen Argumentation stand und sie diese übernehmen liess. Über einen von ihnen, Julius Schmidhauser, dessen Buch *Das geistige Reich* ihm zugegangen war, urteilte Thomas Mann (Tb 14.11.33): «Er ist ein Schweizer mit deutschen, auf höherer Ebene durchschnittlichen Gedanken, verherrlicht recht professoral den Nationalsozialismus ohne Sinn, Blick, Gefühl für seine Realität, die Scheusslichkeit seines geistigen u. moralischen Niveaus, die Lüge, die intellektuelle Ehrlosigkeit.» Mit Schweizern, die dem Nazitum mehr als nur Sympathie entgegenbrachten, die dafür agitierten, kam Thomas Mann hingegen nicht in Berührung; vereinzelte frontistisch schmähende Briefe bestätigen die Regel.

Eine arge Aussage Thomas Manns wird von Karl Flinker überliefert, dem Sohn des Wiener Buchhändlers Martin Flinker, der 1938 nach Paris emigrierte und dort am Quai des Orfèvres nach dem Krieg eine berühmte deutsche Buchhandlung führte, in der man ihn jahrzehntelang in tadellosem dunklem Anzug und mit der Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch unsichere Leitern emporklettern sah. Gegenüber Vater und Sohn Flinker soll Thomas Mann während der ersten Emigrationsjahre auf Spaziergängen am Zürichsee entlang einmal bemerkt haben[6]: «Sehen Sie, all diese biederen Bürgerhäuser, die so sympathisch und idyllisch aussehen. In al-

len diesen Häusern hält man schon die Nazifahnen parat, um sie, sobald die Nazis kommen, herauszuhängen.»

Diese Worte müssen sich einige Zweifel an ihrer Authentizität gefallen lassen. Wann sie geäussert worden sein sollen, wird nicht gesagt und ist nicht festzustellen. In den Tagebüchern Thomas Manns, die die Chronik der laufenden Ereignisse gemeinhin recht vollständig nachführen, taucht Martin Flinker erstmals am 4. November 1938 auf, als Thomas Mann schon in Princeton wohnte. Er erscheint dort im Übrigen als «Finkler». Nun hat es Thomas Mann zwar mit der Orthographie von Namen stets recht lässlich gehalten; ein Beleg für das solch brisanten Konfessionen üblicherweise zugrundeliegende besondere Vertrauensverhältnis mit dem Mann ist die falsche Schreibweise seines Namens allerdings auch nicht gerade.

Ganz von der Hand weisen lässt sich Flinkers Bericht aber nicht, denn in seiner Tendenz korrespondieren ihm manche Einträge Thomas Manns im Tagebuch. So findet sich im Anschluss an die Krawalle um die «Pfeffermühle» eine ausgreifende, auf den Ton tiefer Skepsis gestimmte Analyse «über die verdammte Ähnlichkeit, die der Gang der Dinge in der Schweiz mit dem in Deutschland aufweist» (Tb 27.11.34). Es war Klartext also auch für die Schweiz, wenn Thomas Mann dem in München verharrenden Ernst Bertram schrieb (14.6.35): «Die Zeitströmungen, mit denen Sie sympathisieren, finden Sie heute überall in der Welt; kein Land hat da viel voraus, und keines lässt es ganz fehlen.»

Anderseits mangelt es auch nicht an Notaten über neutralitätsorientierte und antinazistische Bestrebungen der Schweiz und in der Schweiz; einige seien zusammengetragen.

Als man bei der Bestattung des am 4. Dezember 1933 in Minusio bei Locarno verstorbenen Stefan George der deutschen Vertretung keine Propaganda-Aktionen, sondern nur die einfache Niederlegung eines Kranzes gestattete, fand Thomas Mann dies «eindrucksvoll und genugtuend» (Tb 8.12.33).

Prüfstein ihres Widerstandswillens war das Verhalten der Schweiz bei Grenzzwischenfällen. Im schon erwähnten berühmten *Fall Jacob* – der Publizist Berthold Salomon, genannt Jacob, war im März 1935 aus Schweizer Gebiet von der Gestapo nach Deutschland entführt worden – lobte Thomas Mann die «scharfe Sprache der Schweizer Blätter» (Tb 30.3.35) wie auch das «würdig entschiedene Verhalten des Bundesrats», der «die Idee des Rechts» in Geltung halte (Tb 2. und 3.4.35).

Mit Genugtuung registriert wurde auch die aktive Zurückbindung reichsdeutscher Aktivitäten in der Schweiz, so das Verbot der nationalsozialistischen Vertretung in der Schweiz sowie des nationalsozialistischen Turnvereins im Frühjahr 1936.

Thomas Mann verfolgte die Anstrengungen zugunsten der Landesverteidigung,

nahm strassenverstopfende «Manöver-Truppen» (Tb 22.10.37) gelassen hin, applaudierte dem «Erfolg der Schweizer Wehranleihe» (Tb 17.10.36) – sie erbrachte, dank über 190‘000 Zeichnern, unerwartete 332‘055‘100 Franken, ein eindrücklichstes «Plebiszit mit dem Portemonnaie»[7] also, was mit Glockengeläut und Flaggenschmuck gefeiert wurde.

Am 8. September 1935 wurde über die Totalrevision der Bundesverfassung abgestimmt. Sie hätte eine korporative, berufsständige Ordnung bringen sollen und wurde mit starkem Mehr verworfen. Thomas Mann war zufrieden (Tb 8.9.35): «Ein vernünftiges Volk, das sich nicht zügellos in die Zeit stürzt.» Am 28. November 1937 sodann folgte die Abstimmung über ein «Verbot der Freimaurerei und ähnlicher Vereinigungen»; für frontistische Kreise standen die Freimaurer an der Seite des Marxismus. Thomas Mann hielt darüber brieflichen Austausch mit Otto Basler. Er teilte Baslers Ansicht, der die Initiative als eine «Sondierung» kennzeichnete, «wie weit es mit der Schweiz wohl schon gekommen, wie weit sie ‚reif’ ist» (25.11.37 an O. Basler). – Die Initiative wurde nüchtern, mit weit mehr als doppelter Stimmenzahl verworfen.

Zeichen der Resistenz bemerkte Thomas Mann auch im Alltag, im Kleinen. Als im Kino die Wochenschau Bilder aus Berlin zeigte, nahm er die Reaktion des Publikums wahr – es «lachte wegwerfend beim Erscheinen der ‚Führer»‘ (Tb 6.4.35). Ein andermal, als Hitler erschien, erregte er gar «stürmische Heiterkeit». «Seine Aussen-Demagogie», schloss Thomas Mann (Tb 3.4.36), «scheint demnach wenigstens hier nicht zu wirken». Der ideologischen und humanitären Gegnerschaft zum Nazitum, das den Grundüberzeugungen der überwiegenden Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung eklatant widersprach, paarte sich die ästhetische Abscheu vor seiner Herrschaftspraxis. Die Ablehnung steigerte sich zu Deutschfeindlichkeit, kulminierend in offenem Hass. Im Frühling 1936 taucht das Wort vom «hierzulande herrschenden Hass auf Hitler-Deutschland» auf. Thomas Mann sah in und hinter ihm «wesentlich Angst und Schrecken» (1.4.36 an Heinrich Mann).

In der zweiten Jahreshälfte 1938, nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich, beobachtete Thomas Mann nochmals eine Verschärfung der Stimmung gegen das NS-Regime. Eingeladen bei Fritz Moser, dem zukünftigen Schwiegervater seines Sohnes Michael, registrierte er die «Verachtung des Schweizers für die Widerstandslosigkeit der Österreicher» (Tb 25.7.38). Die Haltung der Schweiz «gegen l’infâme», schrieb er Heinrich (6.8.38), sei «von der wohltuendsten Entschlossenheit». Das traf zu. Ein wesentlich erstarkter Selbsterhaltungstrieb und nationaler Unabhängigkeitswille förderte die Bereitschaft zur Abwehr aller Unterwanderungs- und Aufweichungsversuche. In Zürich wurden die Hakenkreuz-Frontisten mit den Wahlen vom Frühjahr 1938 aus dem Gemeinderat, wo sie seit 1935 sechs Sitze gehalten hatten, vollständig eliminiert.

Seine Kontakte mit anderen Vertriebenen machten Thomas Mann nicht nur die Zuvorkommenheit bewusst, mit welcher die Behörden ihm begegneten, sondern auch, dass sie jenen versagt blieb; sie zeigten ihm, der sich, mit Empfehlung und Fürbitte, wiederholt zu ihren Gunsten verwendete, die engherzig harte Handhabung des Asylrechts in den dreissiger Jahren bei so vielen Exulanten.

Dagegen direkte Klage zu führen war aus politischen und psychologischen Gründen Thomas Manns Sache nicht. Er erkannte wohl die Pflicht zur Zurückhaltung, die einem kleinen Land wie der Schweiz auferlegt war und die dazu nötigte, auch den hier lebenden Ausländern Zurückhaltung aufzuerlegen. «Die Schweiz», schrieb er nach dem Krieg, nicht ganz ohne ironische Kritik zwar (7.9.45 an W. v. Molo), «gastlich aus Tradition, aber unter dem Druck bedrohlich mächtiger Nachbarschaft lebend und zur Neutralität verpflichtet bis ins Moralische hinein, liess verständlicherweise doch immer eine leise Verlegenheit, Beklommenheit merken durch die Anwesenheit des Gastes ohne Papiere, der so schlecht mit seiner Regierung stand, und verlangte ‚Takt»'. Thomas Mann brachte ihn auf. Er belastete die Beziehung zu dem Gastland nicht durch politische Rücksichtslosigkeiten. Seine Äusserungen und Handlungen – und eben auch sein «Vorsichtsschweigen» (Tb 6.9.33) – steuerte er immer auch nach Massgabe der schweizerischen Interessen, der offiziellen Neutralitätspolitik, nicht so sehr ihretwegen allerdings denn in Berücksichtigung möglicher «amtlicher Nachteile» (10.10.35 an Heinrich Mann) für sich selbst. Er wollte sich nichts verderben; dies übrigens in Hinsicht nicht nur auf die Schweiz.

Sein Wohlverhalten stand in Wechselwirkung mit dem behördlichen Entgegenkommen. Daneben war es – zumindest nach 1936 – auch ein *taktisches* Wohlverhalten: es sollte kontrastieren zur entschiedenen Ablehnung der Nazis. Thomas Mann mochte nicht als der überall Protestierende erscheinen. In den Augen der Öffentlichkeit war der moralische Kredit schnell verspielt. Thomas Mann aber wollte sein Kapital gegen den Nationalsozialismus bündeln, sein Pulver gegen ihn trocken halten. Jede Schwierigkeit an einer anderen Front stellte eine Blösse und Schwächung in der Hauptsache und einen Verlust an Handlungsfreiheit dar. Private, ins Tagebuch sekretierte Kritik wäre immerhin möglich, ja um so mehr zu erwarten gewesen. Aber selbst dort findet man sie kaum. Thomas Mann hielt sich «nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich sehr vom Urteil zurück» und wollte «manches lieber nicht sehen und wissen» (7.1.36 an O. Basler).

Nur sehr unterderhand läuft seine Kritik an der schweizerischen Flüchtlingspolitik, am «Zurichschicken» (James Joyce), die er leise denn doch erhob. Um Rat gebeten, schrieb er in einem Brief von 1934 (16.2.34 an R. Kayser):

«Zu diesem Lande hier wage ich Ihnen nicht, Mut zu machen. Es ist vielleicht das ‚autarkischste', auf sich und die Seinen am meisten bedachte, den Ausländern abholdeste von allen.» Eine Anspielung aufs Aktuelle darf auch gesehen werden im ebenfalls 1934 entstandenen Monolog des Festungshauptmanns Hor-waz (in *Der junge Joseph,* Kapitel «Die Feste Zel»), der die im ägyptischen Reichsgebiet Einlass begehrenden Fremdlinge – Joseph und die Ismaeliter – einvernimmt (IV, 716f.):

> ‚Wer ist da?' [...] ‚Männer des Elends in so grosser Zahl, die die Länder betreten wollen?' [. ..] ‚Es sind euer zu viele', fuhr er tadelnd fort. ‚Täglich kommen welche von da- oder dorther [...] und wollen das Land betreten [...]. Woher kommt ihr, und was wollt ihr? [...] Vor allem, wisst ihr zu leben? Ich meine: habt ihr zu essen und könnt so oder so für euch aufkommen, dass ihr nicht dem Staate zur Last fallt oder zu stehlen gezwungen seid? Ist aber ersteres der Fall, wo ist dann euer Ausweis darüber und das schriftliche Unterpfand, dass ihr zu leben wisst? Habt ihr Briefe an einen Bürger der Länder? Dann her damit. Sonst aber gibt's nichts als Umkehr.'

In seinem *Vorwort zu Gedichten von Max Hermann-Neisse* von 1936 hob Thomas Mann hervor, wie sehr der Dichter (dessen Aufenthaltsbewilligung nicht verlängert worden war) Zürich liebe, und fugte an (X, 761): «Ach, es hat ihn, wie heute die Leute schon sind, auch wohl nicht lange in seinen Mauern geduldet, hat den Flüchtling wohl bald gemahnt, sich gefälligst weiterzuheben.»

Und bei ihm selbst? Selbst gegenüber Thomas Mann liess die Schweiz, wir hörten es, «immer eine leise Verlegenheit, Beklommenheit merken». Dass sie, wäre er nicht 1938 nach Amerika weitergezogen, auch ihm selbst «die kalte Schulter gezeigt hätte», war er sich, leider mit einigem Recht, ziemlich sicher.[8]

Freunde und Bekannte in Zürich

Wer Thomas Manns Tagebücher chronologisch liest, dem fällt leicht *ein* Unterschied auf zwischen der ersten Schweizer und der amerikanischen Zeit: war der Verkehr dort weitläufig, so hier eng begrenzt. Schweizerische Bekannte, mit denen Thomas Mann regelmässig und aus Bedürfnis Austausch hielt, gab es nicht viele; die Hütten der Freundschaft, die er hier baute, lassen sich zählen. Er bekam zwar viel Besuch, aber meist von durchziehenden und emigrierten Deutschen, oder aber es handelte sich um Volk, das seine Kinder ins Haus brachte. Der geringe Verkehr hing damit zusammen, dass «die» Zürcher und Küsnachter zwar wohl wussten, wer er war und dass er hier war, sich aber weiter nicht um ihn kümmerten. Manche hemmte auch der Respekt vor ihm oder vor seiner Frau. Sie glaubten, ihnen nicht würden genügen zu können, hielten ihre Verhältnisse für zu bescheiden, Gastgeber zu sein. Sie bewunderten im Stillen, schickten Blumen und nannten vielleicht ein Söhnchen nach ihm. Bürgerliche Kreise mieden den Emigranten, den «Sozialisten», und sie mieden auch seine jüdische Frau.

Anderseits war Thomas Mann ein stark auf sich selbst und seine Arbeit bezogener Mensch, der, zur menschlichen Nähe nicht eigentlich begabt, weder eines grossen Freundeskreises noch täglichen Umgangs mit ihm bedurfte. «Ich habe aber als Freunde und Zierde meines Lebens öfters Menschen empfunden», schrieb er selbst (XIII, 214), «mit denen ich nur in grossen Zeitabständen, viel seltener persönlich zusammenkam». Das war, ganz praktisch, eine Frage der aufzuwendenden Energie. Schon nach wenigen Wochen in Zürich hielt Thomas Mann dafür, den «gesellschaftlichen Ablenkungen, die solche Stadt einem nahe legt, besonders wenn man neu darin ist, zuviel Kräfte gewidmet» zu haben (30.12.33 an A.M. Frey). Zum andern ging es darum, Unabhängigkeit und auch Einsamkeit zu bewahren; nichts ärger, als wenn die Leute anfingen, «etwas zu zutraulich zu werden» (Tb 20.2.35). Schon in München hatte ihn die Gesellschaft nur aufgenommen, «soweit ich mich aufnehmen liess» (XI, 116). Erst in Amerika gestattete er ihr, in diesen Bestrebungen etwas erfolgreicher zu sein.

Nachstehend seien einige Freunde und Bekannte kurz vorgestellt, mit denen Thomas Mann während seiner ersten Zürcher Zeit verkehrte. Wo aber die Grenze

ziehen, von der an ein Umgang aus dem Nennenswerten fällt, wo dem alphabetisch angelegten Büstengarten die Hecke stecken? Müsste man beispielsweise den Germanisten Erich Brock (1889-1976) anführen, der in Zumikon wohnte, weitsichtig genug war, zur Ansiedlung dortselbst zu raten, und mehrere Arbeiten über Thomas Mann veröffentlichte? Die Familie Studer-Guyer – die Architektin des Küsnachter Hauses und ihren Mann –, von der man einige Male eingeladen wurde? Wäre auch den Gelegenheitsbesuchen nachzugehen, die da in ein «gepflegtes Haus» (Tb 8.8.38), dort in eine «elegante Villa» (Tb 27.11.37) führten? Begnügen wir uns mit dem Eingeständnis einer durch die Knappheit des Raums minimal entschuldigten Willkür; und weisen wir darauf hin, dass die Zürcher Freunde ganz entscheidend zum Bild des stets zur Personalisierung neigenden Dichters von Zürich beitrugen.

Volkmar Andreae

Volkmar Andreae (1879-1962) war der *praeceptor musicae Turicensis*, begünstigt von einer sensiblen und soldatischen Konstitution, prägte er in vielfältigster Weise, als Dirigent, Musikerzieher, Förderer, Organisator, auch als Komponist, das Zürcher Musikleben während der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. 1906 wurde er Kapellmeister des Tonhalle-Orchesters, was er dreiundvierzig Jahre, die ersten davon mit Armen und Beinen rudernd, bleiben sollte. Seit 1913 amtierte er zudem als Direktor des Studentengesangvereins und war als solcher *ex officio* Universitätsmusikdirektor; und 1914 wurde er schliesslich noch Direktor des Konservatoriums. Sein grosser Leitstern war Beethoven; unwandelbare Treue hielt er aber auch Wagners Ouvertüren und Vorspielen.

Thomas Mann kam mit Andreae – dem Konservatoriumsdirektor – gleich in seinen ersten Zürcher Tagen in Kontakt, und zwar wegen seiner jüngsten Kinder. Andreae, der in Dirigieren, Komposition und Partiturstudium selbst unterrichtete, prüfte Michaels geigerische und Elisabeths pianistische Fähigkeiten und nahm nach positivem Befund beide in seine Schule auf. Der «gutmütige Generalmusikdirektor» (Tb 19.12.33) verwandte sich Anfang 1934 – ohne Erfolg – für eine beschleunigte Einbürgerung Thomas Manns, der ihn in der Folge des Öftern als Dirigent oder Komponist erlebte und ihm auch bei Reiffs begegnete. Als «Dr. Andreae, ständiger Dirigent der Tonhalle» (VI, 555) wird er dies dort bis in alle Ewigkeit auch dem Leser von *Doktor Faustus* tun.

Elsie Attenhofer

Sie hat Thomas Mann zuerst als Bildhauerin kennengelernt. Im August 1934 erfuhr er, dass sie eine grosse Josephsfigur gestaltet habe, und gleich machte er sich auf zu

ihrem Atelier an der Nüschelergasse, um die drei Meter hohe Statue in Augenschein zu nehmen.

> Thomas Mann stand eine Weile stumm im Raum. Er gefällt ihm nicht, dachte ich. Wie sollte er auch?
> ‚Warum so gross?' fragte Thomas Mann. Ich wurde verlegen. Was sollte ich sagen? Man setzte sich. Ich lud zu einer Tasse Tee ein. Thomas Mann sagte, wie seltsam es einen Autor anmute, ein nach eigener Vision gestaltetes Geschöpf aus der Sicht einer anderen Person dargestellt zu sehen. Ein Vorgang, neu für ihn, amüsant und zugleich interessant.

So hat die Künstlerin den Besuch erlebt.[1] Thomas Mann, der von der Figur einen «sehr merkwürdigen Eindruck» (Tb 18.8.34) empfing, dankte noch gleichentags mit einem Brief, in dem er bekräftigte, wie eigentümlich bewegend es sei, «seinen Gedankentraum so durch die plastische Kunst verwirklicht und in den Raum gestellt zu sehen. Schon mein Joseph ist eine Verwirklichung und Vergegenwärtigung, die mit dem Traum der Jahrtausende zu vergleichen der Leser humoristisch aufgefordert wird. Was Sie zeigen, ist nun also das Porträt dieser Beschwörung.» Thomas Manns Bitte um eine dreimal kleinere Kopie konnte Elsie Attenhofer nicht entsprechen. Statt dem kleinen Terracotta-Joseph bekam er im November 1935 dann wenigstens Fotografien der grossen Statue.

Lange Zeit, wie es sich für eine Jahrtausendfigur gehört, blickte «Joseph im Schleiergewand» in seinem rötlich gebrannten Ton auf die Passanten herunter, die vor dem Garten des Mietshauses von Elsie Attenhofers Eltern an der Steinwiesstrasse in Zürich-Hottingen promenierten. Lange Zeit – doch auf einmal war er spurlos verschwunden. Als sich Thomas Mann 1951 nach ihm erkundigte, musste er sich mit der Antwort begnügen[2]: «rätselhaft verschollen».

Bildhauerin war Elsie Attenhofer nur unter anderem. Thomas Mann begegnete ihr vor allem auch als Diseuse und Protagonistin im «Cabaret Cornichon». Später schrieb er ihrem Mann, er sei «zur Maienzeit meiner 60 Jahre» verliebt in sie gewesen (7.12.50 an K. Schmid). Das war nicht schön getan und Courtoisie. Als sie im November 1952 im Schauspielhaus einen Chanson-Abend gab, fand er sie zwar «politisch zahm und gefällig, auch zu schwache Singstimme, aber liebenswürdig und parodistisch begabt». Der Tagebuch-Eintrag schloss mit der Feststellung (Tb 3.11.52): «Schwäche für sie seit je.»

Otto Basler

Otto Basler (1902-1984) war ein Kritiker, und er war ein Freund der Schriftsteller. Er suchte Bekanntschaft, hielt Freundschaft mit Unzähligen, die in der Welt der Kul-

tur einen grossen oder doch einen Namen trugen, und im Laufe seines Lebens hat O.B. auch gewiss mehrere Tausend Rezensionen und Aufsätze in die Öffentlichkeit gehen lassen. Basler wirkte als Volksschullehrer, als Organist und Chordirigent im aargauischen Burg, zu dessen Ehrenbürger man ihn später wählte. Es wurde dank seines leidenschafdichen und vielseitigen Interesses zu einem literarischen Brennpunkt, einem «wichtigen geistigen Umschlageplatz» (23.7.52 an O. Basler). Basler knüpfte Verbindungen an, besorgte Aus-, vermittelte Zusammenkünfte; er beobachtete die zeitgenössische Literatur und betreute jene, die schöpferisch dahinterstanden, legitimiert durch Bildung, Charakter und Liebe.

Seine Beziehungen zu Thomas Mann begannen 1930. Der Siebenundzwanzigjährige hatte *Mario und der Zauberer* gegen einen deutschen Angriff verteidigt. Das trug ihm Dank und Anerkennung ein, den ersten freundlichen Brief Thomas Manns, dem noch rund 150 weitere folgen sollten. (Von Hermann Hesse bekam Basler gar 700.) Und er, der Epistolograph von hohen Graden, schrieb ihm selbst immer wieder «schöne Briefe» (Tb 10.2.34); «das Klarste, Kräftigste und Überzeugendste» (25.11.37 an O. Basler). Basler war und blieb ein überall «das Rechte mit Anstand sagender» Korrespondent *ÇFS.9A6* an O. Basler). Seit 1930 schrieb Basler – warm und liebevoll – auch über alle Werke, über die Vorlesungen und die Jubiläen Thomas Manns. Regelmässig bedachte er ihn mit Geschenken, vornehmlich mit Cigarren und Cigarillos.

Zweimal in den dreissiger Jahren war der Homme de lettres in Küsnacht zu Gast. «*Basler* aus Burg», steht am 5. Oktober 1935 im Tagebuch, «braver Mann, den ich mit mir ins Arbeitszimmer zu längerer Unterhaltung nahm». Und am 18. April 1936: «Zu Tische der gute O. *Basler* aus Burg.» Die Wendung vom *guten Basler* wurde zum Topos. Über all die Jahre blieb das Urteil gleich, das hohe Lob von Bestand. Basler nahm an Thomas Manns Schicksalen innigen Anteil; «Dem Treuesten der Treuen», schrieb dieser in das ihm gewidmete Exemplar des *Doktor Faustus.* Und er war schliesslich ein guter Schweizer, ja sogar deren Repräsentant (23.10.37 an O. Basler): «Es ist mir immer freundlich bewusst, dass Sie da sind und dass Sie derselbe sind. Das ist tröstlich über das Persönliche hinaus, denn gar so ein Sonderfall und weisser Rabe werden Sie ja nicht sein, sondern man darf aus Ihrer Existenz auf das Vorhandensein von mehr herzensklugen und geistig ehrenhaften Männern schliessen, die die Dinge sehen wie Sie und wie Sie darunter leiden.»

Nach dem Krieg erhielt Basler den Auftrag, einige von Thomas Manns Aufsätzen, für die dieser ihm das Copyright überliess, an schweizerische Zeitschriften zu vermitteln. Gleichzeitig wurde er Verwalter des Schweizer Bankkontos und der in der Schweiz (zu dieser Zeit eher spärlich anfallenden) Einkünfte Thomas Manns. Am 6. Juli 1950 kam es, in endlicher Verwirklichung eines durch viele Zwischenfälle und Unabkömmlichkeiten grau gewordenen Plans, auch zu einem Besuch auf

dem aargauischen Stierenberg. Er machte auf Thomas Mann den günstigsten Eindruck. «Es war ein vollendet wohltuender Ausflug», schrieb er dem Gastgeber am nächsten Tag. «Ihr wunderschönes Heim im Kuhglockengeläut auf der Höhe mit dem ergreifenden landschaftlichen Umblick habe ich spät mit Augen gesehen, aber es konnte nie zu spät dazu sein. Es gilt uns [Erika und Thomas Mann] fortan als das eigentliche Herz der Schweiz.» Und am 25. März 1951: «Ihre Existenz als Schul- und Sangesmeister, Organist u.s.f. mit dem schönsten Heim im würdigen Schweizerstädtchen, dankbar angesehen von Ihren Mitbürgern, hat so etwas Altdeutsches, gut und echt und rein Gebliebenes, das mir ausserordentlich gefällt.» Hier wurde, einmal mehr, die Schweiz mit dem deutschen Mittelalter in Verbindung gebracht. Der gute, treue, biedre Basler aber erscheint als eine Figur aus *Doktor Faustus*.

Franz W. Beidler

Beidler (1901-1981), Schweizer Rückwanderer aus Deutschland, war ein Enkel Richard Wagners, schrieb über diesen und glich ihm auch physiognomisch. 1943 wurde er Sekretär des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Seit 1933 mit Thomas Mann bekannt, brachte er ihm tiefe Ehrerbietung entgegen; Klaus Mann nannte sie sogar «etwas liebedienerisch». Auch er aber sah in ihm einen «wohlmeinenden Menschen» (Tb KM 29.10.34). Beidler gehörte während beider Schweizer Zeiten Thomas Manns zum engeren Freundeskreis. Als dessen Schwiegervater, der Wagnerianer Prof. Alfred Pringsheim, 1941 im Zürcher Exil verschied, hielt mit Beidler ein wahrhaft Berufener die Rede bei der Abschiedsfeier.

Bernard von Brentano

Wer kennt ihn heute noch? «Von Brentano weiss heute niemand mehr viel in Zürich», schrieb R. J. Humm schon 1963[3], «aber damals war er in dieser Stadt eine Figur». Brentano war sogar eine der schillerndsten Figuren des Schweizer Exils. 1901 als ein Urenkel des berühmten Clemens Brentano in Offenbach am Main geboren, war er selbst Dichter, ein Lyriker und Erzähler. In den zwanziger Jahren gehörte er der Redaktion der renommierten «Frankfurter Zeitung» an, die er nach ihrem Rechtsschwenk 1930 verliess. Zu diesem Zeitpunkt war Brentano Kommunist, Moskaufahrer und eingeschriebenes Parteimitglied. Noch Ende 1933 kritisierte er, der sich von seiner katholisch-konservativen Familie distanziert hatte, die KPD von links. Damit fiel er Bertolt Brecht auf, der ihn eine Zeitlang für seinen materialästhetischen Kampf einzuspannen versuchte; 1935 bemerkte Brecht die Vergeblichkeit seines Bemühens und gab die Hoffnung auf, später auch den Diskurs.

1932 veröffentlichte Brentano ein Buch über den *Beginn der Barbarei in Deutschland*. Es wurde nach der «nationalen Erhebung» sogleich beschlagnahmt, wie alle Werke Brentanos verboten wurden. Einen weiteren Grund, sich von der Gestapo bedroht zu fühlen, bildete seine Frau Margot von Brentano-Gerlach, die durch ihre Mutter, eine geborene Hirsch, Halbjüdin war. Das Ehepaar emigrierte im April 1933 in die Schweiz; im Frühjahr 1934 kam man an die Glämischstrasse 4 in Küsnacht zu wohnen, wurde also, ein paar hundert Schritt entfernt, zu Nachbarn der Familie Mann.

Mit Thomas Mann hatte dieser deutsche Schriftsteller im Äusseren noch mehr gemein. Ein schlanker, eher kleingewachsener aristokratischer Intellektueller mit goldgefasster Brille, verwandte er viel Sorgfalt darauf, stets korrekt gekleidet zu sein. Er bevorzugte den zugeknöpften Zweireiher und verliess das Haus nie ohne Hut. Er hielt auf sich und hielt auf Formen. Niemals hätte er, zu welchem Tun sich seine etwas freiere Gattin dann und wann hinreissen liess, auf offener Strasse in Süssigkeiten einen Biss getan.

Wohl hielt er sich auch etwas *an* den Formen. Denn Halt brauchte und suchte seine Unsicherheit und «tiefe Lebensangst» (J.R. von Salis). Brentano war eine schwierige, nervöse, leicht erregbare, von Widersprüchen getriebene und zerrissene Existenz. «Er war sehr, sehr deutsch», beschrieb ihn R.J. Humm[4], «aber auf zwei Weisen: eine innere, schmelzende, dichterische, die ihm von der Romantik kam, und eine äussere, eckige, betont angriffige, die ihm und seinesgleichen im Rheinland die Preussen anerzogen hatten. Weil er die beiden Weisen nicht in Einklang bringen konnte, war ein dauerndes Hadern in ihm; das Weiche suchte sich durch das Schroffe zu beschützen.»

Brentano richtete sich im Streite häuslich ein; sein polemischer Geist, von Brecht anfänglich geschätzt, liess ihn immer wieder alle Massstäbe vergessen und machte ihn innerhalb der Emigration den meisten mühsam und aufreizend. Brecht war nicht der erste und nicht der letzte, mit dem sich Brentano überwarf. Seinem Hang zur Herabsetzung entsprach das Rechthaberische und Humorlose, das Fehlen von Selbstironie, das ihm von vielen Seiten vorgeworfen wurde. Der Frage, ob jemand sein Verleger sein wolle, verschaffte er eine Aura grösster Bedeutsamkeit. Sich selbst bezeichnete er als «berühmten Dichter»; 1949 erklärte er, er sei «heute der berühmteste deutsche Schriftsteller nach und neben Thomas Mann»[5]. Mit diesem hat sich Brentano viel verglichen, zu ihm sich ebenso gestellt, wie sein Küsnachter Haus im Verhältnis zu jenem Thomas Manns lag: in der Nähe und nur um ganz wenig weiter unten gelegen.

Regelmässig klopfte der eine beim andern und rief ihn zum Spaziergang. Die Unterhaltung, die man dabei pflegte, verlief meist lebhaft. Leicht geriet Brentano ins Feuer, ins Eifern, vor allem, wenn man auf die Politik kam. «Die literarischen Gespräche, die ich mit Thomas Mann führte, waren ergiebiger und erfreulicher als

unsere politischen Monologe» – so hat es Brentano gesehen[6]. Thomas Manns Tagebuch-Einträge widersprechen dem nicht; auch da ein Aufatmen, wenn man zu «wohltuend unpolitischen Gesprächen» (Tb 20.11.36) fand.

Man sah sich auch ausserhalb der Spaziergänge ziemlich oft. Brentano hat die Niederschrift vieler Adjektive in Thomas Manns Tagebuch veranlasst. Er war «angenehm» (Tb 14.10.35), «liebenswürdig und ergeben» (Tb 7.12.35), «amüsant» (Tb 2.3.36) – aber auch ein «Wirrkopf» (Tb 2.3.36) und «Querkopf» (Tb 5.11.35), ein «wunderlicher Bursche» (Tb 11.3.36) und «närrischer Kauz» (Tb 25.5.36). Nicht überschwängliche, aber doch recht positive Worte Thomas Manns galten Brentano als *Schriftsteller.*

Kurzer Einschub: Brentano war eine Generation jünger als Thomas Mann, aber nur wenig älter als Klaus Mann. Auch in dessen Tagebüchern begegnet er regelmässig, so im August 1934 interessanterweise als «sehr pro-französisch» (Tb KM 4.8. 34). Klaus nennt ihn schon 1935 einen «pathologischen Fall» (Tb KM 25.10.35), «sehr eigensinnig, sowohl verfolgungs- als grössenwahnsinnig» (Tb KM 6.11.35). Lange hat ihm Klaus Mann aber doch Sympathien entgegengebracht, seine Unmittelbarkeit rührend und ehrlich gefunden. Ab 1937 stiess Brentano auf entschiedene Ablehnung; Klaus Mann glaubte genugsam erfahren zu haben, «aus was für trüben Quellen das ganze intellektuelle Leben dieses Menschen gespeist wird» (Tb KM 22.8.37).1939 firmierte Brentano nurmehr als «tragischer Baron»[7]. Als «Baron» scheint ihn zu dieser Zeit die ganze Familie Mann ironisch betitelt zu haben.

Am 11. März 1937 ersuchte die Eidgenössische Fremdenpolizei, wie in andern Fällen, den Schweizerischen Schriftsteller-Verband um ein Gutachten über Brentano. Der SSV setzte sich für ihn ein[8] – und ergriff Partei für einen, der sich dessen nicht ganz würdig erweisen sollte. Weshalb?

Brentano durchlief im Exil einen Wandlungsprozess, der sich, dies vorweg, ein Stück weit schon daran ablesen lässt, wie er es mit seinem Namen hielt. Eugen Ludwig Franz Bernhard von Brentano di Tremezzo, so sein vollständiger Name, war als Bernard Brentano in die Schweiz gekommen. Er hatte also nicht nur das deutsche *h* in seinem Rufnamen, sondern auch das *von* vor seinem Nachnamen gestrichen. Als er kein Kommunist mehr war, zeichnete er wieder mit *von Brentano.* Die Renobilitierung rundete ab, dass er seine Briefe schliesslich auch mit einem Kronenwappen schmückte. Er kehrte zurück, zu Heimat und Herkunft, zu seiner Nation, und verschrieb sich blind und unreflektiert einem deutschen Nationalismus, den er als Patriotismus verstanden haben wollte.

Seine jeweiligen politischen Ansichten finden in Thomas Manns Tagebuch recht deudichen Widerhall. 1935 wettert er gegen die Stalin-Diktatur und artikuliert auch eine «antikatholische Passion» (Tb 11.9.35). Der Ausruf: «Welch ein befreiendes Ereignis der Zusammenbruch eines der diktatorischen Verbrecherstaaten wäre», datiert vom 14. Oktober 1935.

Im Frühling 1936 taucht bei Thomas Mann erster Verdacht auf. Brentano, «nicht aufrichtig gegen mich», soll eine Rede Hitlers «im Grunde bewundert haben» (Tb 11.3.36). Er führe «seine halbwahren, amüsanten Reden über die unerträgliche Hegemonie [...], die vor Hitler die Juden in Deutschland ausgeübt hätten» (Tb 19.3.36). Am 25. Mai folgen «fast stürmische Gespräche» mit Brentano, «der es mit seinen Meinungen denn doch etwas bunt treibt, über Emigrantentum, Juden, Deutschland etc.». Thomas Mann kam zum Schluss: «Am besten ginge der junge Mann nach Deutschland.» Ab 1937 liess auch er, wie Klaus, grosse Reserviertheit erkennen. Er sprach von der «Ecole de Zurich» – «eine Nazi-Schule, stilistisch und geistig» (31.5.37 an R. Schickele); er meinte neben Brentano noch Ernst Glaeser, der 1939 freiwillig ins Reich zurückkehrte.

1940 wäre es fast auch bei Brentano soweit gekommen. Im August dieses Jahres richtete Brentano ein Gesuch an das Auswärtige Amt in Berlin. Darin heisst es[9]: «Neben der aufmerksamen Betrachtung der vom Führer eingeleiteten und vollbrachten Politik, und zwar sowohl der inneren wie der auswärtigen, haben gerade die Erfahrungen, die ich als Deutscher im Ausland, in der Schweiz und auf Reisen in Frankreich, machte, meine früheren innenpolitischen Ansichten völlig umgestossen. Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich immer ein Patriot war; hier draussen bin ich zu einem leidenschaftlichen Deutschen geworden.» In einer Anlage zu diesem Brief, in dem Brentano angelegentlich um Aufnahme in die Reichsschriftumskammer bat, beschrieb er auch sein Verhältnis zu Thomas Mann: «Da unsere politischen Ansichten grundverschieden waren, indem sich Thomas Mann anfangs zögernd, aber mit der Zeit immer lauter zu den Zielen der Emigranten bekannte, während mein Weg in umgekehrter Richtung ging, wurden auch unsere persönlichen Beziehungen rasch wieder locker [. ..].»

Dieses Dokument war den Zeitgenossen unbekannt; es wurde auch in Brentanos Autobiographie *Du Land der Liebe* (1952) verschwiegen und ist erst 1970, in Peter Stahlbergers Oprecht-Biographie an den Tag gekommen. Aber völlig überraschend wäre seine Existenz für Thomas Mann und andere Näherstehende nicht gewesen. So hat J.R. von Salis berichtet[10]:

> Brentano überraschte uns bei Kriegsbeginn mit einer politischen Kehrtwendung. Als Hitler nach seinem Sieg über Polen in einer Rede den Westmächten ein Friedensangebot machte, rühmte Brentano zu unserer Verblüffung diese Prosa. ‚Ganz Kleist* nannte er Hitlers Rede. Und von Ribbentrops ‚wunderbarer Stirn' sagte er: ‚Wie Talleyrand', [...] In seinem Hause wurde ich Zeuge eines peinlichen Auftritts, als sich Brentano in der Gegenwart seiner Frau zu einem antisemitischen Ausbruch hinreissen liess. Auf einmal waren ‚die Juden', ‚die Linke', ‚die Emigranten' an allem Schuld.

Von Salis erklärte dieses Verhalten mit der schon zitierten «tiefen Lebensangst» Brentanos. «Er hatte in der panischen Angst gelebt, er könnte den Nazis in die Hände fallen. Nun klammerte er sich an seinen deutschen Nationalismus wie an einen rettenden Felsen. [...] Er schloss seinen Frieden mit dem deutschen Generalkonsul in Zürich, mit dem er sich in einer Loge des Opernhauses ostentativ zeigte.» R.J. Humm verstand Brentanos Verhalten als ein Marschieren mit den stärksten Bataillonen.[11] Brentano sei «von der unwiderstehlichen Sucht (die Italiener sagen dafür ‚smania') beherrscht» gewesen, «den Mächtigen nahe zu sein, um sich in deren Glanz zu sonnen».

Brentano blieb in der Schweiz. Das Dritte Reich sicherte ihm zwar die Rückkehr zu, die Reichsschrifttumskammer lehnte es aber ab, ihm verbindliche Zusagen hinsichtlich der Möglichkeit seiner weiteren literarischen Tätigkeit zu machen; das reichte, um die Heimatssehnsucht zu dämpfen. 1943 erschien Brentanos Biographie von August Wilhelm Schlegel in Deutschland, bei Cotta in Stuttgart. Er lebte also als Emigrant in der Schweiz, publizierte aber in Deutschland – wie, in einer durchaus anderen und auf andere Weise schiefen Konstellation, Thomas Mann während seiner ersten drei Exiljahre.

Völlig unbehelligt blieb er in der Schweiz nicht. Am 19. Dezember 1945 erklärte Bundespräsident von Steiger im Nationalrat[12]: «Brentano ist 1933 als Kommunist aufgenommen worden. Er hatte dann plötzlich Beziehungen zu Deutschen, die dem Dienste Bibras [des Legionsrats der deutschen Gesandtschaft und nominellen Leiters der NSDAP in der Schweiz 1940 bis 1943] nahestanden. Es wurde ihm wegen seiner undurchsichtigen Haltung am 8. Mai 1944 eine kurze Ausreisefrist gesetzt. Auf eine Intervention seines Anwaltes Zellweger wurde diese Verfügung wieder aufgehoben.»

Thomas Mann zählte Brentano nach dem Krieg unverhüllt zu jenen, die sich arrangiert hatten; er sah ihn in einer Reihe mit den in Deutschland gebliebenen Walter von Molos, Frank Thiessens, Erich Ebermayers. Am 27. Dezember 1945 erreichte ihn ein Brief Brentanos, der ihn deswegen «zur Rede stellte». Thomas Mann antwortete kühl (29.12.45): «Ich hatte wirklich nicht erwartet, noch einmal von Ihnen angeredet zu werden – nach Ihrer letzten Zuschrift vor einigen Jahren, zu Hitlers Blütezeit. Das Ding bestand aus vier oder fünf so gut wie gegenstandslosen Zeilen mit der Anrede ‚Sehr geehrter Herr' und der Schlussformel ‚Hochachtungsvoll' und konnte nur den Zweck haben, mir Ihre Feindschaft anzusagen. Ich habe es als ein Symptom Ihrer wachsenden patriotischen Überreiztheit, Ihres Leidens an innerem Zwiespalt und als Abschluss Ihres stets sehr ambivalenten Verhältnisses zu mir genommen.»

Im seinem Brief an Thomas Mann hatte Brentano sogar von einer Ehrverletzungsklage gesprochen. Zu einer solchen Klage kam es auch, allerdings erst im März 1947 und nicht gegen Thomas Mann.[13]. Was war geschehen?

Am 12. September 1945 hatte die Berner Wochenzeitung «Die Nation» einen

lobenden Artikel über den «Antinazi», «Antifaschisten» und «echten Demokraten» Brentano veröffentlicht. Das litt der «Weltwoche»-Redakteur Manuel Gasser, ein alter Bekannter Brentanos, gar nicht. Beide hatten 1938 noch zusammen ein Bändchen mit Gottfried Kellers *schönsten Gedichten* herausgegeben. Aber als der Krieg begann und insbesondere, als Hitler in Paris stand, sein geliebtes Frankreich okkupierte, waren für Gasser alle Deutschen zu Verbrechern geworden. Seine masslose Wut scheint sich in Brentano konzentriert zu haben. Er brach die Beziehung ab, und jetzt, zwei Tage nach dem Artikel in der «Nation», griff er ihn in der «Weltwoche» heftig an. Er bezeichnete ihn als einen «begeisterten Anwalt des Nationalsozialismus» und, was «noch widerlicher» sei, als rabiaten Antisemiten, der «unverzüglich nach Deutschland» gereist sei, «um sich bei den dortigen Machthabern und Verlegern anzubiedern». Brentano sei der «grosse Mann in der Nazi-Kolonie Zürichs» geworden, habe sich «öffentlich in Gesellschaft der berüchtigsten Mitglieder der ‚Fünften Kolonno» gezeigt und es «so schamlos» getrieben, «dass einem anständigen Menschen nichts anderes übrigblieb, als jede Beziehung zu ihm abzubrechen». Diese Sätze waren der Grund, weshalb Brentano Gasser einklagte.

Am 17. März 1947 begann vor dem Schwurgericht in Winterthur der Prozess. Es war für hiesige Verhältnisse ein Sensationsprozess, der volle zehn Tage dauerte, immer neue Kuriositäten entbarg und für jederlei Presse reichlich Stoff abwarf. Den Angeklagten begleitete eine provozierend homosexuelle, ihn belastende Entourage. Viel Prominenz wurde aufgeboten; das literarische Zürich stellte sich als Zeuge. Für Brentano sagten Emil Staiger, Max Rychner, Max Eichenberger, Walther Meier, Martin Hürlimann, der ehemalige Reichskanzler Joseph Wirth und noch einige mehr aus. Gegen den Kläger sprachen unter anderem Franz W. Beidler, R.J. Humm, J.R. von Salis, Fritz Ernst, Ignazio Silone, Kurt Hirschfeld, Emil Oprecht. Im Verlauf des Prozesses, in dem vieles zur Sprache kam, was über die engeren Umstände der Parteien hinausging, in dem kaum gesetzter Staub aufgewirbelt und etwa auch die entschieden pronazistische Vergangenheit Manuel Gassers und der «Weltwoche» publik wurde, berührten, ja verschränkten sich für einmal Literatur und Jurisprudenz. Beide wurden zu *einer* hermeneutischen Disziplin. Das Gericht prüfte die Auslegung von Goethe-Sentenzen so gut wie jene von Art. 173f. des Strafgesetzbuches. Hatte Gasser Brentano einer ehrenrührigen Tatsache beschuldigt? Hatte er eine begründete Veranlassung für seine Äusserungen, war er zu seinem Artikel berechtigt? Handelte er in Beleidigungsabsicht? War es ihm gelungen, den Wahrheitsbeweis zu erbringen?

Am 26. März befand das Gericht Manuel Gasser in allen Punkten für schuldig. Brentano sei in seiner Ehre verletzt, Gasser habe seiner Sorgfaltspflicht nicht Genüge getan. In sechs Punkten wurde auf Verleumdung, in zwei auf üble Nachrede erkannt. Ein Fehlurteil? Hätte das Gericht Brentanos Gesuch von 1940 um Rückkehr

ins Reich gekannt[14] – möglich, dass es (teilweise) anders entschieden hätte. Nun aber hatte Brentano gewonnen. Er war formal rehabilitiert – und war doch ein geschlagener Mann.

Im Herbst 1947 wurde ihm, wie schon 1944, neuerdings die Aufenthaltsbewilligung entzogen; abermals wurde der Vollzug aufgeschoben. Er kehrte 1949 in seine Heimat zurück, wo sein jüngerer Bruder Heinrich unter Kanzler Adenauer der erste westdeutsche Aussenminister war. 1952 veröffendichte er die schon genannte Autobiographie *Du Land der Liebe*. Es handelt sich um eine verquälte Rechtfertigungsschrift, die zum baren Unsinn und leider auch zur Niedertracht nicht immer Distanz hält; aber wie hätte sich Brentanos unmögliche Position auch rechtfertigen lassen? «Ich fühlte mich als Demokrat und Republikaner, aber niemals als Antifascist», heisst es darin etwa[15], dann aber auch[16]: «Ich lebte dort [in der Schweiz] als Gegner einer Regierung, die ich vom ersten Tag an abgelehnt hatte.» Über Thomas Mann fällt einmal das groteske Urteil[17]: «gleichgeschaltet, wenn auch nach der andern Seite!» Ihm sein Buch zur Lektüre anzubieten, fühlte sich Brentano freilich nicht gehindert.

Die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens lebte er in Wiesbaden. Es wurde still um ihn im Nachkriegsdeutschland. Von einer unheilbaren Krankheit gezeichnet, fehlte Brentano die Kraft, sich literarisch oder politisch nochmals zu Wort zu melden.

Robert Faesi

Robert Faesi (1883-1972), dem schon mehrfach kurz die Rede galt, war der «älteste Schweizer Freund» Thomas Manns, wie dieser ihm in einer Widmung attestierte. Ihr Verhältnis lässt sich nachlesen in dem Briefwechsel, den Faesi, nicht ohne Stolz über die gewährte Traulichkeit des Tons, kommentierend herausgab; in ihm kommt einiges von jener Haltung zum Ausdruck, die Aussen- wie Nahestehende als Zürcher Thomas Mann-Kult belächelt haben, und man wäre nicht erstaunt, hätte Faesi auf seine Visitenkarte geschrieben: *Ami de Thomas Mann,* was immerhin ja ein Titel.

Ursprünglich veritabler Stud, jur., konnte sich Faesi auf Dauer keinen Reim auf das Recht machen. Aus dem Wechselrecht leitete er das Recht zu wechseln ab[18] und konvertierte zur Literatur, zur Germanistik und ins Dichtfach. Aus alter Zürcher Familie – Faesi war verwandt und versippt mit dem halben Namenregister von Zürcher Stadtgeschichten –, trat er hervor als Literaturprofessor, als Protagonist des literarischen Betriebs; er amtierte als Präsident der Schweizerischen Schillerstiftung, des Schweizerischen Schriftsteller-Verbands und des Zürcher PEN-Clubs. In diesen Funktionen hielt er da und dort eine Begrüssungs-, eine Tischrede, eine Festansprache für und über Thomas Mann.

Zuerst und hauptsächlich sah sich Robert Faesi aber wohl als Dichter. Dabei

blieb er nicht frei von Autoreneitelkeit. Seine ausgreifend konzipierten Zürich-Romane etwa verglich er allen Ernstes mit den *Buddenbrooks*. Wieviel Thomas Mann von dem in allen Gattungen gerechten Poeten gehalten hat? Immer schickte ihm Faesi seine Werke, und immer erfüllte er zuverlässig sein Pensum im Anbringen von Honneurs und wohlformulierten Unverbindlichkeiten. Keinen hohen Begriff jedenfalls hatte er von Faesi als Rezensent seiner Werke. Die Besprechungen waren ihm zu trocken, zu blass; dass er einen Aufsatz über den *Faustus* «überraschend gut» (Tb 4.12.50) fand, würde Faesi keine reine Freude bereitet haben.

Im Praktischen hatte Thomas Mann Robert und Jenny Faesi viel zu verdanken. Sie waren behilflich bei der Niederlassung in Küsnacht; so diente ihr Haus als Schweizer Deckadresse. Thomas Mann war öfters bei Faesis zu Gast, im nahen *Rebgütli* an der Zolliker Goldhalde und mehrmals auch in Faesis ländlichem, über dem See thronenden Sommersitz *Neugut* ob Wädenswil.

Professor Faesi war eine gepflegte Erscheinung. Seine Haare präsentierten sich aufs Sorgfältigste zurückgekämmt, seine Kravatte sass tadellos gebunden. Très comme il faut auch seine Manieren. Der Nachkomme von Bürgermeister Salomon Hirzel war höflich, liebenswürdig, gütig, ein charmant konservativer Patriarch aus dem achtzehnten Jahrhundert. Seine Welt war das alte Zürich; um ihn war Klopstockzeit, wehte der Geist eines zürcherisch gesitteten *Freut euch des Lebens.* Thomas Manns Antikriegsreden *Deutsche Hörer* (wie auch Jean Rudolf von Salis' Sendungen) konnte Faesi nicht hören, denn er besass kein Radio; «diese Zeitmacht», entschuldigte er sich[19], «halten wir uns vom Leib und der Seele». Faesi war ein Mann des menschenmöglichen Glücks. Er hielt sich die Welt im Herzensgrunde heil. Dass ihm der *Doktor Faustus von* etwas *zu* dunklem Glanze war, kann nicht erstaunen. Er fühle sich im «zeitblomschen» Klima mehr in seinem Element als im «leverkühnschen», schrieb er Thomas Mann im März 1948[20]. Er hatte nur begründen wollen, weshalb er den kalten Ferienort Engadin mit dem warmen Tessin vertauscht hatte, aber in dieser Bemerkung lag eine tiefere Wahrheit. Thomas Mann überschritt Grenzen, zu denen Faesi gar nicht gelangte.

Kuno Fiedler

Die Bekanntschaft mit dem evangelischen Pfarrer Kuno Fiedler (1895-1973) datiert aus den Jahren des ersten Weltkriegs. Seit 1915 bestand ein Briefwechsel. Fiedler durfte am 23. Oktober 1918 als Vikar die Haustaufe von Thomas Manns jüngster Tochter Elisabeth durchführen, die bekanntlich nicht ohne literarische Beschreibung blieb. Der Inhalt seines zweiten Buches *Der Anbruch des Nihilismus, Aphorismen über das Verhältnis von Religion und Bürgerlichkeit* (1920) wird im *Zauberberg von* Naphta knapp resümiert (III, 639).

In der ersten Nazi-Zeit war Fiedler einer der Korrespondenten, von denen Thomas Mann erfuhr, was in Deutschland wirklich vor sich ging. Anfang September 1936 wurde Fiedler von der Gestapo verhaftet. Es gelang ihm aber bald die Flucht aus dem Würzburger Gefängnis; nach abenteuerlicher Fahrt über den Bodensee suchte er Asyl in der Schweiz. Bis er weitere Unterkunft fand, hielt er sich einige Tage bei Thomas Mann auf.

Fiedler wirkte in der Folge bis 1955 im Graubündischen als Seelsorger. Er publizierte Feuilletons unter Decknamen, so als «Lehrer Brosi» oder «Dr. phil. F. Kauz». Als «wunderlichen Kauz» (Tb 17.5.54) hat ihn Thomas Mann auch erlebt und gelegentlich bezeichnet. Fiedler blieb Thomas Mann ein Bewunderer und treu; er war ein wichtiger Gesprächspartner in politischen und vor allem in religiösen Dingen. Gleichzeitig bewahrte er viel Kritikfähigkeit und Eigensinn. Immer empfindlich, wo Thomas Manns Schriften sein Fach beschlugen (was ja mehrmals vorkam), hielt er mit Bedenken nicht zurück. Thomas Manns liberal-humanistischer Religiosität stellte er die Auffassung eines entmythologisierten, reinen Christentums entgegen. Der Gottesdenker vermochte damit wiederholt Antworten zu provozieren, die zu Thomas Manns bedeutendsten einschlägigen Stellungnahmen gehören.[21]

Fritz Fleiner

Fritz Fleiner (1867-1937) war einer der wenigen Juristen, mit denen Thomas Mann in Berührung kam, und zugleich einer der hervorragendsten Schweizer Rechtsgelehrten überhaupt. Nach Zürich und Basel lehrte Fleiner 1906 in Tübingen und ab 1908 in Heidelberg. Von dieser Zeit sprach Fleiner noch gegenüber Thomas Mann «mit begeisterter Dankbarkeit» (Tb 19.12.34). Im Sommer 1915 kehrte Fleiner nach Zürich zurück, wo er an der Universität Staats-, Verwaltungs- und Kirchenrecht las. Er war einer der Begründer der modernen deutschen Verwaltungsrechtswissenschaft und verfasste auch die erste fundierte Gesamtdarstellung des schweizerischen Bundesstaatsrechts. Begnadeter akademischer Lehrer, der einen nachhaltigen Einfluss auf die studierende Jugend auszuüben wusste, hat er eine ganze Generation von Schweizern und Juristen in ihrem politischen Denken beeinflusst. Sein Kampf galt vornehmlich der Idee des Rechtsstaates, insbesondere der Einführung und des Ausbaus der Verwaltungsgerichtsbarkeit; um so verständlicher war seine «Consternation über das neue deutsche Staatsrecht» (Tb 29.9.37).

Fleiner war ein universal gebildeter Mensch, ein Humanist, der der Politik und Geschichte, der Literatur und den bildenden Künsten seine Aufmerksamkeit nicht entzog. Das erklärt sein Interesse für Thomas Mann, den er in seiner Exilexistenz unterstützte, und lässt auch dessen Charakterisierung Fleiners als «Historiker» (Tb 24.11.33) nicht als falsch erscheinen.

Am 26. Oktober 1937 verschied Fleiner nach kurzer Krankheit, in Ascona, wo Thomas Mann ihn eben noch besucht und von seiner Fontane-Verehrung gehört hatte. «Ein guter Mann ist gestorben», schrieb er bewegt (27.10.37 an K. Fiedler). «Ein Schweizer Demokrat von altem Schrot und Korn, aufgelockert und liebenswürdig weit über das Landesübliche dank einer welschen Mutter.» Viel später, bei Gelegenheit der Besprechung einer Ausgabe von Briefen Fontanes (1954), erinnerte sich Thomas Mann seiner noch einmal und erwies ihm eine letzte schöne Reverenz (IX, 818): «Ich kann kaum hoffen, mit meiner Anzeige des Bandes im Schweizerland viel Neugier und Nachfrage zu erregen. [...] unter Schweizern habe ich eigentlich nur *einen* Fontane-Enthusiasten und liebevollen Kenner seines Werkes gefunden: es war mein verstorbener Gönner Fritz Fleiner, der grosse Jurist.»

Carl Helbling

Carl Helbling (1897-1966) war 1922-1938 Lehrer für Deutsch und Geschichte am Lyceum Alpinum in Zuoz, von wo er durch eine aktiv nationalsozialistische deutsche Lehrerschaft verdrängt wurde. Er wurde dann Gymnasiallehrer in Zürich und Gottfried Keller-Herausgeber, schliesslich Didaktik-Professor an der Universität Zürich.

Wie Max Rychner ein Schüler Eduard Korrodis, hatte Helbling, es wurde schon gesagt, die erste Dissertation über Thomas Mann verfasst[22]. Er wahrte seinem Untersuchungsobjekt zeitlebens die Treue, schrieb weiter und sprach auch öfters über Thomas Mann. 1933 hielt er sich in Bereitschaft, dem Emigrierten zu helfen. Er blieb, wovon auch ein reger Briefwechsel zeugt, «eine der Hauptfiguren unter den freundlichen Erscheinungen der Schweiz» (26.8.47 an C. Helbling).

Rudolf Jakob Humm

Der Schriftsteller Rudolf Jakob Humm (1895-1977), als Auslandschweizerkind in Modena geboren, studierte in München, Göttingen und Berlin Physik. 1934 zog er in das altberühmte «Rabenhaus» am Hechtplatz 1, wo die Mörder des hl. Meinrad von den sie verfolgenden Raben den Zürchern zum Zoll der Wahrheit verzeigt wurden, und führte dort eines der urbansten und gastfreisten Häuser, «einen der belebtesten Wildwechsel» (Gustav Huonker) in der Zürcher Literaturszene. Er veranstaltete literarische Abende und kleine Ausstellungen. Klaus Mann las hier aus seinem Vortrag *Hoffnung auf Amerika* und enttäuschte etwas. Auch Erika Mann war da und andere Thomas Mann Nahestehende; dieser selbst aber nicht. Humm glaubte zu wissen, weshalb[23]: «Als ich ihn einmal fragte, ob er unsere literarischen Abende

durch seine Anwesenheit und eine Vorlesung beehren möchte, sagte er mir: ‚O ja gerne, solch einen Atelierabend stelle ich mir recht hübsch vor!' Er hatte meine Wohnung als ‚Atelier' gesehen und sich eine Vorstellung von dem Abend bereits gemacht. Ich beharrte nicht darauf, und er kam nicht.» Der direkte Kontakt blieb überhaupt spärlich. Humm wurde dann aber oft als Rezensent in «Mass und Wert» zugelassen. Während der Kriegsjahre war er ein eifriger Briefschreiber, der Thomas Mann in Amerika mit seinen Zürcher Impressionen auf dem laufenden hielt.

Humm war ein Ungebundener, ein Einzelgänger, Aussenseiter und Original, meist pointiert, eigenwillig, oft süffisant, bissig bis gallig, immer wieder genussvoll oder zwanghaft aneckend. Ausserdem war er radikal autobiographisch; Hesse sagte ihm nach, er schrecke vor keiner Indiskretion zurück. Von daher wird erklärlich, weshalb sich in der Beziehung zwischen Humm und Thomas Mann nach dem Krieg fast stets ein Misston zur Geltung brachte.

Im Februar 1948 erschien die erste Nummer von Humms Literaturzeitschrift «Meine Meinung»; ab der zweiten hiess sie «Unsere Meinung». Humm besorgte alles selbst, Verfassen der Artikel (unter allmählich 14 bis 15 Pseudonymen), Redaktion, Hektographie, Versand, unterstützt nur von seiner Frau – zu Recht nannte er die Zeitschrift einen «Einmann- und Einweibbetrieb». Unter dem Titel *Tarteifel!* veröffentlichte er in der Dezember-Nummer einen gar ungenierten Rundum-Verriss des *Doktor Faustus.*[2]* Dies führte zu einer heftigen Reaktion Thomas Manns (Tb 7.2.49): «Tolle Dinge wie die verrückte Demolierung des ‚Faustus' von Humm in seiner Zeitschrift. War immer gewärtig, dass die Tücke einmal bei ihm ausbrechen werde, wundere mich aber doch über dies krasse Brechen mit mir und über die Zusendung.» Thomas Mann erwog eine Antwort auf die «Schweizer Verrücktheit», stand dann aber davon ab.

Nun herrschte mehrere Jahre Funkstille. Erst im November 1953 flackerte der Briefwechsel nochmals auf. Manchmal sah man sich von ferne an kulturellen Anlässen, ohne dass das Verhältnis sich hätte glätten lassen. «Humm», so schildert das Tagebuch die schiefe Lage in knappen Worten (Tb 12.12.53), «wusste nicht, ob grüssen».

Carl Gustav Jung

Er war der prominenteste Mit-Küsnachter. Der Schweizer Psychiater und Therapeut hatte in der Gemeinde, die er aus etymologischen Gründen hartnäckig «Küsnach» schrieb, im Sommer 1907 ein Seegrundstück erworben. Im Frühling 1909 siedelte er über in das prächtige Anwesen an der Seestrasse 228 im Heslibach, das er nach eigenen Plänen hatte bauen lassen. Ein Jahrgänger Thomas Manns, lehrte Jung ab 1933 als Privatdozent, ab 1935 als Titularprofessor an der ETH in Zürich. 1932 erhielt er den städtischen Literaturpreis.

Jung besuchte Thomas Mann einmal in München; in der Schweiz – so nah sie wohnten – sahen sich die beiden Weltberühmten nie.[25] Briefe scheinen sie nicht gewechselt zu haben. Einzig ein Blatt Jungs findet sich unter den Gratulationen, die die Kassette des S. Fischer Verlags zum 60. Geburtstag Thomas Manns bestückten. Ein ziemlich leeres allerdings: mehr als «Meine besten Glückwünsche!» hat Jung sich nicht abringen können.

Über sein Verhältnis zu Jung hat Thomas Mann in zwei Briefen von 1945 und 1954 Auskunft gegeben (22.2.45 an A. Jacobson; 17.5.54 an Y. Takahashi). Es hätten keine literarischen Beziehungen bestanden, und er habe – was nicht ganz stimmt – auch nie etwas von Jung gelesen. Jung habe bei seinem Münchner Besuch auf ihn einen «ausserordentlich gescheiten Eindruck» gemacht. Aber: «Seine Haltung gegenüber den Nazis war anfangs recht zweifelhaft und mehr als das.»

Jungs Führerbewunderungsanfälligkeit, seine Zurückhaltung gegenüber der deutschen Judenverfolgung, seine Forderung einer arischen Psychiatrie, die Verwerfung der «entarteten Kunst» – dies war es, was die beiden auseinanderhielt. In Thomas Manns Tagebüchern sind von 1934 an kaum andere als abfällige Kommentare zu der politischen Einstellung Jungs und seinem «zweifelhaften Charakter» zu finden[26]. «Klug, aber nicht achtenswert» (Tb 16.3.35) nannte er ihn – in Thomas Manns Essay *Freud und die Zukunft* (1936) hiess die Verbindung «klug, aber etwas undankbar»[27], vielleicht in einer Anspielung auch darauf, dass sich C. G. Jung nach 1933 zu Schmähungen Sigmund Freuds, den Thomas Mann verehrte, hatte verleiten lassen. Es war also nicht summarische Ablehnung, sondern Ambivalenz, die Thomas Manns Haltung zu C.G. Jung bestimmte, und wenn er schrieb, Jung sei widerwärtig, wenn er politisch den Mund auftnache (24.9.42 an R. J. Humm), dann tangierte dies nicht seine Einschätzung – teilweise allerdings auch nur Vermutung – von Jungs fachlichem Rang. Im Vergleich zur Lehre Freuds, der kein Mystiker war, liess die Konzeption Jungs das für Thomas Mann typische Miteinander von Schopenhauer und Psychoanalyse, die Verbindung von Mythos und Psychologie besser zu. Diese Affinität war Thomas Mann bewusst; dass er sich nicht intensiver mit der Lehre Jungs befasst hat, muss weniger mit mangelndem Interesse erklärt werden als mit instinktiver, auch moralisch motivierter Abwehr solchen Interesses. Der Politiker Jung gebot Vorsicht offenbar auch im Umgang mit dem Psychologen Jung.

Einen Mittler zwischen den beiden stellte anfangs der vierziger Jahre der Mythologe Karl Kerényi dar, der mit Thomas Mann befreundet war und mit Jung zusammenarbeitete. Thomas Mann sah in diesem Zusammenwirken, aus dem die-Werke *Das göttliche Kind* und *Das göttliche Mädchen* hervorgingen und von dem Kerényi in manchen Briefen an Thomas Mann berichtete, sein eigenes, im *Joseph* praktiziertes Bestreben bestätigt, den Mythos dem «intellektuellen Faschismus» aus

den Händen zu nehmen, ihn mit der Psychologie zu verbinden und gleichzeitig ins Humane «umzufunktionieren»[28]. Die – sehr eindringliche – Lektüre von Jungs Kommentaren zu Kerényis Darstellungen, die dann vor allem den *Vertauschten Köpfen* dienstbar wurden, beschreibt den Punkt, an dem Jung Thomas Mann am nächsten kam.

1944 zog Jung nach Basel, wo er als Ordinarius für medizinische Psychologie wirkte; Thomas Mann liess zu der Berufung seine Gratulation ausrichten. Beide waren damals unabhängig voneinander am Versuch, mit Hilfe der unendlich deutschen Faust-Figur und des Faustpakts das unfassbar Böse in Deutschland zu erklären; beide glaubten oder hofften, dass – wenn sich die Deutschen ihrer Schuld stellten – letztlich über das Böse die Gnade triumphieren werde.[29] Kurz nach Thomas Mann erhielt zu seinem 80. Geburtstag am 26. Juli 1955 auch C.G. Jung den Doktor h.c. für Naturwissenschaften der ETH. 1960 wurde ihm das Küsnachter Ehrenbürgerrecht verliehen.[30] Wenig später, 1961, starb er, übrigens am 6. Juni, Thomas Manns Geburtstag.

Erich und Nettie Katzenstein-Sutro

Erich Katzenstein (1893-1961), einem bekannten Neurologen, der einst in der Münchner Räterepublik aktiv gewesen war, und seiner Frau Nettie Katzenstein-Sutro (1889-1967) begegnete Thomas Mann im März 1930 auf seiner Ägypten-Reise. Der Kontakt zu dem Ärzte-Ehepaar blieb erhalten und intensivierte sich im Exil. Nettie Katzenstein-Sutro zählte in dieser Zeit zu den Hauptstützen der Flüchtlingskinderhilfe. Sie gründete 1933 das «Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder» und war in andern karitativen Organisationen tätig. Ausserdem wirkte sie als Übersetzerin Ignazio Silones. Das Ehepaar gehörte durch all die Schweizer Jahre zu jenen Freunden, die immer präsent waren, wenn Thomas Mann vorlas oder etwas zu feiern hatte. Fast ausschliesslich taucht es zwar in seinen Tagebüchern nur mit dem Namen auf. Von Anfang an aber ist wohl das Prädikat hinzuzudenken, womit Thomas Mann für einmal die kahle Nennung begrünt hat (Tb 27.9.52): «Gute, freundliche Leute.»

Eduard Korrodi

Johann Heinrich Korrodi, der Vater, war Primär-, später Schönschreiblehrer und Redaktor am «Tagblatt» in Zürich. Seine ersten beiden Ehefrauen erlagen dem Kindbettfieber und dem Typhus. Eduard Korrodi (1895—1955) war das zweite Kind seiner dritten Frau und insgesamt das vierzehnte und drittjüngste. Seine Bindung an die Mutter war zeitlebens sehr eng. Er blieb unverheiratet und wohnte mit ihr fast bis zu ihrem späten Tod im gleichen, siebenmal veränderten Haushalt.

Die Obwaldner Bauerntochter Marie Korrodi-Zurgilgen (1852—1950) war, im Gegensatz zu ihrem Mann und zu den Vorgängerinnen, katholisch und erzog ihre vier Kinder in diesem Bekenntnis. Eduard besuchte das Kollegium *Maria Hilf'm* Schwyz; die katholische Welt prägte seine Jugend und auch seine ersten Publikationen nachhaltig. Um 1909 übernahm er die Leitung der literarischen Sektion des *Schweizerischen katholischen Volksvereins.* Allerdings war sein Engagement nicht von langer Dauer. Nach dem Studium auf Stellensuche, musste er erleben, dass sich seine Konfession im protestantischen Zürich als unbehelfliche Referenz erwies.
Er distanzierte sich, wenigstens öffentlich, mehr und mehr von ihr.

Hungerjahre folgten als Hilfslehrer am Gymnasium und an der Industrieschule; demütigende, anstachelnde Erfahrungen. Die angestrebte Wahl zum Hauptlehrer wurde von Professor Emil Ermatinger hintertrieben. Korrodis Suche nach Sicherheit und Ruhe führte zum Wunsch nach einer Privatdozentur. Er war voller Pläne, aber ohne Kraft und Geduld, eine grössere Schrift zu erdauern. Seine Teilarbeit *Die Darstellung der deutschen Literaturgeschichte. Ein historiographischer Versuch* verfiel dem negativen Urteil wiederum Ermatingers.

Am 3. Oktober 1913 kündigte Korrodi in einem Brief an Adolf Frey ein zweites Projekt an[31]: «Im Auftrage des S. Fischerschen Verlages arbeite ich die erste im Einverständnis mit *Thomas Mann* erscheinende Monographie über ihn aus.» Worum es sich genau handeln sollte, wird nicht klar. In seinem Brief vom 17. September 1913 an den Münchner Verleger Hans von Weber, den er für die Arbeit zu interessieren versuchte, spricht Thomas Mann davon, Korrodi wolle seine Antrittsvorlesung den Arbeiten Thomas Manns widmen und diese dann zu einer grösseren Abhandlung ausarbeiten. Korrodi hatte Thomas Mann also direkt um Hilfe bei der Suche nach einem Verleger angegangen – ohne dass seine Studie je veröffentlicht, ja überhaupt zu einer akademischen Schrift ausgearbeitet und als solche eingereicht worden wäre[32]. Noch im Januar 1914 wurde den Lesern der NZZ eine Thomas Mann-Studie von Korrodi für den Frühling in Aussicht gestellt, wozu es aber nicht kam. Lediglich im Januar-Heft des Lesezirkels Hottingen erschien aus der Feder Korrodis ein sechs Seiten kurzer Text über Thomas Mann.

Mit der Habilitation wurde also wiederum nichts. Aber es ergab sich eine andere Möglichkeit. Im Oktober 1914 bewarb sich Korrodi um die Nachfolge von Fritz Marti als Feuilletonredaktor der NZZ. Zur Wahl standen auch der Schriftsteller Konrad Falke sowie Robert Faesi, der seinerseits seit 1911 Privatdozent war. Das Verwaltungskomitee der NZZ erkundigte sich vorsorglich, ob sich in Korrodis Lehrtätigkeit Spuren seiner konfessionellen Stellung bemerkbar gemacht hätten; es hatten nicht. Korrodi wurde gewählt; Anfang 1915 trat er das Amt an, das er 35 Jahre lang innehaben würde.

Das Wesen dieses kleinwüchsigen, schmalköpfigen, auf sein Äusseres dandy-

haft achtenden Mannes, seine geistige Gestalt, seine psychische Existenz zu deuten, hält nicht einfach. Er blieb schon den Zeitgenossen ein Rätsel, liess an sich selbst seine Freunde verzweifeln. Er war – folgt man ihren Charakterisierungsversuchen – eine heikle, widersprüchliche Natur, liebenswürdig, boshaft, generös und kleinbürgerlich, von unruhiger Nervosität und sprunghaftem Urteil, ein «Bruder en fait de Unzuverlässigkeit»[33]. Ein Dämon trieb ihn in Launen, zu plötzlichem Stimmungsumschwung. Was er gestern unbeachtet gelassen, lobte er heute und überging es morgen. Auch Taktik und Raffinement waren im Spiel, distanzschaffende, verunsichernde Undurchschaubarkeit, autoritätserhaltendes Machtkalkül, ein Moment berechneter Unberechenbarkeit. Er war ängstlich, eifersüchtig, nachträgerisch; er konnte schmollen. In ihm machten sich Tendenzen zur Selbstgerechtigkeit und zur Wehleidigkeit geltend. Er war kein Leisetreter, fürchtete nicht den Kampf, konnte austeilen, «zurückhauen», tüchtig verletzen. Er fühlte sich vom Vaterland verkannt, unterschätzt, bei Ehrungen übergangen. Er war seiner selbst nicht sicher, unerfüllt. Er war, nach seinen eigenen Worten, nirgends bei sich selbst zu Hause; er selbst sich unnahbar. Seine Liebessehnsucht blieb lebenslang ungestillt, nicht nur als Kritiker, der tadeln musste, «wo man lieben möchte», sondern auch als Mensch und Freund und Mann. Die Homophilie war seine Tragik, die «Grundwahrheit seines Lebens» (Max Rychner). Jedermann wusste, niemand sprach davon; sie auferlegte ein zu unterdrückendes, zu verheimlichendes Leben. Kann anderes als dies gemeint sein, wenn Thomas Mann von Korrodis «Melancholie» (Tb 14.8.39) spricht? Auch Max Frisch eignete im Kapitel «Mario und die Marionetten» in seinem Tagebuch von 1946 der Figur des – Korrodi nachempfundenen – Cesario «Melancholie» zu.

Und doch, eine andere Quelle gab es: den Beruf des Redaktors. Denn war da nicht der Ehrgeiz, der Drang, der Traum, an einem längeren Teppich zu weben, ein eigenes, unverstückelt grosses, nicht vergilbendes Werk zu erarbeiten, selbst einmal Gegenstand ehrender Kritik zu sein? Aber der Ersatz des Schöpfertums durch das Vermittlertum, das selbstlose Wirken für andere, es war das Los aller Diener der Literatur, des Literaturbetriebs. Mühselig schlug man sich durch das Gestrüpp der täglichen Administration, mit Terminarbeit belastet, von Routinepflichten belästigt; mit Fleiss oblag man dem Pensum, produzierte sechsspaltige Unbestechlichkeit; beglückend, bedrückend.

Als Redaktor aber wuchs Korrodi, der sich nach Max Rychner «ganz an zahllose kleine Absichten» vergab[34], der sich einen Satelliten nannte, der von fremdem Glanz lebt, eine einzigartige Stellung zu. Zwar hatte Korrodi Funktionen auch in zahlreichen wichtigen literarischen Gremien, Stiftungen, Vereinen, Kommissionen inne, und seine Mitsprache bei Preisverleihungen verlieh ihm bedeutenden Einfluss. Die breiteste Wirkung erreichte er aber als Kritiker an der auflagestärksten Zeitung der Schweiz. Seine Rezensionen mit dem Kürzel E. K. – es wurden im Lauf der Jahre

zwischen 2‘000 und 3‘000 – erreichten eine grosse Lesergemeinde. Sie waren, je nachdem, ersehnt oder gefürchtet. Korrodi war der regionale, ja landesweite Literaturpapst; sein Feuilleton eine Macht, vor die unumgänglich zu stehen kam, wer in der deutschsprachigen Schweizer Literatur seinen Weg machen wollte; Max Frisch nannte es «das literarische Bundesgericht»[35]. Wenn er seine Spalten öffnete und wenn er sie verwehrte – beides konnte entscheidend sein. Korrodi war durchtrotzender Förderer hier, strenger, existenzschädigender Verhinderer da, Schaukler von Talentwiegen und Grabschaufler zugleich. Das löste Polemiken gegen sein Regime aus, mitunter begrüsste, trug ihm Vorwürfe ein, etwa jenen, ihm sei der tote Dichter lieber als der lebende. Er lasse eines natürlichen Todes verhungern, rügte Frisch (Cesario), und schreibe dann Nachwörter von letzter Einfühlung.[36]

Korrodi ging in seiner Literaturkritik nie dogmatisch, nie methodenstreng, selten logisch und analytisch vor. Sein Verfahren war intuitiv-assoziativ. Es war ein unter Zeitdruck rasches, spontanes, zumindest spontan und improvisiert wirkendes Zupacken, Kombinieren und Werten. Seine nicht aus Diskussion hervorgegangenen und nicht in der sachlichen Konkurrenz mit andern Feuilletons geprüften und geläuterten Besprechungen pflegten lange Zitate zu enthalten. Sie krankten an Ephemerem, waren manchmal ohne letzte Durchdachtheit geschrieben (Korrodi war nach eigener Angabe vertraglich verpflichtet, sich einmal die Woche an seine Leser zu richten), oft aber formal erstaunlich abwechslungsreich, spritzig, unberechenbar-überraschend. Korrodi zog immer noch ein Kaninchen aus dem Zylinder. Er räumte seinem Leser, wonach er strebte, das Recht auf Kurzweil ein.

Korrodi hat auch alle Werke Thomas Manns besprochen, die während seiner Redaktorenzeit erschienen sind. Was hielt Thomas Mann davon? Nun, nicht eben viel. «Citatenreich» seien die Rezensionen, fand er immer wieder, «konfus und citatenreich» (Tb 5.12.47); «referat-artig und kritisch unbedeutend» (Tb 28.3.34); «leicht gearbeitet» (Tb 5.12.33). Korrodi schrieb «schwach wie immer, ja stümperhaft» (Tb 22.10.36); «mattköpfig» (Tb 10.11.37); «nach seiner Art etwas tückisch» (10.11.36 an A. M. Frey). Gewiss, auch Beifall findet sich. Da gefiel der «schöne Schluss» (Tb 28.3.34) einer Besprechung, dort, dass sie «freundlich» war (Tb 17.8.37). Erfreut war Thomas Mann vor allem von Korrodis «Hymnus» (Tb 15.12.39) auf *Lotte in Weimar*. Manches Lob dann wiederum erweist sich dem nähern Blick als zweideutig. So wird etwa gesagt, Korrodi sei mit dem zweiten Teil einer Besprechung «etwas näher an das Buch heran» gekommen (Tb 12.10.33); ein Artikel sei «überraschend gut geschrieben» (Tb 1.3.47). Kurzum (2./4.4.34 an R. Schickele): «Eduard Korrodi von der ‚Neuen Zürcher Zeitung’ ist kein grosser Kritiker».

Das persönliche Verhältnis von Thomas Mann und Korrodi bis 1933 ist schnell dargetan. Man blieb, nachdem man sich 1913 kennengelernt hatte, in Kontakt. Kor-

rodi, «sympathisch» (Tb 2.11.19), besuchte Thomas Mann in München. Er verlangte Texte zum Druck und Vorabdruck; Thomas Mann schickte sie um so bereitwilliger, als sie mit inflationsverschonter Valuta honoriert wurden. Korrodi und die NZZ waren im ersten Weltkrieg neutrale, appellationsfähige Instanzen gewesen; in Thomas Manns Versuch der Öffnung, der Europäisierung seines Horizonts blieben sie auch danach wichtige Bezugspunkte. Dann kamen 1933 und die Emigration. Gegen Korrodi, dies vorweg, waren von Beginn des Exils weg und bleibend Klaus und Erika Mann. Klaus schrieb schon am 20. Mai 1933 in sein Tagebuch, er sei mit Korrodi «jetzt fertig». Erika Mann fand ihn eine «elende Institution»[37]; noch 1952 forderte sie mit animosem Elan von ihrem Vater, dass er «mit Korrodi ausdrücklich breche» (Tb 1.10.52).

Thomas Mann stand zu Korrodi und dieser zu Thomas Mann zunächst besser. Er forderte ihn zu einem Beitrag für die Osternummer auf und «dankte ‚für grossartiges Kapitel', was mir wohltat» (Tb 13.4.33). Er bot «sein» Blatt für Vorabdrucke an (im Oktober und November 1934 erschien als Heptameron *Meerfahrt mit Don Quichote)* und verschaffte so Thomas Mann eine Publikations- und Verdienstmöglichkeit, die er nicht vielen Ausländern offenhielt. Und vor allem: Korrodi stellte sich im Fall des Münchner *Protests* hinter Thomas Mann. Er liess ihn also in der schwierigen Anfangszeit seines Exils nicht im Stich – und wenn auch nur, weil er in ihm keinen Emigranten sah.

Korrodis Vorbild und Förderer, der berühmte Kunstkritiker Joseph Victor Widmann, war selbst Sohn eines Mannes, der 1845 aus Metternichs Wien emigriert war. An diesen Flüchtling dachte Korrodi 1933 aber gewiss nicht, sowenig wie an die Emigration während des ersten Weltkriegs. Denn diese «hatte mit Pazifismus und Antinationalismus zu tun und liess sich mit der Freiheitsliebe und dem Demokratieverständnis des Schweizers vereinbaren»[38].1933 war nach Korrodi die Lage ganz anders. Er glaubte an die Notwendigkeit eines Arrangements mit dem NS-Regime, um sich ein «künftiges Einvernehmen» mit ihm nicht zu verbauen[39]. Zu emigrieren war folglich falsch. Thomas Mann bestärkte er zu dieser Zeit in seiner Haltung, «dass man sich von Deutschland und dem deutschen Publikum nicht trennen solle» (Tb 11.12.33). Er glaubte an die Fortdauer des Deutschland Goethes und hielt höchstens die innere Emigration für legitim. Wirkliche Emigranten standen für ihn im Ruch des Landesverrats. Einen solchen wollte Korrodi eben auch in Thomas Mann nicht erkennen; es wäre ihm überaus schwergefallen, Verehrer eines Emigranten zu sein. Er schrieb ihm 1935, in krasser Verkennung von dessen Haltung: «Ein Mensch, der mit seiner Regierung zerfallen ist, ist eine Existenz, vor der es dem Reinen schaudert.» Thomas Mann zitiert diesen Satz in einem so langen wie wütenden Brief, in dem er, noch bevor er sich öffentlich zur Emigration bekannte, Korrodi eine Kapuzinerpredigt hielt (29.11.35):

> Der Name des politischen Emigranten war ein Ehrentitel in Zeiten, die nicht halb so viel moralischen Anlass gaben, ihn so aufzufassen, wie die heutigen. Was ist aus der Welt geworden! [. ..] Ich benehme mich nicht wie ein aus der Façon Geratener; aber das weiss ich doch, dass, wer vor gewissen Dingen nicht aus der Façon gerät, keine zu verlieren hat, und ich frage mich sogar, ob nicht die Tatsache, dass auch ich, sogar ich ein Emigrant bin, der Welt nicht zu denken geben sollte.

Korrodi geriet nicht aus der Façon, Thomas Mann hätte ebensogut einem Felsblock predigen können. Noch im Frühjahr 1937 schätzte er ihn so ein, dass man nach ihm «überhaupt nicht draussen sein» dürfte (31.5.37 an R. Schickele). Korrodi träumte von der Zeit, als die Schweiz und Deutschland noch keine geistige und ideologische Grenze trennte. Er blieb lange blind, in unbelehrbarem Glauben an Deutschlands Grösse. Er konnte ausfällig werden, nicht nur gegen Emigranten, auch gegen andere den Reinen schaudernde Geschöpfe, gegen Juden, Linke, «befremdende u. anationale Talente»[40]. Aber ein Nazi, muss es gesagt sein?, war Korrodi keineswegs; nicht nur, dass er es unter seinem Chefredaktor Willy Bretscher gar nicht hätte sein können. Mit Traugott Vogel ist an Korrodis Stellungnahmen gegen Jakob Schaffner, Kurt Hamsun, Emil Strauss und an «die rechtzeitigen Sperren gegen geringere schwankende Gestalten wie John Knittel, Hermann Burte und Dominik Müller» zu erinnern[41].

Korrodi war ein konservativer Geist mit einem Hang zur romantischen Suche nach Harmonie und Heil. Nach mutigen Anfängen, nach forsch klingenden Proklamationen, Aufrufen zur Erneuerung, Ent-idyllisierung der Schweizer Literatur, der Forderung nach dem genaueren, strengeren, härteren Blick in Seele und Sozietät, zog er sich ab Ende der zwanziger Jahre immer mehr aufs Abgesicherte zurück. Aber schon 1918, in den berühmten *Schweizerischen Literaturbriefen,* in denen er einleitend den Schweizer- vom Seldwylergeist abhebt, fällt das Wort von der «Schweizerliteratur, die nie zersetzenden Geistes war». Er scheute die Steineschleuderer. Er befürwortete eine – koste es, was es wolle – unpolitische, entpolitisierte Literatur.

Der Umgang von Korrodi und Thomas Mann erreichte schon 1933 nicht die Stufe grosser Herzlichkeit; von da an stand man auf zunehmend noch gespannterem Fuss. Die Vorgänge, die zu dem offenen Brief an Korrodi vom Februar 1936 führten, verursachten eine weitere Trübung der Beziehung. Zum endgültigen Bruch jedoch liessen es beide nicht kommen. In den vierziger Jahren gelang es Korrodi vielmehr, den Boden gutzumachen, den er im Jahrzehnt zuvor eingebüsst hatte. 1947 stand er buchstäblich wieder dort, wo er in seinen Anfängen gestanden war: er plante ein Buch über Thomas Mann – es sollte *Thomas Mann und die Fakultäten* heissen –, wandte sich an diesen mit der Bitte um Hilfe[42], und der Plan – blieb Plan.

1950 gingen die Geliebten verloren. Zuerst starb Korrodis uralte Mutter, worüber er kaum hinwegkam. Ende Jahr machte er sich auch von der Redaktionsstube los, «zu der alle seine Gänge als zum Mittelpunkt seines Daseins geführt» hatten[43], und gab das Szepter Werner Weber weiter. Es wurde ruhig um ihn nach seiner Demission. Der Junggeselle, der doppelt Mutterlose vereinsamte. Die Kraftquellen seines Daseins waren versiegt. Er schmiedete Pläne, die noch vager waren als jene früheren, denen ins Leben zu treten schon nicht die Kraft gegeben war. Im Oktober 1953 erfuhr Thomas Mann erschreckt, dass Korrodi, zeitlebens ein starker Raucher, an Zungenkrebs leide; im März 1955, dass er an einem Rezidiv daniederliege. Korrodi starb am 4. September 1955, wie Thomas Mann, den er nur um drei Wochen überlebte, im Zürcher Kantonsspital. Eine grosse Öffentlichkeit erwies ihm in der Liebfrauen-Kirche die letzte Ehre.

Emil und Emmie Oprecht

Wenige Schritte vom Bellevue, und schon war auf der breiten und immer belebten Rämistrasse die Nummer fünf erreicht: eine der markantesten Zürcher Buchhandlungen, das Reich von Emil und Emmie Oprecht[44]. Der kleine, stämmige Doktor der Nationalökonomie (1895-1952) hatte die mit einem Verlag verbundene Reise-, Versand- und Kommissionsbuchhandlung Dr. Oprecht und Helbling 1925 gegründet. Das kinderlose Paar fand bald zu einer Arbeitsteilung, die sich über Jahrzehnte bewährte. Während Emil als Repräsentant und «Aussenminister» fungierte, lagen in Emmies Händen die administrativen und organisatorischen Aufgaben. Sie war «Innenministerin» und hielt den Platz.

Als Reaktion auf die deutschen Ereignisse gründete Emil Oprecht 1933 auch den Europa Verlag. Der Name war Programm. In dem Verlag kam zu Wort, was sich gegen Hitler, gegen jede totalitäre Bedrohung richtete. Der Idealist Oprecht, der «im Buch ein starkes Kampfmittel sah für das Gute», wollte in die Welt setzen, «was das Schlechte schlug» (X, 527). Er liess Bücher von Autoren erscheinen, die jenseits der Grenze verboten waren, z.B.die *Hitler-Bio*graphie von Konrad Heiden, *Der Mythus Hitler* von Edgar Alexander und andere. Solche Titel trugen dem Verleger Angriffe und persönliche Gefährdung ein. Er avancierte bald zu einem vom Dritten Reich heftig bekämpften Gegner und erlebte die makabre Ehre, dass auf ihn ein Kopfgeld ausgesetzt wurde. Seinen Verlag versuchten die Nazis wirtschaftlich und mittels diplomatischen Demarchen in die Enge zu treiben. Nach Kriegsausbruch kam als zusätzliche Behinderung die Zensur hinzu.

Ein weiteres, weites Feld spannte der Einsatz für die Emigranten. Schon 1933

kamen Politiker nach Zürich; ihnen folgten Schriftsteller, Intellektuelle, Schauspieler. Unzähligen, die vielleicht schon mehrere Stationen der Emigration zu überstehen gehabt hatten, nahmen Emil und Emmie Oprecht sich in aufopfernder Weise an. Sie wurden zur Hilfsinstanz, wie es eine zweite nicht gab. Ihre Buchhandlung und ihre Wohnung im obersten Stock des Hauses Hirschengraben 20 wurden, von Emigrantenmund zu Emigrantenmund weitergeflüstert, Flucht- und Treffpunkte, erste Anlaufstelle, vorläufige Unterkunft. Die Oprechts gaben psychologische, verlegerische, materielle, immer *konkrete* Unterstützung. Sie halfen mit Zuspruch und Schuhen und Wäsche und Möbeln und Büchern und Informationen und Rat und Visa und Geld.

Thomas Mann kam über seine ältesten Kinder, vor allem über Erika mit den Oprechts in Kontakt. In der ersten Emigrationszeit war ihr Verhältnis nur lose. Die Emigrantin und unheilbare Thomas Mann-Verehrerin Ida Herz konnte bei Oprecht Schwarzarbeit leisten, was allerdings nach Kurzem auskam und «amtliche Unannehmlichkeiten» (Tb 27.12.35) eintrug. Erst 1936 wurde die Beziehung enger und wärmer. Durch den *Briefwechsel* mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn und durch «Mass und Wert» rückte Oprecht auch zum Verleger Thomas Manns auf. Das Ehepaar und sein Kreis fanden mehr und mehr seine Sympathie; «die kleine Frau O.» gefiel ihm «durch ihr natürlich lebendiges Gefühl für das Schreckliche der deutschen Vorgänge und ihres Hingenommenwerdens» (Tb 15.3.36). Seinerseits stand Thomas Mann bei den Oprechts in höchster Wertschätzung. Im Zusammenhang mit «Mass und Wert» warf Ferdinand Lion Oprecht sogar einmal vor, er benehme sich Thomas Mann gegenüber «‚wie bei Hofe'» (Tb 22.1.38). Anderseits weiss man von keinem zweiten, der sich während einer privaten Vorlesung Thomas Manns wie Oprecht die Freiheit herausgenommen hätte, ein «Schnarchen» (Tb 11.9.37) hören zu lassen.

Gegenüber der Oprechtschen Wohnung befand sich das Deutsche Generalkonsulat – Grund genug, die Vorhänge geschlossen zu halten. An dieses Konsulat hat sich Thomas Mann 1943 in seiner Ansprache bei der Veranstaltung «Writers in Exile» ungern erinnert (XIII, 192):

> Sie wissen nicht, welche Schreckensfremde, welcher Abscheu, welches Grauen es für uns ist, den hakenkreuzgeschmückten Eingang zu einem deutschen Konsulat, einer deutschen Gesandtschaft zu sehen. Hier geschieht mir das nur noch im Cinema; aber als ich in Zürich lebte, kam ich oft in die Nähe des Hauses der deutschen Vertretung mit der ominösen Fahne darauf, und ich gestehe, dass ich jedes Mal einen weiten Bogen darum machte wie um eine Höhle des Verderbens, einen Vorposten mörderischer Barbarei, in den Bereich der freundlichen Zivilisation, in deren Schutz ich lebte.

Im Oprechtschen Haus- und Gästebuch, wo Thomas Mann am 1. Juni 1937 die Verse der Lachesis aus *Faust II* eintrug, ist auch fast die ganze übrige Familie vertreten. Ihrer zu acht waren sie am 4. September 1938 am Hirschengraben zu Gast. Die Stimmung wird beschwingt gewesen sein, als Erika Mann das Gedicht verfasste:

Ein stolzes Blümchen ist die Lilie
Ein ebensolches die Familie, –
Besonders, wenn sie froh vereint,
Bei Freunden, die so herzensgütig,
So kampfesfroh und zornewütig, –
Sich wie im siebten Himmel meint.

Herr Heinrich und Herr Thomas speisen, –
Sowohl zu Hause, wie auf Reisen, –
Recht gern die Suppe und den Wein;
Herr Golo und Herr Klaus dagegen
Sind Vegetarier und deswegen
Muss es bei ihnen Braten sein.

Frau Katia und Frau Eri-Mäuschen
Geraten völlig aus dem Häuschen
Reicht man nicht alsobald Kaffee;
Der Moni und dem Medi-Kindchen
Genügt jedwedes Angebindchen, –
Sei's Marmor, sei's Papier-Maché.

Wie dem auch sei, – hier ist's vorzüglich, –
Gemütlich, traulich und vergnüglich, –
Und wenn auch immer, – und trotzdem!
Den guten Glauben lasst uns teilen:
Den Burschen wird sein Los ereilen
Ihn und das ganze Schand-System!

Auf der gegenüberliegenden Seite schrieb Erika ihren Namen hin, das Datum sowie in Klammern die aufschlussreiche Anmerkung «im Trunke». Die Familie liess es an spassigen Kommentaren nicht fehlen:

Katia Mann, etwas ratlos. Genehmigt! Heinrich Mann Über alles Erwarten!
Thomas Mann.

Der *gute, alte* Cognac ist schuld! (Meine *arme* Schwester!!) Klaus Mann
Von Herzen schliesst sich an Golo
Das «genügsame» Moni-Kindchen Sempre grata!
AMENMedi

Auch nach Thomas Manns Wegzug aus Europa blieb der Kontakt erhalten, und es war nicht nur «Mass und Wert», das ihn am Leben hielt, obwohl nun ein Meer trennte; es war persönliche Verbundenheit, und es war das Verbindende des gemeinsamen Kampfes. Nachdem Präsident Roosevelt eine Anzahl Einreisevisa für Emigranten ffeigegeben hatte, halfen die Oprechts mit bei der Beschaffung von Affidavits nach den USA, und Thomas Mann unterstützte sie dabei. Im Herbst 1940 bemühte er sich um amerikanische Visa für das Verlegerpaar selbst – mit Erfolg, sie standen Ende Jahr tatsächlich zur Verfügung, mussten glücklicherweise aber nicht beansprucht werden.

Als Thomas Mann Ende Mai 1947 erstmals nach Kriegsende wieder in der Schweiz landete, warteten Oprechts am Flughafen. Sie gehörten nun endgültig zum engsten Kreis. Was das Verhältnis zu *Opi* (welchen Kosenamen Thomas Mann übernahm) und *Opie* ein wenig trübte, war die Politik, die unterschiedliche Einschätzung Amerikas. Während Thomas Mann den USA zunehmend distanzierter gegenüberstand, herrschte vornehmlich bei Emmie Oprecht eine Amerika-Begeisterung vor, von der Thomas Mann feststellte, dass sie auf «Unkenntnis über die hysterisch-rechtswidrigen Vorkommnisse drüben» (Tb 16.6.49) beruhte. Auch Thomas Manns Entschluss, 1949 nach Weimar zu fahren, begegnete Unverständnis und Kritik.

Ende 1951 musste sich Emil Oprecht operieren lassen. Die Diagnose war böse: Leberkrebs. Über zehn Monate zog sich sein Leiden hin. Als Thomas Mann im folgenden Frühling davon erfuhr, ahnte er, dass der erst Siebenundfünfzigjährige nicht nur ein schwerkranker Mann, sondern verloren war und dem Grabe gehörte. Im Juli sah er sein «traurig verändertes Aussehen» (Tb 4.7.52), seine Magerkeit, seinen Spitzbauch. Am 9. Oktober erhielt Thomas Mann die ihn erschütternde Nachricht seines Ablebens. Die Trauerfeier fand am dritten Eckpunkt des Oprechtschen Wirkungsdreiecks Rämistrasse 5 – Hirschengraben 20 – Pfauen statt. Am nächsten Tag, der Abdankungsfeier im Krematorium, sprach Thomas Mann sein letztes Lebewohl (X, 527f.).

Er war mein Freund, war mir gerecht und treu, und hier will ich sagen, dass ich die Freundschaft dieses schweizerischen Europäers als eine Zierde meines Lebens empfunden habe. Wenn ich herüberkam aus Kalifornien, von der Schweiz, vom lieben Zürich, zu dessen Bild er so ganz gehörte, immer wieder angezogen, so war er am Flugplatz mit seiner Emmie, und die Zollbeamten waren zuvorkommend, weil er da war, der Doktor Oprecht. Wie oft haben wir als seine Gäs-

> te, in seinem schönen Heim am Hirschengraben, auf freundlichen Zürcher Wirtschaftsterrassen, am See, auf dem Lande, bei einer guten Mahlzeit beisammengesessen im heiteren und ernsten Gespräch über Dinge der Literatur, des Theaters, des Weltgeschehens.

Thomas Mann schloss mit einem abgewandelten Selbstzitat, dem Spruch aus dem *Zauberberg*, mit dem zwei Männer in elementarer Würde und Grösse voneinander Abschied nehmen: «Lebe wohl, Freund Opi, und habe Dank!»

Im Geiste ihres Gatten führte Emmie Oprecht Buchhandlung und Verlage unerschütterlich weiter, mit der gleichen Kontinuität, wie sie sich Tag für Tag auf ihrem Gang von der Wohnung zum Büro von einem Airedale-Terrier, einem von sechs Generationen, alle des Namens Asso, begleiten liess. Sie überlebte ihren Gatten und auch Thomas Mann bei Weitem und wurde erst am Ostersonntag 1990 abberufen. Für sie gilt, was Thomas Mann schon ihrem Gefährten nachgerufen hatte: «leben wirst du im Gedächtnis deiner Stadt, deines Landes und in unseren Herzen».

Der Salon Reiff

Es waren im Zürich der dreissiger Jahre meistens Frauen, die gast- und emigrantenfreundliche Aktivitäten entfalteten, ein offenes Haus führten, oft übrigens jüdische oder mit Juden verheiratete Frauen. Es gab den Salon Rosenbaum im Baumwollhof, an der Stadelhoferstrasse 26, geführt von der attraktiven Aline Rosenbaum-Ducommon, die unter dem Pseudonym Aline Valangin auch selbst publizierte[45]. Hier war Thomas Mann zweimal zu Gast. Zu nennen ist sodann das Haus des Getreidekaufmanns Marcel Fleischmann an der Germaniastrasse; die Begegnungsstätte R.J. Humms im Raben-Haus; das Haus der Oprechts, der Katzensteins, jenes von Sascha Morgenthaler, von Carola Giedion-Welcker; und schliesslich der Salon Reiff. Der Begriff «Salon» ist gemeinhin mit imponierenden Frauengestalten verknüpft; in Zürich ist er es zuerst mit Lily Reiff.

Wodurch sie und ihr Mann Hermann Reiff (1856-1938) am beständigsten erinnerlich bleiben, das ist gewiss der Umstand, dass sie im XXXIX. Kapitel des *Doktor Faustus* bei Namen, ihrem wirklichen Namen genannt werden. Es geht dort um die Erinnerungen des Erzählers an die Zeit von 1924/25 (VI, 5 54ff.):

> Es was das in der Mythenstrasse, nahe dem See gelegene Heim des Herrn und der Frau Reiff, eines reichen, kinderlosen und kunstfreundlichen, schon betagten Ehepaars, das sich von jeher ein Vergnügen daraus machte, durchreisenden Künstlern von Rang ein gepflegtes Asyl zu bieten und sie gesellschaftlich zu unterhalten. Der Mann, ein von den Geschäften ausruhender ehemaliger Seiden-

> Industrieller und Schweizer von alt-demokratischem Schrot und Korn, hatte ein Glasauge, das seinen bärtigen Zügen eine gewisse Starrheit verlieh, – ein täuschender Eindruck, denn er war einem liberalen Frohsinn zugetan und liebte nichts mehr, als mit Damen des Theaters, Heroinen oder Soubretten, in seinem Salon zu scharmutzieren. Auch liess er sich bei seinen Empfängen zuweilen nicht übel auf dem Cello hören, pianistisch begleitet von seiner Frau, die aus dem Reiche stammte und einst dem Gesang obgelegen hatte. Sie ermangelte seines Humors, stellte aber eine energisch-wirtliche Bürgerin vor, welche in dem Gefallen daran, den Ruhm zu beherbergen und den sorglosen Geist des Virtuosentums in ihren Räumen walten zu lassen, mit ihrem Gatten durchaus übereinstimmte. In ihrem Boudoir war ein ganzer Tisch mit den Widmungsphotographien europäischer Zelebritäten bedeckt, die sich der Reiff sehen Gastlichkeit dankbar verschuldet nannten.

Hermann Reiff war ein kunstliebender Seidenindustrieller, der von acht bis neun Uhr, bevor er in die Fabrik ging, Cello übte. Während 28 Jahren präsidierte er die Tonhalle-Gesellschaft; allein schon verkörperte er die für Zürich typische Verbindung von Finanz und Kultur. Eine späte Neigung hatte ihn in zweiter Ehe (1914) mit der zu Bamberg in Bayern geborenen Lily Sertorius zusammengebracht[46]. Sie hatte sich im Klavierspiel ausbilden lassen und war in ihrer Jugend noch Schülerin von Liszt gewesen. In den 1890er Jahren kam sie nach Zürich, wo sie ihre rege kompositorische Tätigkeit fortführte.

Mittwochs, meist in Lila gekleidet, empfing Lily Reiff zu «jours», nachempfunden den kunstsinnigen Zusammenkünften der Pariser Künstlerschaft: des verklungenen Jahrhunderts, dem sie verhaftet und verpflichtet war. Allerdings liessen sich diese «jours» nicht gar zu ätherisch-ästhetisch an, sondern durchaus unzeremoniell, helvetisch-bodenständig. Lily Reiff war mehr mütterliche denn mondäne Gastgeberin. Ihre Gäste rückte sie in die Stellung von Kindern: Pflegekinder, Ferienkinder, Samstagskinder, Ausflugskinder.

Auch zur sonntäglichen Tafel zog sie Gäste hinzu, Freunde des Hauses oder Freunde von Freunden, etablierte Berühmtheiten und aufstrebende Talente, die sich in diesem halbprivaten Zirkel regelmässig zu Hauskonzerten hören liessen. Auch wurden Tanz, Rezitation und Märchen geboten. Schliesslich beherbergte Frau Reiff in ihren weitläufigen Zimmerfluchten Wohngäste: Schauspieler, Schriftsteller, Maler, Diplomaten, Fabrikanten und vor allem Musiker. Sie sei, so ihre Freundin Katia Mann etwas scheeläugig, «sehr erpicht» gewesen, «alle Musiker, die nach Zürich kamen und dort dirigierten, bei sich im Hause wohnen zu haben»[47]. Es kümmerte sie wenig, «ob die Gäste irgendwie zueinander passten. Konkurrierende und einander übelwollende Dirigenten hatten sich in ein Badezimmer zu teilen, doch niemand ‚nahm übel'.»[48]

Thomas Mann kannte die burgartig-patrizische, von Alfred Chiodera erstellte Jugendstilvilla an der Mythenstrasse 24 (später Genferstrasse) schon seit seinen früheren Zürcher Aufenthalten. In einer dankenden Eintragung im Gästebuch des Hauses nannte er dieses am 7. November 1928 «das Genie-Hospiz»; eine Bezeichnung, die gang und gäbe wurde. Als er sich 1933 in Zürich niederliess, gehörte das Ehepaar Reiff zu seinen wichtigsten Bezugs- und Hilfspersonen. In politischer Hinsicht erweckte dessen Verhalten allerdings schnell Bedenken. Im Anschluss an eine abendliche Festlichkeit bei Reiffs notierte Thomas Mann am 4. Oktober 1933: «Lächerlich nur das lavierende und um die Harmonie ihres Berühmtheiten-Hospizes besorgte Verhalten der reichen Wirte – ‚objektiv', ‚unpolitisch' und peinlich berührt.» «Üppige Bewirtung und unangenehme politische Gespräche», so brachte es Thomas Mann beim nächsten Mal auf den Begriff (Tb 20.10.33). Er begegnete bei Reiffs, die Künstler und nicht Gesinnungsträger einluden, neben politisch und charakterlich einwandfreien Leuten auch solchen, die er lieber nicht gesehen hätte: Ernst Glaeser, Hermann Burte, Furtwängler, auch schweizerischen Nazi-Sympathisanten.

Zusammen unternahm man Ausflüge; übernahm man das Patronat der Lesung eines Emigranten. Frau Reiff erfüllte die Hilfspflichten, die ihre Möglichkeiten ihr auferlegten. Sie organisierte Wohltätigkeitsveranstaltungen; sie stellte das im *Doktor Faustus* beschriebene kostbare Sèvres-Service, ihre Damasttücher, ihr altes Silber und das «wundervoll geschliffene Glas» auch den wirklich Bedürftigen zur Verfügung.[49]

1938 verstarb ihr Mann. Die Witwe unterbrach ihre gesellschaftlichen Aktivitäten für lange Zeit. Nach dem Krieg bat «die alte Frau Reiff», wie Thomas Mann sie nun hiess, zuweilen wieder zu Tisch; es war aber nicht mehr das gleiche. Im Glücke ihrer Erinnerungen lebend, soweit Arthritis und Gedächtnisschwund dies zuliessen, war Lily Reiff-Sertorius die letzten Jahre an den Rollstuhl gebunden. Sie starb 1958.

Max Rychner

Max Rychner (1897-1965): welcher Kontrast zu Korrodi! Im Vergleich zu dem Zerrissenen war Rychner *ganz-*, war er glückhafter, feindloser Jüngling, Gross- und Weltbürger von untadeliger Noblesse. Er war kein Kämpfer, nicht Jäger noch Gejagter. Ihm gehörte der integrere Charakter, die reichere Menschlichkeit, eine Generosität des Herzens, die der andere niederhielt, wenn die Laune es befahl. Rychner stand über den Tagesstimmungen. Begnadet zur Freundschaft, zum Geltenlassen, zum Schenken, suchte Rychner überall den hohen Augenblick, den Funken der geistigen Begegnung. Urban, redlich, diszipliniert, zog er in heiter-serenen, polemikfer-

nen Höhen, offen dem Bedeutenden, dem Wildwuchs entsagend, die Bahn von Mass und Mitte. Luzidität war seine Lebensluft, Oberweltsfahrt sein Programm.

Von Rychners Jünglingseindrücken, der Lektüre Thomas Manns in der Schule als eines Klassikers schon, dem erschütternden Eindruck einer Foto, die Thomas Mann am Schreibtisch zeigt und in Rychner eine Parallele zu Manns Schiller-Studie *Schwere Stunde* wachruft, dem unvergesslichen Erlebnis der Zürcher Vorlesung vom Januar 1914, wurde teils schon Bericht gegeben. Nach einer von herzpochender Scheu bestimmten Visite des Studenten 1919 in München setzte der briefliche Austausch ein, meist knapp gehaltene Rede und Gegenrede, die Sach und Fach zum Gegenstand hatten, das Geschäft zwischen Redaktor und Schriftsteller, und daneben und darüber in jedem Wort eine weitgehende geistig-seelisch-künstlerische Verwandtschaft an den Tag legten.[50] Denn mochte Thomas Mann in seinem Bestreben, die Rezeption seiner Werke zu steuern, die Pressegewaltigen, Journalisten, Rezensenten, Literaturagenten in Dienst und Pflege seines Erfolgs zu halten, mochte er nicht in jedem Fall der Gefahr entgangen sein, diese mit ehrenden Aufmerksamkeiten zu locken und zu belohnen – bei Rychner traf dies nicht zu; Rychners Rang, seine intellektuell geartete, kritisch geschulte Empfindlichkeit liess diese Gefahr nicht aufkommen.

Rychner leitete ab 1922 die kosmopolitisch ausgerichtete «Neue Schweizer Rundschau» (vormals «Wissen und Leben»). Er war Vermittler, Berichterstatter, Interpret der europäischen Welt und Literatur. Er hat in seiner Zeitschrift, in der Thomas Mann mehrmals mit Vorabdrucken und essayistischen Texten präsent war, vorgestellt und aufleuchten lassen, was in Europa Bedeutung hatte oder noch erlangen sollte.

Über Thomas Mann hat Rychner im Laufe seines Lebens eine Fülle von kurzen und längem Texten verfasst, darunter auch drei grosse Essays: *Thomas Mann und die Politik* (1947), *Gestalten und Bezüge in den Romanen* zum achtzigsten Geburtstag des Dichters, und zum fünfzigsten schon erschien in der «Neuen Schweizer Rundschau» die erste, schlicht mit dem Namen ihres Objekts überschriebene Arbeit. Thomas Mann war von der «glänzenden Studie» begeistert (26.7.25 an M. Rychner): «ein kritisches Meisterstück wirklich, zum Allerbesten gehörig, was zeitgenössische Analyse hervorgebracht hat. Wir haben im Reiche kaum dies Niveau. Es scheint doch, dass die kritisch-essayistische Kunst und Kultur des Westens es in der Schweiz leichter hat, Schule zu machen.» Was mitsprach natürlich bei diesem Lob und sein biographisches Unterfutter bildete, war Thomas Manns damalige Tendenz der Öffnung, der Versuch der Rettung vor dem Nur- und Allzu-Deutschen. Doch in der Tat: Rychner agierte auf hohem stilistischem Niveau. Seine hellen Schriften verströmen westliche *clarté,* lateinische Nüchternheit, abendländischen Glanz, noch

mehr sein essayistisches Œuvre, das sieben gediegene Bände füllt, als seine Gedichte, in denen jedes Semikolon eine an wenige sich wendende Erlauchtheit atmet.

Bei seinem kritischen Geschäft verfuhr er nicht apodiktisch. Rychner war nicht Richter, Papst noch *Ex-cath edra-Dékr eher er.* Er schrieb meist aus Bewunderung, am liebsten über unbezweifelbare Grössen, gegen die Kritisches nur in respektvoller Parenthese vorgebracht werden durfte; wo er nicht bewundern konnte, zog er es vor zu beschweigen. Auch wenn er Fontanes Maxime: schlecht sei schlecht und es müsse gesagt werden, in Geltung hielt – Verrisse von ihm sind, soweit sein kleinteiliges Werk von rund zweieinhalbtausend Aufsätzen und Rezensionen überblickt werden kann, sehr selten.

Heute erscheint Rychners hochtönig-makellose Prosa oft als klassizistische Kalligraphie, und der Eindruck lässt sich nicht abweisen, «irgendwo neben diesen Texten gehe Vergil mit Lorbeer und Griffel spazieren»[51]. Das Bewunderungsvokabular, die Rhetorik der Huldigung ist zur Edelpatina verschimmelt. Auch dass Rychner der Sprache viel, wenn nicht alles zutraute, dass für ihn ausserhalb der Sprache kein Unantastbares, nichts war, was «blieb», diese Einschätzung hat an Selbstverständlichkeit verloren, wo nicht offener Ablehnung gerufen. Rychner aber, dessen Himmel keine Negativen, Verneiner und Zerstörer bestirnten, glaubte Sprache und Literatur durch den Nihilismus nicht zu Fall gebracht, nicht einmal überhaupt ernstlich gefährdet. Er hat auch Thomas Mann nie mit nihilistischen Strebungen verbunden, was diesem, beliebtes Ziel einschlägiger Anwürfe, gewiss eine Wohltat war.

1931 ereilte die «Neue Schweizer Rundschau» der finanzielle Ruin. Rychner musste sich nicht lange nach neuen Dienstherren umsehen. Im Herbst fuhr er, «rauheren Ansprüchen entgegen»[52], den Rhein hinab, nach Köln. Sein Name hatte sich nicht unter den Fünfhundert befunden, die sich um die ausgeschriebene Stelle eines Feuilletonredaktors der «Kölnischen Zeitung» beworben hatten; die Stelle war ihm angetragen worden. Doch wie kurz nur konnte er sie versehen! Von Anfang an war seine Arbeit überschattet; im Frühjahr 1933 wurde er, auf Betreiben eines nationalsozialistischen Gauleiters, zum Rücktritt veranlasst; eine Ehre, und eine Ehre auch die Begründung seiner Unerwünschtheit: weil er europäisch denke.

Rychner blieb aber in Köln, und zwar nunmehr als Sonderkorrespondent der NZZ. Monatlich hatte er sechs Schilderungen der politischen und sozialen Druckverhältnisse in Deutschland zu liefern. Er referierte über die Künste der Wiederverwertung, Lebensmittelregie, Geburtenpolitik, Autobahnbau. Zu seinen Lesern zählte auch Thomas Mann. Rychners Berichte stiessen erst auf verhaltenen Unwillen, zunehmend dann aber auf scharfe Kritik. Am 20. März 1934 ein längerer Eintrag: «In der N.Z.Z. einer von Rychners nazifreundlichen Artikeln: über die vertrauen- und hoffhungserfüllte Atmosphäre in Deutschland und dass seine Isoliertheit die der

revolutionären Nationen sei. Im Bunde mit der Zukunft etc. Es wirkt nachgerade bezahlt, und R. wird heute ebenso schon ein Agent des Propaganda-Ministeriums sein, wie Sieburg es deklarierter Weise ist.» Am 19. November 1935 sprach Thomas Mann nicht mehr nur von nazifreundlichen, sondern direkt von Nazi-Artikeln: Rychner sei ihm «trotz seiner Nazi-Artikel wieder unwiderstehlich sympathisch» erschienen.

Nazi-Artikel? Offene Kritik zum Regime und System in Deutschland findet sich in ihnen wohl nicht – sowenig freilich wie offene Zustimmung[53]. Rychner wählte für seine Berichterstattung die Rolle des Neutralen und Unbeteiligten. Er glossierte und kommentierte – *expressis verbis* – nicht; er porträtierte nüchtern den braunen Alltag, die innere Physiognomie des Nazi-Staates, reichsdeutsche Wirklichkeit. Selbst offenbar unberührt, berichtete er häufig über Bewunderung. Er nannte Fakten, Details, lieferte Materialien. In der kühlen Genauigkeit der Beobachtung können durchaus Opposition und Subversion gesehen werden. Aber zwei Vorwürfe muss sich Rychner gefallen lassen. Zum einen, dass er auch ausgespart, Verbrechen (etwa jene des Röhm-Putsches) verschwiegen habe. Ausserdem begegnete seine zivilisiert-dezente Sprache dem aus aller Zivilisation Fallenden konventionell, als ob sie dafür hätte genügen können, und sie mochte dadurch dem schweizerischen Publikum den Eindruck vermittelt oder bekräftigt haben, in Deutschland seien die Bahnen des Ordentlichen und Normalen im ganzen nicht verlassen.[54]

Rychners Vorsichtigkeit lässt sich mit seinem unkämpferischen Naturell erklären, damit, dass ihm, wie Thomas Mann schlicht und treffend festhielt, zum «Hass auf das unbescheidene Verbrechertum der Nazi-Canaille» das Organ fehlte (24.12. 47 an M. Rychner). Rychner warf sich keinen neuen Gläubigkeiten in die Arme, sprach sich aber auch nicht unmissverständlich gegen sie aus. Er billigte, zum Beispiel, Stefan Georges elitären Anspruch, wenn ihm auch dessen presbyterialer Kult nicht geheuer sein konnte. Er nahm die messianisch steilen Attitüden hin (Georges verschwärmten «Kreis», diese zwielichtige Organisation der Geweihten, die dem Meister in Verzückung das lohende Signum des Genies von der Stirne lasen), und nahm wortlos hin oder nicht wahr, dass zwischen Georges Neuem Reich und dem Dritten Reich Verbindungen bestanden, ein gar dunkler «Beziehungszauber», der hätte erkannt und erklärt werden müssen.

Rychners Zurückhaltung in den Berichten aus Deutschland begründet sich aber auch mit seiner Stellung zwischen zwei Fronten. Seine Position war prekär gegenüber Deutschland – er wurde von der Gestapo observiert, einmal harmlos auch von ihr verhört – und gegenüber der Schweiz, ging doch in Deutschland das Gerücht um, Hitler lasse alle gegen sein Regime gerichteten Artikel aus Schweizer Zeitungen bewahren, um mit diesem Material die spätere Okkupation zu rechtfertigen.

1937 musste Rychner die Sonderkorrespondenten-Tätigkeit aufgeben. Bezeich-

nenderweise waren es nicht die deutschen Behörden, sondern es war die NZZ, die sie beendete, indem sie den Vertrag nicht mehr verlängerte. Von 1939 an arbeitete Rychner als literarischer Leiter der eben gegründeten liberalen Zürcher Tageszeitung «Die Tat».

Thomas Manns Schweizer-Reise von 1947 erneuerte den persönlichen und literaturbetrieblichen Kontakt. Rychner gehörte als Vizepräsident dem «Organizing Comitee» des Zürcher PEN-Clubs an und half, den ersten Nachkriegskongress auf europäischem Boden zu leiten, bei dem der Ehrengast Thomas Mann die Hauptrede hielt. So richtig ins Gedächtnis zurück rief sich Rychner aber vor allem mit seiner Besprechung des *Doktor Faustus*. Im Dezember immer noch des Jahres 1947 erschien dann die schon genannte Auseinandersetzung mit Thomas Manns politischen Ideen. Heikles Gelände! und wie unbeschadet zu queren? Nun, Rychner, auch er, erhob das Postulat der Unverbindlichkeit des Dichterischen. Wörtlich legte er in dem Essay nieder, der Dichter trete, was immer er schreibt und tut, für «die Möglichkeit einer politisch unbezogenen, sturmgefeiten Kunstgesinnung» ein; stets bewege er sich im ästhetischen Raum. So blieb Thomas Mann für Rychner immerdar der Unpolitische, dem es erlaubt war, sich unverbindlich bald so, bald so zu engagieren. Thomas Mann sagte diese Sicht zu, er fand die Studie einen «guten, klugen Überblick» (Tb 22.12.47). Seinen Dank an Rychner verband er mit der Übergabe der Goldmedaille (24.12.47): «Sie haben das ‚garstig Lied' so melodiös, angenehm, taktvoll, geschmackvoll gesungen, dass *es fast* aufhört, garstig zu sein – der bestschreibende aller Eidgenossen!» Vier Jahre später bekräftigte Thomas Mann dies äusserst schmeichelhafte Kompliment.

Vorbehalte, begründete, brachte er im Folgenden allein in Bezug auf die Behandlung der Nazi-Zeit an. «Diese Schweizer Konservativen», schrieb er 1950 und meinte damit gerade auch Rychner (11.7.50 an Th. W. Adorno), «sind deutschfreundlich und emigrationsfeindlich und loben alles, was nach Zurücknahme und Versöhnung aussieht». Was Rychner aber über Thomas Mann schrieb, traf weiterhin auf Wohlgefallen. Thomas Mann war ihm dankbar insbesondere für dessen positive Besprechung der *Betrogenen*-, «der sensible Ästhet» habe die penible Geschichte nicht so geschmackswidrig wie andere empfunden (26.12.53 an M. Rychner). Ein letztes Liebeswerk tat Rychner im Februar 1955, als ihm Thomas Mann in seiner Not der Unfähigkeit zum Urteil über das Eigene das ganze Manuskript seiner *Schiller-Rede* schickte und um seine Meinung bat. Rychner, überwältigt von dem Zutrauen, antwortete mit «enthusiastischem Brief» (Tb 23.2.55). Auf ihn war Verlass.

Jeder muss an den historischen Prozess opfern; hinnehmen, wenn die Gegenwart neue Werttafeln aufrichtet. Rychner verstand die deutsche Nachkriegsliteratur nicht mehr recht, konnte ihr wenig abgewinnen. Dass es Gründe gab, an der humanisti-

schen Tradition, der Klassik zu zweifeln, durchdrang ihnnicht. Er hielt sich in seiner Welt, den alten Koordinaten. 1961 ehrte ihn Zürich, die Stadt seines hauptsächlichen Wirkens, mit ihrem Literaturpreis. Ein Jahr darauf trat er in den Ruhestand. Drei Jahre später nahmen die Weggenossen im St. Peter von ihm Abschied.

Annemarie Schwarzenbach

Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) war von hoher Persönlichkeitswirkung und faszinierte jedermann, Männer wie Frauen. «Merkwürdig», sagte Thomas Mann, als er ihr, noch in München, zum erstenmal begegnete[55], «wenn Sie ein *Junge* wären, dann müssten Sie doch als *ungewöhnlich* hübsch gelten». Sie war es auch so, als ein kindlich-androgynes, hosentragendes Engelswesen von dunkelm Glanz. Vom Schicksal äusserlich verwöhnt und mit den schönsten Glücksgütern begabt, kam sie mit ihnen nicht zu Rande, denn in sich trug sie eine Zerrissenheit und Schwermut, welche die trainierte Traurigkeit ihres Gesichtes ins Recht setzte. Sie suchte Nähe und Liebe und war doch selbst mit allen Wassern der Unfassbarkeit gewaschen, ein «schöner schwanker Schemen» (Manuel Gasser) im Turm ihres Prinzessinnentums, befangen in einem trostlosen Narzissmus, der niemanden gelten lässt, sie sei einer denn gleich. Im Schatten einer dominanten Mutter aufgewachsen, litt sie unter ihr, wagte Fluchten und Absprünge, kühn genug, aber nicht kräftig genug, definitive Abnabelung, die Lösung und Erlösung zu erreichen. Die Industriellentochter wurde ihrer Herkunft nie ganz unloyal, ging der familiären Grossbürgerlichkeit nie ganz verloren. Sie blieb Tochter aus besonderem Hause, ein Verhängnis wohl, Basis aber auch von ungescheutem Luxus und äusserer Ungebundenheit, Deckung aller mondänen Eigenwilligkeit. Auf der Suche nach einer lebenserhaltenden Aufgabe, erschöpfte sie sich in Talenten. Ruhelosigkeit trieb sie um den halben Erdball, immer dem Unerreichbaren auf der Spur. Ein kurzer Lebenslauf, eine suizidale Lebensführung; Morphin, bewusstseinsbetäubend. Ein anderes Narkotikum das Schreiben.

Annemarie Schwarzenbach verkehrte mit den ältesten Kindern Thomas Manns. Sie warb um Erika und begehrte sie als Führerin aus der Welt der Mutter in die Unabhängigkeit. Erika erwiderte ihre Leidenschaft nicht, hielt sie auf Distanz, behandelte sie mehr gönner- und tantenhaft als freundschaftlich. In ihren brieflichen Äusserungen über Annemarie waltet Herablassung. Auch dem Versuch, die Freundin von Klaus zu sein – eine Zeitlang wollte sie ihn sogar heiraten (später Golo) –, lachte kein rechter Erfolg. «Ich möchte wohl mit ihr befreundeter sein», notierte Klaus einmal (Tb KM 14.11.35); die Möglichkeiten von Freundschaft reichten also nicht weit. Annemarie beteiligte sich ideell und finanziell an Klaus Manns literari-

scher Monatsschrift «Die Sammlung», die September 1933 bis August 1935 bei Querido in Amsterdam erschien. Klaus ging mit ihr behutsamer, zärtlicher, nachsichtiger um als die forsche Schwester. In seinem Roman *Flucht in den Norden* (1934) hat er die jünglingshafte kommunistische Widerstandskämpferin Johanna Züge und Gebärden von ihr tragen lassen[56]; in *Der Vulkan* (1938) hat er auch die Hassliebe zwischen Annemarie und ihrer Mutter literarisiert.

Die Bekannte von Erika und Klaus – so öffnete sich ihr Thomas Manns Haus, so trat sie diesem aus Erikas Briefen entgegen, so hauptsächlich hat er sie wahrgenommen. Er registrierte ihre Reisen, ihre Heirat (mit Claude Clarac, dem französischen Gesandten in Teheran); ihre Depressionen, den Suizidversuch, die Drogensucht, die Entziehungskur (und ihr Entweichen daraus). Er freute sich, wenn sie «wieder erfreulicher aussah als letzthin» (Tb 3.8.34). «Lieb und morphinistisch» (Tb 5.11.35) schien sie ihm, ein «verödeter Engel» (Tb 9.9.38). Annemarie Schwarzenbach ist eine der wenigen Schweizer Schriftstellerinnen, mit denen Thomas Mann Kontakt gehabt hat, und wenn er sie in dieser Rolle auch nur am Rande wahrgenommen hat, so darf doch erwähnt werden, dass er sich für einen ihrer Texte, die Reportage *Nordamerikanisches. Das Drama der amerikanischen Südstaaten,* stark gemacht hat. Der Aufsatz habe ihm «entschieden gefallen», schrieb er Ferdinand Lion (25.8.38), und er setzte es durch, dass der Redakteur von «Mass und Wert» ihn ihm März/April-Heft 1939 brachte.

Richard Tennenbaum

Der Zürcher Geschäfts- und «Geldmann» (Tb 17.6.33), Getreidehändler und Vermögensverwalter Richard Tennenbaum besorgte schwierige Geldtransaktionen zugunsten von Flüchtlingen und Emigranten. Der «kleine Jude» (Tb 30.4.33), der eine ungarische Mutter, einen Onkel aus Bratislava und eine mährische Cousine hatte, war Thomas Mann bei der Rückerlangung eines Teils seiner Münchner Habe behilflich. Er beriet ihn auch in andern finanziellen Dingen, trug ihm Information en aus Deutschland zu und half 1938 bei der (vergeblichen) Suche nach einem passenden Zürcher Grundstück. Bald reichte die Beziehung über das rein Geschäftliche hinaus. «Tenni» nahm allgemein Anteil, schickte Geschenke und war der Familie eine vertraute Figur. Er fand sich einige Mal noch in Amerika zum Lunch und zum Tee ein; später ging der Kontakt ganz zurück.

Literarisches

Das Werk im Exil

Thomas Manns Lebenswerk war seine Arbeit. Sie war ihm seit je Stütze und Stab gewesen, das *medicamen puritanorum* auch jetzt. Mit ihrer Hilfe suchte er den Turbulenzen des Exils zu steuern, sein Leben im möglichst gleichmässigen Fortgang des Werks zu stabilisieren, den Bruch der äusseren Existenz zu überbrücken, einen Bruch der innern zu vermeiden. Die Arbeit verschaffte «feste Trostpunkte und gesicherte Inseln im Meer der Sorge» (Tb 8.5.35). Am in München begonnenen *Joseph in Ägypten* in geschlossener Klause ruhig weiterzuflechten, das Manuskript um das tägliche Blatt aufzuhöhen gelang allerdings nicht immer; zum einen kamen «Verstimmung, Müdigkeit, Unlust, produktive Lähmung oder Halblähmung» (29.4.35 an F. Lion) in die Quere; zum anderen drang eben zuviel davon vor, was Thomas Mann bei Gelegenheit, in einer bezeichnenden Kategorisierung, unter «Ausserkompositioneiles» subsumiert hat, und musste bedacht und bewältigt werden.

Diese Beschäftigung schlug sich im Tagebuch nieder. Die diaristischen Aufzeichnungen, in Arosa wiederaufgenommen, dienten dazu, allabendlich das Erreichte (und Nichterreichte) des Tages minutiös zu erwahren, und daneben einer Mehrzahl von weiteren Zwecken. Im Exil waren sie ganz besonders «ein Trost und eine Hülfe» (Tb 11.2.34), ein Asyl, eine wenn nicht heilende, so doch lindernde und eine Weile quieszierende Arznei. Sie befriedigten zum Teil subsidiär das «literarische Aktivitätsbedürfnis» (Tb 21.3.33) – ebenso waren Brief-Erledigungen geeignet, «einige Aktivität zu prästieren» (Tb 6.1.34); sie stellten aber auch eine bewusst als solche fortgeführte Chronik der persönlichen Exilserfahrung dar.

Wie sehr ihm das Werk «Brennpunkt des gesamten Ich- und Weltgefühls» (XI, 778) war, selbst unter dem Ein-druck des Exils, lässt Thomas Mann in jedem Tagebucheintrag erkennen. So heisst es am 27. Juli 1935, in einem Moskauer Sender sei die Auffassung vertreten worden, «dass nur ein paar Jahre uns von dem neuen Kriege trennen». Thomas Mann fügt in einer so beiläufigen wie vielsagenden Bemerkung an: «Immerhin glaube auch ich an diese Jahre, die mir für den Joseph Zeit lassen.» Weltzeit aus der Warte der Werkzeit.

Sie wurde ihm gelassen und das Buch geschrieben («Mit dem Joseph», stellte Thomas Mann später seinen Sieg in dem eigentümlichen Wettrennen fest [Tb 8.1.43], «bin ich früher fertig geworden, als die Welt mit dem Fascismus».) Aber nicht nur *Der junge Joseph* (1934) und *Joseph in Ägypten* (1936) erschienen, allen Widerständen und Hemmungen zum Trotz, sondern 1939 auch *Lotte in Weimar*. Diese Romane sitzen fest in Thomas Manns Zürcher Jahren, und «,in gewissem Sinne mein'» (IX, 516) darf Zürich sie unbedenklich nennen. Sie bestimmten auch wesentlich seine positive Einschätzung dieser Zeit mit. Denn es war eine produktive, und «das ist für mich im Rückblick glückliche Zeit» (XI, 528). Ganz konkret auf Zürich bezogen hat Thomas Mann diesen Gedanken im Brief vom 21. August 1938 an Max Hermann-Neisse, wo es heisst, er merke erst jetzt, vor der Übersiedlung nach Amerika, wie sehr er doch an der Schweiz und an Zürich hänge – «schliesslich habe ich hier mein bestes und heiterstes Buch, den dritten Joseph, geschrieben».

Das Verhältnis zu den Schweizer Kollegen

Es ist schon bemerkt worden, wie wenig empfänglich Thomas Mann im amerikanischen Exil für die Literatur in englischer Sprache gewesen ist. Besonders heimisch fühlte er sich aber auch in der zeitgenössischen Schweizer Literatur nicht. Eine geringere Rolle spielte dabei, dass man die Schweizer Literatur nach 1933 nicht entschieden antinationalsozialistisch wird nennen dürfen und sie insgesamt der nicht exilierten deutschen Literatur näher verwandt war als der seinen[1]. Es hing auch nicht mit dem Umstand zusammen, dass mit dem plötzlichen Einfall all der berühmten Namen auf Schweizer Seite viel Brotneid aufkam, der sich in allerhand bürokratischen Schikanen auswirkte. Davon war Thomas Mann wenig betroffen.

Der Haupt-, ja fast der einzige Grund lag in ihm selbst und in seiner Arbeitsweise. Die Arbeit bestimmte die Lektüre; auf sie hin las er. War sie dem Werk nötig oder nützlich, eine «Stärkungslektüre»? Oder aber taugte sie nicht in sein Garn? Dann weg mit ihr. So nahm Thomas Mann *alle* Literatur nur selektiv, nach Massgabe seines produktiven Interesses, zur Kenntnis, vor, während und nach dem Krieg, in Deutschland, Amerika, der Schweiz. Wenn er aber las, dann am liebsten immer wieder «die alten grossen Dinge, die mich gebildet haben» (14.10.50 an H.E. Jacob).

Unvermeidbar freilich blieben überall die eindringenden Bücher talentloser Poeten. Durfte man sich vor solch «störenden Unpotenzen» schützen, indem man sie wissen liess, wie wenig man von ihnen hielt? Goethes «Härte» im Umgang mit jungen Dichtern lebte Thomas Mann nicht nach. Er war sich der «katastrophalen Bedeutung solcher Antwort» (IX, 358) für die Betroffenen bewusst. Selbst offenkundigen Graphomanen, die ihn mit dem Wunsch um sein Urteil bedrängten, teilte er

teilte er

nur selten mit, es sei ihm wegen Überbeschäftigung nicht möglich, ihr Manuskript zu lesen. Eher rang er sich «notlügenhafte» Antworten ab (Tb 11.9.18). «Leider habe ich», heisst es einmal (Tb 15.9.18), «viele aus Schwäche und Höflichkeit verlogene Dankbriefe für empfangene Bücher geschrieben und werde leider noch viele schreiben.» Wärmste Vokabeln wie prächtig, bewundernswert, keck erfasst, frisch erzählt stellten sich bei Thomas Mann um so leichter ein, je oberflächlicher er ein Buch durchgeblättert hatte. Dies erhellt, weshalb seine einschlägigen Aussagen sich nicht zuverlässig verbürgen, und darüber hinaus, dass man nicht als selbstverständlich annehmen darf, er habe, was er kollegialiter lobt, auch gelesen.

Thomas Manns künstlerische Einzelgängerschaft bestätigte die Regel, wonach sich, was in der Schweiz durch ausländische Künstler hervorgebracht wird, kaum je mit dem «eigenständigen» kulturellen Wirken des Landes berührt. Das hatte für Büchner, Wagner, Nietzsche, Rilke gegolten. Es galt nun auch für Musil, Joyce, Brecht und, eben, für Thomas Mann. Welche Bereicherung seine Anwesenheit auch darstellte – mit dem zeitgenössischen Deutschschweizer Geistesleben hatte sein Exilwerk schlechthin nichts zu tun. Paralleles Schaffen; eine wechselseitige Beeinflussung und Befruchtung blieb auch bei ihm fast völlig aus.[2]

Nicht unbedingt die Regel hielt Thomas Mann in einem andern Punkt. Schnelldenkende und hochfliegende Köpfe hat die schweizerische Unaufgeregtheit und bodennahe Nüchternheit regelmässig zur Verzweiflung getrieben. Nicht so den Lübecker. Dass seine hanseatische Urbanität auf wenig ebenbürtige Geistigkeit traf, verschlug nichts. Das war in München nicht anders gewesen. Thomas Mann war selbst kein Schnelldenker und nicht auf Konversationsglanz aus. Sein geselliges Bedürfnis ging nach Unterhaltenwerden (je harmloser, desto besser), weniger nach Diskussion und Disput. Im Übrigen wäre eine ebenbürtige auch eine potentiell gefährdende Geistigkeit gewesen. Davon konnte nun nicht die Rede sein. Was Bedeutung, Rang und Ruhm der Limmatliteraten und der anderen deutschschweizerischen Kulturträger betraf, so führte jeder Vergleich mit dem Nobelpreisträger ins Abwegige. Die Deutschschweiz war für Thomas Mann glücklich rivalenfreier Boden. Hier sass kein Gerhart Hauptmann, kein Josef Ponten, der sich zur gleichen Grösse aufblies; auch kein Heinrich Mann. Hesse war jenseits der Alpen; Brecht nur kurz im Land; Musil, erst 1938 immigriert, in mittellos-katakombalem Dasein befangen.

Die Beziehungen Thomas Manns zu einigen zeitgenössischen[3] Schweizer Schriftstellern seien nachfolgend knapp charakterisiert. Die alphabetische Folge will hier weniger einer Ungerechtigkeit vorbeugen als eine gewisse Beliebigkeit ausdrücken. Manche Namen werden in anderem Zusammenhang genannt oder dürfen unerwähnt bleiben.

Mit dem Basler Historiker, Diplomat, *hwmme de lettre* und Richelieu-Biographen *Carl Jacob Burckhardt* (1891-1974) ist Thomas Mann nicht in nahen Kontakt gekommen. Er hat ihm, soweit bekannt, gerade zweimal geschrieben, hat dieses von ihm gehört und jenes gelesen, darunter vor allem den Satz (vgl. Tb 3.7.44): «In Voltaire ist der Rationalismus dichterisch, ja magisch geworden.» Er hat diese Lektüre in der *Entstehung des Doktor Faustus* erwähnt und kommentiert (XI, 201): «Den deutschen Autor möchte ich kennenlernen, der diesen Satz aus der Feder brächte! Die Schweiz ist das Land, wo auf deutsch das wohltuend Undeutsche gesagt wird. Darum liebe ich sie.» (Thomas Mann schrieb den Satz Jakob Burckhardt zu; aber auch dieser Basler war kein Deutscher.)

Seit 1932 Professor in Genf, stand C. J. Burckhardt ab 1933 in Diensten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. 1937 bis zum Kriegsbeginn war er Hoher Kommissar des Völkerbundes in der Freien Stadt Danzig. In diesen Funktionen vornehmlich wurde er, mit autobiographischer Stilisierung dazu beitragend, eine nationale Legende, an der erst in jüngster Zeit gekratzt wird.[4] Thomas Mann hat weder Burckhardts diplomatisch-politische Aktivitäten sonderlich beachtet[5], noch etwa dem Umstand Bedeutung beigemessen, dass Burckhardt seine Bücher im Dritten Reich veröffentlichen konnte und wollte. Er hat in Burckhardt, der mit Hugo von Hofmannsthal und Max Rychner feine Briefe wechselte, vor allem den elitären Patrizier konservativen Zuschnitts erblickt. Als er ihn im April 1955 im Zürcher Hotel «Eden au Lac» sah – Burckhardt, scheint es, hat das Treffen gesucht –, urteilte er wohlwollend (Tb 16.4.55): «ein urbaner, kultivierter Mann von diplomatischer Haltung».

Von *Friedrich Dürrenmatt* (1921-1990) sah Thomas Mann am 30. Januar 1954 im Schauspielhaus die Uraufführung von *Ein Engel kommt nach Babylon.* Es war das einzige Mal, dass Dürrenmatt Thomas Mann begegnete. Er wurde diesem in der Pause nicht vorgestellt, «das Stück gefiel ihm offenbar nicht»[6]. Tatsächlich fand er keinen besonderen Geschmack daran (Tb 30.1.54): «Wie mans heut so macht. Nicht ohne Bühnenphantasie, aber Gemisch von Anspruch und Billigkeit, Ideenunsinn, langweilig.» Den «landsmännisch gefeierten» Autor schätzte Thomas Mann als «Typ des mittleren Schriftstellers» ein. Wie weit er mit diesem Augenblicksnotat danebentraf, ergibt sich aus der späteren Entwicklung Dürrenmatts. Die Ablehnung im Übrigen war gegenseitig. «Mit Thomas Mann», so Dürrenmatt[7], «konnte ich nichts anfangen, seine bürgerliche Welt stiess mich ab».

MaxFrisch (1911-1991) hat am Gründonnerstag 1945 mit der Uraufführung von *Nun singen sie wieder* sein Debüt und gleichzeitig den Durchbruch als Dramatiker

erlebt. Bei Thomas Mann wird Frisch als Verfasser journalistischer Texte wohl schon 1934 einmal und dann auch 1946 wieder erwähnt, aber als Schriftsteller zur Kenntnis genommen hat ihn Thomas Mann wohl erst am 5. Mai 1953, als er im Schauspielhaus der Premiere von *Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie* beiwohnte. Er fand das Stück ein «oft reizvolles, aber etwas leeres Spiel mit dem Theater und ungewichtige Parade in hübscher Aufführung mit Gästen». Trotz «Flauheit nach der Pause» wurde es ein «Erfolg» (Tb 5.5.53). Max Frisch hat Thomas Mann am nächsten Tag das Stück geschickt, wofür dieser, immer nach seinem Tagebuch, brieflich gedankt hat.

Im Zürcher Thomas Mann-Archiv befindet sich ein Typoskript, in dem Ernst-Eduard Ulbrich über seine Erfahrungen im Porträtieren unter anderem von Max Frisch berichtet (1947). Mit ihm sei das Gespräch auf Thomas Mann gekommen[8]:

> Ach Thomas Mann! Zuerst habt Ihr ihn weggejagt seine Bücher verbrannt, und jetzt soll er Euch wohl retten aus dem Schlamassel, in das Ihr [...] Euch hineingeritten habt, was? Und wenn er nicht sofort zurückkommt, ‚heim ins Reich', dann spielt Ihr die Beleidigten, beschimpft ihn wie Eure nach Innen emigrierten deutschen Dichter [...], und erfindet rasch so ein romantisches Alibigebilde wie diese ‚Innere Emigrations

Hier nahm Frisch also Partei für Mann. Auch in anderen Texten Frischs aus dieser Zeit kommt er nicht schlecht weg.[9] An Thomas Manns Beerdigung fehlte Frisch nicht. Vielleicht war ihm diese Nähe, die sich unter Linken nicht recht schickte, später peinlich. «Ich mochte ihn nicht sehr», sagte er im Alter zu Thomas Mann[10]. «Für mich kein Anregeautor, sondern ein Respektautor.»

Die Frage ist nicht ganz neu, ob Max Frisch, gleichwohl, in Thomas Manns Nachfolge gestellt werden könne. Zwischen Frisch, der ebenfalls einige Zeit in Küsnacht lebte, und Thomas Mann gibt es eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten, vorab in der psychischen Konstitution. Bei beiden das Bedürfnis nach Distanz, damit zusammenhängend Höflichkeit und Ironie. Bei beiden ein starker konfiterischer, autobiographischer und diaristischer, auch erotisch-geschlechtlicher Impuls. Dabei hatte Frisch, der gern das Wort von der Forderung des Tages brauchte, weniger Hemmungen zum direkten Bekennertum. Beides glänzende Stilisten, die Sprachzucht und Formstrenge für unabdingbar hielten. Frisch, der geringere Artist, bevorzugte die Frageform und verstand sich auf den Wandtafelsatz; den Thomas Mann seinem Kopf kaum abgewinnen konnte.

Keine Natur- und Original-Genies; vielmehr zwei intellektuelle Narzisse, dem Ich verpflichtet und ausgeliefert, die die Selbstforschung mit der Selbstdarstellung verbanden. Ihr Tun war ihnen ein Thema lebenslänglicher, individuell nuancierter

Problematisierung. Thomas Mann fragte mehr nach der Art des Künstlertums, Max Frisch mehr nach dessen Ort, der gesellschaftlichen Stellung des Schriftstellers. Beides Bürger, die mit der Bürgerlichkeit Probleme hatten. Frisch war das (intakte) Bürgertum als Gegner notwendig; bei Thomas Mann verlaufen die Fronten komplizierter. Bei aller Kritik an ihrem Land waren sie passionierte Patrioten, nationale Faktoren und kulturelle Repräsentanten. Sie hatten Erfolg, erreichten Weltruhm und Popularität. Während Frisch gegenüber den jüngern Kollegen den Part des Freundes gab, blieb Thomas Mann der Einzelne, glänzend Einsame. Wesentlich waren sie keine Politiker, sondern Künstler, der Fiktion zugetan, und Humanisten. Sie zweifelten indes an der menschlichen Natur und waren skeptisch gegen die Resultate der Aufklärung, was sich gegen das Lebensende noch radikalisierte. Frisch hat seine Lieblingsalterstorheiten sorgsamer gepflegt; er scheint noch mehr als Thomas Mann am Alter gescheitert zu sein.

Der Berner Lyriker *Hermann Hiltbrunner* (1893-1961), seit 1935 in Uerikon am Zürichsee ansässig, äussert in seinen Tagebüchern gegen den 1947 nach Europa reisenden Thomas Mann – den «Onkel aus Amerika», «Kakadu aus Kalifornien», «Bankier des Geistes», das «Werkzeug der Weltmode im Geistigen», seine «Schönrednerei», sein «Weiberregiment» – starke Animosität. Er sah «keine Möglichkeit zu Sympathie. Diesen Menschen kann man vielleicht bewundern, aber nicht lieben.»[11] Thomas Mann freilich blieb nicht eben der einzige, dem Hiltbrunners 1958 veröffentlichten Tagebücher mit Ressentiments begegneten; manche Freundschaft ist daran zerbrochen.[12] Man wird Hiltbrunners Kritik zwar vorwiegend subjektiv lesen müssen. Objektiv immerhin bedeutet sie eine schweizerische Variante der Ablehnung, die Thomas Mann seit je von (minder erfolgreichen) Kollegen hat erfahren müssen.

Mit *Hans Mühlestein* (1886-1969), dem von Hodler porträtierten Kultur- und Kunsthistoriker, Dichter, Übersetzer, Humanisten und Aufrührer, stand Thomas Mann schon lange vor dem Exil in losem Kontakt. Mühlestein schickte Thomas Mann jeweils seine Bücher zu, wodurch sich ein gewisser, vor allem brieflicher Austausch erhielt. Mehrere Male hat sich Thomas Mann für den temperamentvollen Etruskerforscher («ein Rede-Katarakt» [Tb 5.8.50]) eingesetzt.

Der Berner *Max Pulver* (1889-1952) war ein weitläufiger und zerquälter Lyriker, Dramatiker, Epiker und Graphologe. Thomas Mann las im Juli 1934 sein Buch *Trieb und Verbrechen in der Handschrift.* In der theoretischen Einleitung fand er «überraschende Anklänge» an die Ideen *von Joseph in Ägypten* «über Identifikation und Vorbild» (Tb 17.7.34).

Anlässlich einer Vorlesung beim Ehepaar Rosenbaum an der Stadelhoferstrasse begegnete 1935 auch Elias Canetti dem Graphologen[13]:

> Er fragte mich, ob ich wohl wisse, was für Schriften er jetzt zur Beurteilung bei sich habe. Ich hatte keine Ahnung, aber ich war zu jener Zeit an Graphologie interessiert und sparte nicht mit Neugier. Er liess mich nicht lange zappeln und vertraute mir laut, so dass jeder es hören konnte, etwas von weltpolitischer Bedeutung an, nicht ohne vorauszuschicken: ‚Ich dürfte es eigentlich gar nicht sagen, aber ich sag's jetzt doch: ich habe die Schrift von Goebbels bei mir und die von Göring und noch die von anderen. Sogar noch eine, die Sie sich denken können, aber das ist ganz geheim. Die sind mir von Himmler zur Begutachtung eingeschickt word en.'

Auf der Liste der Eingeladenen figurierten auch C.G. Jung und Thomas Mann. Beide waren nicht gekommen. Canetti fragte sich, «ob Pulver auch vor Thomas Mann mit den Schriften geprahlt hätte». Dies zeigt, unter anderem, welch hohe moralische Geltung Thomas Mann innerhalb der Emigration genoss.

Charles Ferdinand Ramuz (1878-1947) war der einzige Schweizer Schriftsteller nichtdeutscher Zunge, von dem Thomas Mann ein weniges wusste. Der Waadtländer wurde 1925 in mancher Beziehung mit ihm verglichen.[14] Von Ramuz gekannt hat er die *Geschichte vom Soldaten,* ein «hübsches theatralisches Experiment, aber von recht wirrer Handlung» (Tb 27.10.35); 1949 sodann findet eine Arbeit Ramuz' über Dostojewski lobende Erwähnung.

Mehr als *Robert Walser* (1878-1956) hat Thomas Mann dessen Bruder beachtet, den Maler und Bühnenbildner Karl Walser, der 1928 an der Gestaltung von *Unordnung und frühes Leid* mitwirkte. Man sieht nicht, was er von Robert Walser gelesen hätte. Er hielt ihn, so viel oder so wenig er von ihm erfahren hatte, für ein Taugenichts-Naturell und nannte ihn in Briefen an Carl Seelig einen «wahrhaften Poeten» (14.10.37), für den er gleich Kafka Sympathie habe. 1954 liess er den vagen Satz folgen, er habe «ein sehr deutliches Gefühl von der Bedeutung dieses sublimen Geistes und zarten Bildners für die deutsche Prosa» (20.6.54 an C. Seelig).

Maria Waser (1878-1939), seit 1918 in Zollikon ansässig, erhielt 1938 als bisher einzige Frau den Zürcher Literaturpreis. Sie stand nicht nur Thomas Mann nahe, sondern auch Klaus und Erika Mann, für deren «Pfeffermühle» sie sich im November 1934 öffentlich einsetzte. Auch in ihrem Fall ist der literarische Einfluss auf Thomas Mann minimal zu veranschlagen.

Mit dem überaus beliebten und produktiven Erzähler *Ernst Zahn* (1867-1952), «einem recht würdig-freundlichen alten Herrn» (Tb 27.1.34), kam Thomas Mann im Salon Reiff in Berührung. Zahn wohnte an der Freiestrasse, besass aber auch einen Sommersitz in Meggen am Vierwaldstättersee, wo Thomas Mann ihn besuchte.

Schweizerdeutsch

Ihren mündlichen Ausdruck einem der lokalen Dialekte anzunähern, zeigen Deutsche, die sich in der Schweiz beheimaten wollen, oft einen erstaunlichen Eifer. Das galt in den dreissiger Jahren noch vermehrt, als der Gebrauch des Schweizerdeutschen – wie ausser der Gesamtheit der Dialekte, nicht ganz korrekt, oft auch jeder einzelne genannt wird – zunehmend politische Bedeutung gewann und die Schweizer dazu neigten, gegen das Nazi-Deutsch ins Maquis der Mundart zu flüchten. Dem Hochdeutschen begegnete man tendenziell reserviert, ja feindlich, und man erwartete von Emigranten, dass sie versuchten, es abzulegen. Es musste ihnen dies (und sollte vielleicht) nicht gelingen; wichtig war die Anstrengung, die Bekundung guten Willens. Erwin Parker hat diese Erwartung im Spruch einer Zürcher Serviertochter überliefert, die meinte[15]: «‚Jede soll rede, wiener chan'», aber rasch hinzufugte: «‚mir händs au gärn, wämmer gsehnd, dass eine sich Müeh git'».

Thomas Mann hat sich nicht daran gehalten. Er sprach kein Schweizerdeutsch und verstand es auch kaum. Nicht, dass er sich etwa, mit Überlegung und Vorsatz, einer Anbiederung hätte fernhalten wollen. Er hat überhaupt nie daran gedacht, *Züritüütsch* zu lernen. Sein Hochdeutsch reichte zur mündlichen Verständigung vollkommen aus; keinem der Schweizer Bekannten wäre es eingefallen, mundartlich das Wort an ihn zu richten. Als der Gebrauch und Nichtgebrauch des Dialektes die erwähnte politische Brisanz erst recht erlangte, war Thomas Mann schon ausser Landes. Im Übrigen war der Dialekt eine Sprachform, bei der er keine Unterlegenheit fühlen musste, wenn er sie nicht beherrschte.

So hat die Begegnung mit dem Schweizerdeutschen in seiner Sprache keine tiefen Spuren hinterlassen. Er brauchte, wie die Deutschen es so lieben, gelegentlich helvetische Diminutive, «Bänkli» und «Fränkli»; sprach von der «Schiedhaldi», vom «Zürihorn», von seinem «Schwyzer Schwiegertöchterchen». Er benutzte den zürcherischen Ausdruck «Abdankung»[16]. Hingegen sagte er bei seinen Spaziergängen dem Küsnachter Tobel «Schlucht»; das süddeutsch-schweizerische Wort Tobel war ihm unvertraut[17]. Auf einem Grabstein las er den schweizerischen Namen Wiederkehr und musste lange lachen[18]: «Jetzt liegt er da und heisst Wiederkehr!»

Abgesehen davon, dass Thomas Mann in seinen Werken einige seltene Male

Helvetismen verwendet (wie die «Saaltöchter» im *Zauberberg),* begegnet dort gelegentlich auch das Schweizerdeutsch als solches. So tritt Felix Krull in Paris vor einen Hoteldirektor namens Stürzli, der ein «schweizerisch gefärbtes Deutsch» (VII, 411) spricht und keine Poesie erträgt. Anders im *Zauberberg,* wo Dialekt und literarische Sprache konvergieren: Hier klingt die «gutturale und feierlich-unbeholfene Mundart» eines Davoser Gebirglers dem norddeutschen Ohr Hans Castorps «‚zuweilen wie Poesie'» (III, 168, 263).

In *Lotte in Weimar* erscheint die Figur des 1759 als Zürcher Stadtbürger in Stäfa geborenen Hofrats Heinrich Meyer, der als «Kunscht-Meyer» in die Weltliteratur eingegangen ist und in Weimar begraben liegt[19]. Goethe schätzte an ihm als typisch schweizerisch geltende Eigenschaften: Solidarität, Ruhe, Bestimmtheit – und selbstverständlich Meyers Liebe zur Antike, seine umfassenden Kunstkenntnisse. Im Roman nun spricht Meyer in dem «bedächtig staccierten Tonfall seiner Heimat», worin sich «etwas Bieder-Altdeutsches» mischt (II, 704); dass Meyer ihn über lange römische und Weimarer Jahre hinweg beibehalten hatte, wurde nicht als provinzielles Nicht-ablegen-Können gedeutet, sondern als geistesaristokratische Treue zum Überkommenen.

Wie bewusst Thomas Mann Meyers Sprache bezeichnet hatte, zeigte sich, als der (hoffnungslose) Versuch unternommen wurde, aus der *Lotte* einen Vierakter zu keltern und darin Meyer Dialekt sprechen zu lassen. Thomas Mann wehrte sich entschieden dagegen, in einem Brief, dessen Insinuation der Unverträglichkeit von Bildung und Mundart eine Weile sprachlos macht (1.1.49 an H. Feist): «Es ist *nicht* richtig, Meyer Schwyzerdütsch sprechen zu lassen; das hat der hochgebildete Mann kaum getan, jedenfalls nicht mehr in Weimar. Ein leichter Anflug des Akzentes genügt vollkommen, wie im Buch.» Immerhin gestand er zu, «dass Meyer sehr wohl dann und wann etwas Schwyzer-Deutsches in seine Rede einfliessen lassen kann» (25.1.49 an H. Feist).

Für Thomas Mann war Schweizerdeutsch nicht das «mit Blei ausgegossene Deutsch» eines Franz Kafka. Er kehrte sich weniger an den harten Kehllauten dieses Idioms. Charakteristisch am Schweizerdeutschen war für ihn nicht seine Ästhetik, sondern seine Geschichtlichtkeit: das schweizerische stand für das alte Deutsch und konservierte es. Dies bestätigt sich im *Doktor Faustus,* wo das Schweizerdeutsch Motivwert gewinnt. Hat sich schon Johannes Schneidewein, der bernbürtige Schwager Adrian Leverkühns, «seine angenehm zu hörende, bedächtigt-würdige, mit stehengeblieben-altdeutschen Ausdrücken von eigentümlich feierlichem Klange durchsetzte schweizerische Redeweise bewahrt» (VI, 247), so macht sein Söhnchen Nepomuk oder Echo, das (einen etwas literarischen) Schweizer Dialekt spricht, erst recht dessen Geschichtsträchtigkeit transparent. Echos Schweizerdeutsch sollte mithelfen, dem Buch «eine sprachliche Vertiefung vom Barocken und Lutherischen noch weiter zurück ins Mittelhochdeutsche» (XI, 291) zu sichern.

Echo sprach mit einem «prononciert schweizerischen Akzent», seine Antworten wiesen «viel Dialekthaftes auf, wie ‚Hüsli» statt Haus, ‚Oppis Feins» für ‚Etwas Feines» und ‚es bitzli» statt ‚ein bisschen». Eine Vorliebe für ‚also» fiel ebenfalls auf, in Verbindungen wie ‚Es war also herzig» und dergleichen mehr.»» (VI, 612) Unter anderem brauchte Echo auch die Silbe «'habt», wenn er ein «Gesättigtsein, Zur-Genüge-Haben, Nicht-mehr-Mögen»» (VI, 614) zu verstehen geben wollte. Dieser Ausdruck, der Thomas Mann amüsierte und den er manchmal übernahm, geht gewiss auf seinen Enkel Frido zurück.[20] Eher unwahrscheinlich ist es hingegen, dass zu ihm die folgende Szene geführt hat. Schauplatz: Bahnhof Küsnacht, Briefmarkenautomat. Der junge Hans Guggenbühl. Auf tritt Thomas Mann[21]:

> Ich sah also Thomas Mann vor mir, mit einem Brief in der Hand und seinem gewohnt ernsten Gesicht, als er mir sein Anliegen auseinandersetzte. Ob ich ihm ein Zwanzigrappenstück habe, wollte er wissen, denn er habe sich Marken aus dem Automaten besorgen wollen, aber das passende Geldstück nicht gehabt. ‚Ja», sagte ich, ‚grad han i eine gha!», denn ich war einkaufen gewesen und erinnerte mich deutlich, einige Zwanziger zurückerhalten zu haben. Mann sah mich leicht verdutzt an, und jetzt versuchte ich mein Glück auf Hochdeutsch, wobei ich gleich eilfertig in meinem Portemonnaie zu kramen begann. ‚Eben habe ich einen gehabt!» ‚Ach so», sagte er, offenbar unfähig, mich zu verstehen, ‚habt», und dabei begann er plötzlich zu lachen, was mir auffiel, weil ich es von dem sonst so ernst und auch etwas unnahbar wirkenden Fremden nicht erwartet hätte. Unser Geschäft war rasch beendet. Ich erhielt zwei Zehner und gab ihm dafür den verlangten Zwanziger, mit der er nun zum Apparat marschierte, sich seine Marken herausliess und den Brief damit frankierte.

An die Begebenheit erinnerte sich Guggenbühl wieder, als er auf Echo und seine Gewohnheit traf, «'habt»» statt «gehabt»» zu sagen: «[...] so unmöglich das vom Schweizerdeutschen her ist, findet sich doch leicht eine Deutung. Mann wusste noch, dass der Zürcher die zwei Silben des hochdeutschen Partizips ‚gehabt» zu einer zusammenzieht, aber er vergriff sich in der Wahl der Buchstaben, und so wurde aus dem Zürichdeutschen ‚gha» das komische ‚habt» [...].'»

Der Dichter spricht[22]

Manches war vorbereitet worden. Ein Gärtnermeister des Ortes hatte Podium und Pult mit Grün und Blumen reich geschmückt. Die Leselampe war überprüft worden: sie brannte, und sie blendete nicht. Dichtgedrängt sass das Publikum, erwartungs-

voll und in seiner besten rezeptiven Laune, zur Erheiterung bereit, zum tiefen Eindruck gerüstet. Freudige Unruhe, Raunen, Hüsteln, bis das Deckenlicht erlosch.

Mit höflicher Pünktlichkeit kam er von rechts heraus, herzlich begrüsst von brausendem, ja geradewegs demonstrativem Applaus. Einen Moment hielt er inne, stellte sich der symphatisch voreingenommenen Neugier, grüsste mit knappem Lächeln in den Saal zurück, verbeugte sich, schüchtern, schien es, und etwas eckig, trat dann stockgerade, aber doch beweglichen Schritts hinter das Pult, legte seine Papiere ab und breitete sie sorgsam aus. Heute würde er im Stehen lesen, schlank aufgerichtet, was für die Füsse nachteilig war, aber mehr Wirkung machte. Den Dichter sah man ihm kaum an. Sein Gelehrtengesicht, die schlichte Haartracht, die gewählte Kleidung, die soignierte Gesamterscheinung hätten in ihm vielmehr einen Arzt, Juristen oder Geistlichen vermuten lassen. Ein Blick ins Parterre, über das im ferneren Dunkel nurmehr ahnbare Häuptermeer, über Scheitel und Glatze, Silberhaar und Lockenkopf, zu einer Dame mit besonders ästhetischer Miene vielleicht, einem bildungswilligen Bürolisten, einem adretten Studenten, der sich in die ersten Reihen vorgewagt hatte; ein kleines Zögern noch, bis der Beifall endlich ganz abgeebbt war, die Rachenwohltat und oratorische List eines Räusperns – dann begann, in die vollkommene Stille hinein, Thomas Mann zu sprechen.

Lese, wem Organ gegeben! Die Faszination, dass des Dichters eigene Stimme das Wort trägt, nutzt sich bald ab, wenn sie es eben nicht trägt und der Vortragende über das blosse diesen nicht hin-, aus dem Stümpern und Dilettieren nicht herauskommt. Thomas Mann aber – ein grosses, nicht genügend betonbares «aber» – war ein meisterlicher Vorleser. Seine Sprechkultur hielt sich auf der Höhe seiner Sprachkultur. Er verstand es, aus seinen Vorträgen Ereignisse und Erlebnisse zu machen. Das Wohlgefuhl, das die Zuhörer einnahm, kaum gehörte ihm das Wort, verdankte sich einer allgemeinen Sicherheit der Gestaltung, dem Umstand, dass Thomas Manns Meisterschaft, seine magistrale Souveränität selbstverständlich war. Der Dichter pflegte sich, wie es die NZZ bei Gelegenheit fasste[23], «im vollkommenen Gebrauch der ihm zugeborenen Mittel» zu präsentieren.

Die rhetorischen Mittel: das Setzen von Prioritäten und melodischen Akzenten, die Variation bei Betonung und Nebenbetonung, das Hervorbringen von Wechselwirkungen in Tonführung, Sprachmelodie, Stimmlage, Klangfarbe, die Gliederung, der Einsatz von Pausen, was mehr – Thomas Mann beherrschte sie alle. Dabei sprach er ohne Gepränge, ohne Aufdringlichkeit, unter Verzicht auf alle deftigen Effekte. Seine Stimme war nicht sehr laut und auch von durchschnittlicher Dynamik, aber doch kräftig, intensiv und ausdrucksvoll. Allmählich verlor sie das Herbe des Nordischen (ohne aber den lübischen Stimmfall abzulegen) und klang eher

weich. Modulationsfähig, gebot sie über «jene Mannigfaltigkeit, die bei einem epischen Vortrag nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird»[24]. Thomas Mann war ein höchst nuancierter Vermittler seines Werks und ein hervorragender Interpret seiner selbst. Er entsprach den auftretenden Personen, schmiegte sich in ihre Charaktere; Erzähler und vielfacher Akteur, in verbalem Mummenschanz begriffen (einem sehr ernsten Spiel), büsste er seine Differenzierungslust, erprobte im Wechsel der Rollen sein sprechspielerisches Vermögen, seine stimmliche Verkleidungskunst und in allem seine evokatorische Kraft. Der Text wurde ihm zur Partitur, aus der ihm Laut- und Leises, das Efcchütternde und das vielbödig Heitere, das Deutliche und, vor allem, das nur fein Anspielende in die Welt des Hörbaren zu projizieren gelang.

Im Allgemeinen redete Thomas Mann bedächtig. Aber auch bei erhöhtem Tempo ging sein Ehrgeiz darauf, «jedes Wort deutlich zu halten» (Tb 28.11.54). Er genügte ihm vollkommen. Seine Artikulation war sorgfältig und präzis. Kein Wort liess er verlorengehen, jeder Silbe ihr Lebensrecht, nur sehr selten versprach er sich. Er freute sich, wenn er die akustischen Forderungen der Rhetorik erfüllt, wenn man «‚von Anfang bis zu Ende [...] alles verstanden'» (Tb 21.11.37) hatte. Fehl ging, wer auf ein Sich-Verheddern und -Verlieren in Hypotaxen wartete. Mit bewundernswerter «Atemklugheit» (Gert Westphal) führte er phrasierend durch seine Syntax und machte, nein *zeigte* die langen Perioden als durchsichtig.

Sparsam begleitete die Körpersprache. Thomas Mann kam mit gemessenen Gesten aus. Eine beredte Handbewegung, ein leises Heben der Rechten, ein fast rührendes Falten der beiden Hände, ein suchendes Fingerspiel; Krasseres nicht. Keine geballte Faust, Dramatik zu bedeuten, keine weitausgreifenden Arme, Grimassen, Lesebrillengefuchtel. Oft machte der Kopf die Bewegung leicht mit, hoben sich die Schultern und fielen.

Diese Zurückhaltung, Beschränkung auf Untermalung und Andeutung, der Verzicht auf alle irgend gewaltsamen Mittel in Gebärde und Mimik wurde mitunter als «fast unpersönlich»[25] empfunden. «Bescheiden trat die Person selbst in den Hintergrund», stellte nach einer Lesung in St. Gallen das dortige «Tagblatt» am 29. Januar 1921 fest und bedauerte, dass Thomas Mann «uns doch nicht so nahe gekommen» sei. Der «Landbote» von Winterthur zielte wohl in die gleiche Reichtung, wenn er am 20. Januar 1921 kommentierte: «Thomas Mann machte aus seiner Person nichts, aus seinem Werke alles.» Das allerdings war, soweit es stimmte, doch auch ein Lob.

Ohne Publikum ist keine Vorlesung zu denken. Je nachdem, wie ein Dichter seine Vorlesung anlegt, ob als sachlichen Austausch, als Andacht, Messe, kultnahe Feier, Spektakel, als libidinöse Unternehmung und erotisches Manöver, wird dies das Verhältnis zu seinem Publikum färben; und umgekehrt.

Von Thomas Mann hat man gesagt, er habe kein Publikum, sondern eine Gemeinde, und soviel mindestens ist daran richtig, dass er aus den Hörerschaften, die er um sich sammelte, Gemeinschaften im Wort und dass er in diesem besten Sinne sich gemein machte mit ihnen, denen Interesse und Liebe gemein waren. Das Verhältnis von Dichter und Publikum stand im Zeichen wechselseitiger Hochachtung. Thomas Mann beanspruchte Kredit, und er gab Kredit; er zog sein Publikum ins Vertrauen. Gert Westphal, von Katia Mann einst zu «des Dichters oberstem Mund» nobilitiert und immer noch der erste Thomas Mann-Vorleser unserer Tage (man würde ihm, ist bemerkt worden, auch zuhören, trüge er aus dem Telefonbuch vor), – Westphal hat dies in einem klugen und aufschlussreichen Essay aufs Schönste exemplifiziert.[26] Am 29. September 1952 las Thomas Mann im Zürcher Schauspielhaus. Bevor er anfing, berichtet der fachmännische Zuhörer, «konnte er nicht anders, als mit bewegter, von Sorge, von Betrübnis, von beiden Herzensregungen zu Grunde liegender Sympathie bewegter Stimme, die darum geradezu reicher noch an ihrem sonoren Gehalt wurde, des Freundes Alfred Neumann zu gedenken, der im unfernen Ascona auf den Tod darniederlag. Wie er uns, das Auditorium gut gesinnter, aber fremder, im Übrigen für den Augenblick auch nur auf ihn fixierter Menschen einlud zu seiner Teilnahme, das war eine so selbstverständliche Delegation von Vertrauen, wie ich sie nie wieder erlebt habe.»

Thomas Mann gab sich selbst Zensuren und den Besprechungen (sie sollten, wenn nicht gut, so wenigstens gut gemeint sein); er bewertete auch sein Publikum. Betrachten wir einige Vorlesungen zu Beginn des Schweizer Exils: In Zug war das Publikum «aufmerksam» (Tb 27.11.33), in Neuenburg «ausserordentlich entgegenkommend» (Tb 29.1.34), in einem hier nicht preiszugebenden Ort im Bernerland allerdings «töricht» (Tb 2.2.34) und «sichtlich dumm» (3.2.34 an Katia Mann). Auch dort aber und nie störte es das Bild durch Versuche, aufkommende Schlafsucht diskret zu vertreiben, sich behelfsweise leidlich munter zu erhalten (tiefes Atemholen, Rücken auf dem Sessel, Zwicken des Oberschenkels, Spiel mit dem Schlüsselbund). Es war angespannt, gutwillig, mäuschenstill und höflich, liess grosse Anteilnahme, tiefe Aufmerksamkeit und herzliche Gefolgschaft spüren. Seine «Unbefangenheit im Aufnahmen dessen, was ich zu bieten habe», und dass es «nicht den ‚Republikaner' oder ‚Demokraten' in mir sah, sondern den Dichter» (7.1.36 an O. Basler), war Thomas Mann ein besonderer Genuss, eine Wohltat: das Publikum – es handelte sich *in casu* um jenes in Bern – erkannte ihn.

Auf die Vorlesungen hat sich Thomas Mann so seriös vorbereitet, wie er es mit allem in seinem Beruf hielt. Das hing damit zusammen, dass er ein geborener Vorleser war, kein geborener Redner. Keine Vor-, kaum eine Tischrede, die Thomas Mann nicht ausformuliert und zustilisiert hätte. Provisorischer, ungefährer Aus-

druck passte ihm nicht, passte nicht zu ihm; was er sagte, hatte zu sitzen. Auch theoretisch hat er sich mit der freien Rede eher schwer getan. Er misstraute dem Reden wie gedruckt, und brillante Rhetoren waren ihm gewöhnlich suspekt[27]. Die Schriftsteller zählte er vielmehr zu den «geborenen Nichtrednern», und er postulierte «tiefe Unterschiede, ja Gegensätze zwischen den Produktions- und Wirkungsarten des Redners und des Schriftstellers» (XI, 408). Erst die amerikanische Zeit hat ihn auch in dieser Beziehung etwas freier gemacht und ihn ermutigt, sich gelegentlich eine Improvisation zuzutrauen.

Auch in anderer Hinsicht wollte das Vortragsglück gesattelt, dem Erfolg der Weg bereitet sein, bedurfte das Abenteuer einer gewissen organisatorischen Stütze und Regie. Thomas Mann beschäftigte sich vorgängig mit dem Leseprogramm. Vorträge in fremder Sprache hat er regelrecht einstudiert, teilweise auch solche in Deutsch. Ganz nebenbei fungierte jeder Vortrag auch etwas als «Wettkampf-Training» im Hinblick auf das nächste Mal; bei dem Thomas Mann dann «die geübten und feststehenden Akzente [...] walten lassen» (Tb 10.2.34) konnte. Rechtzeitig wurde sodann die Lokalität «rekognosziert» (Tb 17.11.35). Wo nötig, kam es zu Korrekturen.

Thomas Mann pflegte im schlichten Gewand zu lesen oder, «nach schwarzer Toilette» (Tb 8.2.38), im Smoking. (Dies geschah so oft, dass er dem Radioreporter, der die Nobelpreis-Verleihung 1929 schilderte, als eine «frackgewohnte Erscheinung» galt.) Im Zweifelsfalle erkundigte er sich rechtzeitig, welches Habit opportun wäre. «Meistens», erhielt er Auskunft etwa aus Basel[28], «lesen die Vortragenden bei uns im Smoking; auch die meisten Hörer kommen so. Dies aber nur als Wink auf Ihre Frage. Wenn es Ihnen besser passt, im dunkeln Anzug vorzutragen, dann wird dies bei niemandem Anstoss erregen.»

Diese unbedingte Ernsthaftigkeit erhielt sich zeitlebens, die Reize des Vortragens nutzten sich nicht im mindesten ab. Thomas Mann verfiel keiner Parlierroutine und glatten Könnerschaft. Bis zuletzt machten sich Nervosität, Herzklopfen und Lampenfieber bemerkbar, eine tiefsitzende Angst vor dem Misserfolg, dem Scheitern, dem Absturz. Denn «das Erlebnis des ‚Versagens', auch in ganz unbedeutender Form», war für Thomas Mann «das psychisch ärgste und gefährlichste» (Tb 5.8.34); und «lächerlich, wie mir etwas schlecht Getanes nachgeht» (Tb 26.11.47).

Auch zu Hause las Thomas Mann vor.[29] Es war dies eine Gelegenheit, das eben Fertiggestellte im Familienkreis zu versuchen, bevor es an die Öffentlichkeit und Aussenwelt gelangte. Ein rücksichtsloser Vorleser nun aber, der die Seinen mit extensivem Deklamieren traktiert, zum Zuhören nötigt, zur Adoration verurteilt, war Thomas Mann nicht. Es geschah nicht zu oft, und wenn, hatte es – selbst in dem familiären Ambiente – etwas Ernstes und Feierliches.

Übrigens las er nicht nur die eigenen, sondern auch die Geschichten anderer vor, der Russen vorzugsweise. Im Arbeitszimmer, zu dem sonst kein Zugang, das sonst keinesfalls ein Aufenthalt war, versammelte er die Familie und lud noch diesen Freund, jene Bekannte dazu. Aschenbecher wurden verteilt; die Brille, ohne die es in Küsnacht nicht mehr ging, aufgesetzt. Nur die Leselampe liess man brennen. Stille trat ein. Thomas Mann räusperte sich und begann...

Auch diese häuslichen Vorlesungen erfüllten neben den erwähnten künstlerischen wichtige psychische Funktionen – *wie* wichtige, geht aus einem Tagebuch-Notat vom 10. Juni 1933, den Wochen des ersten Exils, hervor: «das Vorlesen versetzte mich in normale Zeiten u. tat mir seelisch gut, indem es mich [.. .] die Möglichkeit einer wiederhergestellten und in sich ruhenden Existenz erblicken liess». Das Vorlesen verstärkte die Bindungskräfte zu seinen Angehörigen, liess ihn den Rückhalt spüren, den er bei ihnen hatte. Als Erika Mann in ihrem Ingrimm über das politische Verhalten des Vaters – kurz vor seiner öffentlichen Distanzierung vom Nazi-Regime – ihm mit Liebesentzug drohte und er dies als «unwahrscheinlich» hinstellte, da berief er sich vor allem darauf, «wie Du manchmal gelacht und Thränen in den Augen gehabt hast, wenn ich euch vorlas» (23.1.36 an Erika Mann).

Vorlesungen 1933-1938

Auch in der Emigration fand Thomas Mann, wie kein anderer Schriftsteller, weiterhin Anerkennung, begrüssten ihn gewogene Hände, entliessen ihn begeisterte.

Die erste Vorlesung im Zürcher Exil gab Thomas Mann, nachdem Vortragspläne mit dem Lesezirkel Hottingen nicht gelangen, auf Einladung der Studentenschaft am 8. und 10. November 1933 im Auditorium IV der ETH. Das Interesse, das sich schon im Vorverkauf bekundet hatte, machte die Doppelvorlesung nötig. Thomas Mann, «mit stärkstem, lang andauerndem Applaus» (Tb 9.11.33) empfangen, las, nach «Dankesworten an die Schweiz, die wieder lebhaft quittiert wurden», aus dem *Jungen Joseph.* «Die Wirkung schien ausserordentlich, der kompakte, einhellige, lange sich hinziehende Beifall tat mir wohl.» «Nicht genug seine Sympathie bezeigen» (12.11.33 an G. Bermann Fischer) konnte ihm das Publikum auch am zweiten Abend; von dem «demonstrativ freundschaftlichen und aufhahmewilligen Verhalten» war Thomas Mann ergriffen. «So wird man doch entschädigt für manches Bittere.»

Am 15. Januar 1934 hielt Thomas Mann, wie schon erwähnt, im stark besuchten Schauspielhaus den Vortrag *Leiden und Grösse Richard Wagners.* Diese Rede trug er auch auf der Tournee vor, die ihn kurz darauf durch zehn Schweizer Städte führte. Überall erwies sich der Anlass als stark besucht, das Publikum als freundlich aufgeschlossen. In Solothurn etwa gab es «unaufhörlichen Zudrang», und der Saal war

«überfüllt, wie es seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen» (Tb 31.1.34). Auch in Bern «gewaltiger Zudrang» (Tb 2.2.34); es mussten zusätzliche Stühle herbeigeschafft werden. In Aarau sassen die Zuhörer «bis ins Foyer hinaus»[30]. «In Olten nicht gewöhnt»[31] war man die Besucherzahl, die Thomas Mann in den Singsaal des Hübelischulhauses zu locken wusste.

Das «Burgdorfer Tagblatt»[32] sprach vom schönsten ,Vortrag', den Burgdorf jemals zu hören bekommen; es war eben mehr als ein blosser Vortrag, es war eine Dichtung, ein Kunstwerk». Thomas Mann sei «vor dem neutralen Forum einer mit Vorurteilen nicht belasteten Zuhörerschaft» aufgetreten; der Beifall habe seiner «glänzenden Rede» gegolten, aber auch «der freien, nicht uniformierten Meinung des mutigen Bekenners». Das «Zofinger Tagblatt»[33] fand, der Beifall habe «(für Aarauer Verhältnisse) langanhaltend und herzlich» ertönt, und es habe auch Dank daraus hervorgeklungen «an den Dichter, den der Welten Lauf als Asylsucher unserem Lande näherbrachte».

Thomas Mann war von diesem Echo sehr beeindruckt (TB 15.2.34): «Überraschend warme und bewunderungsvolle Presse-Äusserungen aus Olten, Aarau, Zofingen kamen. Es handelt sich um Blätter liberaler, sozialistischer und auch katholischer Richtung. Das kritische Niveau der Äusserungen über meine Vorlesungen [. ..] ist bemerkenswert, Haltung und Ton gegenüber meiner Existenz von einem Anstande, der den an die mesquine Respektlosigkeit der Heimat Gewöhnten schlechthin ergreift.»

Weniger Zuspruch als diese ersten Lesungen fand am 23. April 1934 im Schauspielhaus jene von *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters.* Fast nur 2- und 1-Franken-Plätze waren verkauft worden, und «der Saal, wie kaum anders zu erwarten bei diesem vierten Zürcher Vortrag und der vorgeschrittenen Saison, war schwach besetzt» (Tb 23.4.34). In der NZZ erschien anderntags der «gut gemeinte Bericht» (Tb 24.4.34) von *mf.*, hinter dem sich ein gewisser Max Frisch verbarg.

Am Sonntag, den 2. Dezember 1934, abends 5 Uhr, kam es zu der einzigen Vorlesung Thomas Manns in «seiner» Gemeinde Küsnacht während der dreissiger Jahre (erst 1949 geschah dies wieder). Veranstalter war der lokale *Jungschweizer-Verein*, ein Zusammenschluss patriotischer Gesinnung, als Gegengewicht zu den linksradikalem Gedankengut anhängenden Jungburschenvereinigungen gedacht, die sich vor allem in den damaligen Arbeiterquartieren Zürichs bemerkbar machten. Der Eintritt betrug 50 Rappen; zur Entgegennahme weiterer freiwilliger Beiträge ward beim Eingang eine Büchse aufgestellt. Von der besonderen Atmosphäre der in Küsnacht «bald legendären Vorlesung» liegt ein Bericht Hans Guggenbühls vor[34]:

Der *,Jungschiveizer-Verein'* liess es sich damals angelegen sein, Dichterlesun-

gen durchzuführen, und es gelang ihm auch, die ganze Schweizer Schriftstellerprominenz für solche Anlässe zu gewinnen, die mangels anderer Lokalitäten in der Seminarturnhalle durchgeführt wurden. Man sah also den immer etwas steifen Thomas Mann mit seinem gutbürgerlichen Herrengesicht [...] mit den Herren vom Vorstand konferieren und sich dann ans Pult setzen, um zwischen Seilen, Kletterstangen und Sprossenwänden aus seinen Josefsromanen vorzulesen.

Den Autor scheint der doch eher ungewöhnliche Rahmen nicht befremdet zu haben; auch eine Turnhalle konnte «dicht besetzt» sein (Tb 2.12.34). Bevor er zu den Jaakobsgeschichten kam, hatte er «über den heutigen Sinn des Konservativismus» gesprochen (womit er «es besonders getroffen») und aus den *Buddenbrooks* vorgetragen. Die Organisatoren hatten sich auch der Mitwirkung des Orchestervereins Küsnacht versichert. Seine Musik untermalte und beschloss die Darbietung, «die das Publikum sichtlich befriedigte». In der «Alten Post» sass man noch zusammen.

Zweimal las Thomas Mann für den sozialdemokratischen Volksbildungsausschuss im Volkshaus, am 20. März 1935 – der Vortrag *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* war «inf. mangelhafter Ankündigung nicht ausverkauft» (Tb. 20.3.35) – und dann nochmals Mitte Dezember 1937.

Am 6. Mai 1935 veranstaltete das «Comite suisse d'aide aux enfants d'émigrés» und das «Schweizerische Hilfswerk für deutsche Gelehrte» zugunsten der Emigrantenkinder einen Vortragsabend in der Aula der Universität. Der «schöne Saal» mit dem «anziehenden Wandgemälde» – einem stillen, massvoll antikisierenden Fresko Paul Bodmers – präsentierte sich «sehr voll» (Tb. 6.5.35). Thomas Mann las zum ersten Mal die Beschreibung von Rahels Tod und anderes mehr aus *Joseph in Ägypten*. Der Auftritt im Volkshaus und die Wohltätigkeitsveranstaltung veranlassten das Deutsche Generalkonsulat Zürich, dem Auswärtigen Amt in Berlin zu melden, Thomas Mann scheine «nun endgültig ins Lager der Emigranten abgeglitten»[35].

Zugunsten von Emigrantenkindern und für «Flüchtlinge aus geistigen Berufen» las Thomas Mann – «obwohl ich das Geld selber brauchen könnte» (23./24.1.36 an Erika Mann) – noch mehrmals, so am 8. November 1935 in Winterthur. Der Anlass war ein Erfolg, künstlerisch wie finanziell. Der Saal bot sich dar als bis auf den letzten Platz ausverkauft. «Und so ergab sich», schrieb der «Landbote»[36], «nach Abzug etlicher unerlässlicher Spesen der erfreuliche *Reinertrag von* Fr. 297.35, der Erlös aus den 69 Signaturen inbegriffen, die der Dichter am späten Nachmittag in der Buchhandlung A. Vogel zugunsten der hiesigen Emigrantenkinderhilfe vorgenommen hatte. Diese Summe wird viel Gutes wirken, wird die Augen manches verhärmten Kindes dankbar aufleuchten lassen [...].»

Am 17. November 1935 gastierte Thomas Mann in der ältesten Gemeinde des Kantons Zürich, in Zollikon, eingeladen von der Gesellschaft «Jung-Zollikon». Er ging auf sein Publikum ein und erzählte einleitend sein erstes Zusammentreffen mit dem fremdartigen Ortsnamen vor vielen Jahren, welchem eine Einladung Robert Faesis zugrunde lag. Nachher sass er «im ländlichen Wirtshaus mit Vorstands- und anderen Mitgliedern des Zolliker Vereins» zusammen, und es gab «komische Reden, für die ich zu danken hatte, alles gut gemeint und freundwillig» (Tb 17.11.35). In Faesis gastfreiem Heim las Thomas Mann übrigens in diesen Jahren auch wieder, wie er überhaupt gelegentlich Einladungen zu Vorträgen in privaten Wohnungen, in Tee- und Abendgesellschaften folgte.

Wir übergehen die Ansprache vom 12. Oktober 1936 zu einer Wassermann- Gedenkfeier im Zunfthaus zur Meisen. Am 13. März 1937 trat Thomas Mann im grossen Konservatoriumssaal vor die jüdische Vereinigung *Kadimab.* Er sprach *Zum Problem des Antisemitismus* (XIII, 479-490) und las dann aus dem dritten *Joseph-PanA.* Die «Judenheit», vierhundertfach vertreten, brachte «grosse Teilnahme» zum Ausdruck, daneben auch «viel Saison-Husten» (Tb 13.3.37). Im Haus Zur Kaufleuten an der Pelikanstrasse las Thomas Mann am 1. Dezember 1937; der *Kaufmännische Verein,* der den Literarischen Abend gab, stellte ein «grosses Publikum aus kleinen Angestellten» (Tb 1.12.37).

1938 kamen nur noch vereinzelt Vorlesungen zustande. Am 8. Februar sprach Thomas Mann wieder für *Kadimah.* Im Hotel «Baur en Ville» hielt er in deutscher Sprache die *lecture,* die er für Amerika geschrieben und auf englisch eingeübt hatte; ein Probelauf, der ergab, dass der Vortrag noch zu lang war.

Auslandreisen

Nicht, dass es Thomas Mann die ganze Zeit in Küsnacht gehalten hätte. Im Gegenteil nutzte er die verbliebene Bewegungsfreiheit während der Schweizer Jahre voll aus. Vorlesungen führten ihn mehrere Male nach Wien, Prag, Brünn, Budapest, nach Salzburg und Venedig, und vier Mal auch in die Vereinigten Staaten. (Hinzu kamen Mitte Mai 1935 und im Herbst 1936 Ferienreisen nach Frankreich.)

Die internationalen Vorlesungsreisen kannten dieselben Begleiterscheinungen wie jene in der Schweiz. In gleicher Weise, ja mehr noch tat sich in solchen «an erfreulichen Eindrücken und Erfahrungen reichen» Reisen (Tb 31.1.35) die Welt auf. Als besondere Antriebe zu diesen grössern Reisen zu nennen sind die Kleinheit der Schweiz; die nach Mobilität drängende untergründige Erregung, der «Sitzfleischschwund» im Exil; und schliesslich und vor allem, dass sich durch die Ausgeschlossenheit von Deutschland Thomas Manns Zug ins Europäische und Welt-

weite verstärkte. Dabei waren Europa und Amerika nur äusserlich-territorial ein Einsatz für Deutschland. Psychologisch bedeuteten sie dessen Erweiterung. Thomas Mann sah keinen Gegensatz zwischen Deutsch- und Europäertum. Das Europäertum war vielmehr richtig verstandenes Deutschtum, «Weltdeutschtum» (XIII, 747) eben, wie er es sich schon in der Weimarer Republik zugesprochen hatte.

Thomas Manns europäische und amerikanische Reisen kann man wohl teilweise als praktiziertes «Reisekaisertum» (Rolf Kieser) verstehen, allerdings mit der Präzisierung, dass Thomas Mann zum «Kaiser» erst *wurde*, dass er sich nicht eines gefestigten Weltruhms versicherte, sondern ihn – bei allem internationalen Ansehen seit Mitte der zwanziger Jahre und nun gewissermassen *nolens volens* – erst recht schuf. Fundamentale Unsicherheit fuhr – immer von neuem – mit; entsprechend die Erleichterung, wenn er wieder einmal angenommen worden war (Tb 29.1.35): «Die Kundgebungen der Sympathie für meine Existenz, die ich überall erfuhr, sind selbstverständlich eine Nerven-Wohltat.» Es handelte sich um Zuneigung angesichts der Tatsache, dass «die Ernte daheim verhagelt ist» (24.6.34 an E. Bertram). Aus diesem Grund war Thomas Manns Dankbarkeit für das verbliebene (und neugewonnene) ausserdeutsche Publikum, für die «Entschädigungen, die mir die Welt für die deutschen Misshandlungen bietet» (Tb 1.4.35), eine doppelte: er sah, dass er weiterhin in Gunst stand, und diese Gunst setzte den Verlust der Sympathie, ja den Hass Deutschlands ins Unrecht. Sie kompensierte den Entzug des deutschen Publikums und entlastete von ihm, indem sie ihn als unverschuldet zeigte.

Zürcherisches

Kurstadt Zürich

Auf die Idee, ein überempfindlicher Hypochonder zu sein, wäre Thomas Mann selbst nicht gekommen. Ihm schien körperliches Leiden «eine beinahe nothwendige Begleiterscheinung der Grösse» (28.3.06 an K. Martens); «auch das naturgesegnetste Genie», sagte er in *Goethe und Tolstoi* (IX, 140) – und nichts hindert, dies autobiographisch zu lesen –, «ist niemals im Sinne des Philisters natürlich, das heisst gesund, normal und nach der Regel. Da bleibt im Physischen immer viel Zartes und Irritables, zu Krise und Krankheit Geneigtes». Und einige Jahre später heisst es in einem Brief, sein Körper habe sich Ruhe erzwungen, «geistvollerweise auf dem Wege einer Grippe» (5.2.26 anM. Rychner). Krankheit war Geist, und Gesundheit demnach kein uneingeschränkt positiver Wert. Nicht ganz also, oder vielmehr: nicht nur gesund zu sein war Thomas Mann natürlich, lebenspraktisch vertraut, theoretisch legitimiert und literarisch befestigt.

Anderseits gehörte zur Physiologie des dichterischen Schaffens «ein Zustand körperlich-seelischen Wohlseins» (XI, 777). Ideal wäre gelegentliche Krankheit ohne Kranksein gewesen. Wenn ein solches nun aber doch eintrat, so musste ihm rasch abgeholfen werden. Dazu waren die *Consiliarii* und ihre teuren Küchen, die Apotheken, da. Ihrer Dienste hat sich Thomas Mann auch in Zürich oft versichert.

Denn «seine Gesundheit war nie sehr stabil, immer wieder hatte er irgendwas»[1]. Unaufhörlich wurde er von «leichteren und schwereren Leiden» (Tb 8.10.36) heimgesucht, die auch Sanatoriumsaufenthalte von rigider Zucht stets nur auf Zeit bessern konnten. Er klagte über Schluckbeschwerden und gastrointestinales Unbehagen, Magengeschichten, Schlafstörungen, Kopfschmerzen, Erkältungen und sich eintiefende Katarrhe, Stuhlverstopfungen, Gesichtsrosen, neurasthenische Molesten der kuriosesten Art. Alle paar Tage war er übel, unpässlich, überanstrengt, in schlecht- bis miserabler Verfassung. Zuviel Honig, Schokolade oder frisches Schwarzbrot, und schon machten sich Leibesverstimmung und Magennot geltend, und alle Götter des Stoffwechsels hatten sich gegen einen verschworen.

Dass wir über die Krankengeschichten Thomas Manns so genau im Bilde sind, ist nicht preisgegebenen Arztgeheimnissen, sondern ihm selbst zu verdanken und dem ewigen Lamento seiner Tagebucheinträge. Denn sein Befinden, sein körperlicher und Gemütszustand war das Objekt manischer Aufmerksamkeit. Ein sachlich-professioneller Grund dafür hätte sein können, dass Krankheit die Arbeit beeinträchtigt. Dem war oft, aber nicht immer so; der gesundheitliche Tiefstand konnte durchaus in eine produktiv gesegnete Zeit fallen. Nein, der Grund für diese unablässige Selbstbeobachtung, der ein Zug zum Argwohn nicht abzusprechen ist, liegt in der narzisstischen Konstitution Thomas Manns. Krankheit bedeutete eine narzisstische Kränkung. Thomas Mann war, nach eigenem Zeugnis wie jenem Klaus Manns[2], zugleich «*beleidigt*, wenn er sich schlecht fühlt». Die Rolle des Psychischen bei seinen pathologischen Wechselfällen, den nicht immer ganz deutlichen Krankheitsbildern, ist nicht zu unterschätzen. Der Gang zum Doktor, zu dem auch die Familie, die ihm vieles nachsah, manchmal entnervt drängte, war oft ein mehr psychologischer Akt und selbst schon Arznei. Ein ungeduldiger Patient, genoss Tho-mas Mann es doch, unter weissbekittelter Obhut zu stehen, liebte er es, wenn medizinische Autoritäten und energische Schwestern sich um ihn kümmerten. Nicht selten konnte er mit *nulla therapia* entlassen werden.

Thomas Manns Jahre in Zürich waren solche besonders angegriffener Gesundheit. Im Brief vom 29.4.1935 an Ferdinand Lion beschrieb er seinen « Zustand, wie er seit einigen Wochen besteht», mit: «Verstimmung, Müdigkeit, Unlust, produktive Lähmung oder Halblähmung [...]. Dazwischen auch wirkliche Krankheit, Darmspasmen (ich nehme noch Belladonna), vermutlich als Ausdruck seelischer Beängstigung und Verkrampfung.» Es war vornehmlich das Exil, das zu dem fast permanenten «Schwer- und Schlechtbefinden» (Tb 29.3.35) führte. Ein anderes kam hinzu: das Alter, das dem Sechziger immer spürbarer wurde. Er fühlte sich «körperlich in Abbau und Rückgang» (Tb 25.8.37).

Welch anderer Tenor dann aber in den USA! Amerika scheint Thomas Mann geradezu verjüngt zu haben. 1941 bedingte der Abschluss einer Lebensversicherung eine ärztliche Untersuchung. Sie ergab ein «überaus günstiges Resultat», das «alle Bedenken gegen mein Alter beseitigte» (Tb 22.5.41). Im April 1946 überstand Thomas Mann in Chicago den schwersten Eingriff seines Lebens; mit vollkommenem Erfolg wurde ein karzinomatöses Stück des rechten Lungenflügels entfernt. Als Thomas Mann 1947 wieder nach Europa kam, fand man ihn «beinahe unverändert, kaum gealtert und [...] erstaunlich jugendlich und elastisch»[3].

Das war kein Wunder, denn Thomas Mann lebte gesund. Er ass vernünftig und trank Alkoholika mit Mass. Sport trieb er, aus tief fundierter Abneigung, keinen, hielt sich aber mit täglichen Spaziergängen in Bewegung und physischer Form.

Es ereignete sich sogar, dass er morgens ein wenig turnte. Wenn seiner Gesundheit etwas zusetzte, dann war dies, abgesehen vom Einfluss des Geistig-Seelischen, das Rauchen. Er wusste darum und bekam es, gerade nach der Lungenoperation, auch zu hören. Grosse Sorgen machte er sich deswegen aber nicht, und wenn er «Erwägungen des Verzichtes» anstellte, dann nur, um zum Schluss zu kommen, dass die damit verbundene «Reinheit und Langeweile» (Tb 21.9.47) nichts für ihn war.

Ischias

Die einzige Krankheit während der Küsnachter Zeit, die breiterer Darstellung bedarf, fällt ins Jahr 1937. Am 27. März fuhr Thomas Mann, «des Bein-Rheumatismus wegen», an die Theaterstrasse 14, zu einer Konsultation beim Neurologen Dr. Paul von Monakow (1885-1945). Es handelte sich um den Sohn des berühmten russischen, in Zürich ansässigen Hirnanatomen Constantin von Monakow (1853-1930), dessen Namen sich Thomas Mann schon 1905 notiert hatte. Damit begannen über ein halbes Jahr sich hinziehende, «nicht zu beschreibende Qualen», die «tollsten Schmerzen, die ich je ausgestanden» (XI, 147). Nach «vielfacher, teils unangenehmer Untersuchung» wurde «neuralgische Ischias» festgestellt. Dr. von Monakow empfahl heisse Umschläge und stellte Bestrahlung in Aussicht. Auf der Amerika-Reise, die Thomas Mann anschliessend unternahm, plagten ihn Tag für Tag heftigere Schmerzen im Bein. Zurückgekehrt, suchte er gleich Dr. Erich Katzenstein in der Psychiatrischen Klinik auf. Der Spezialarzt für Nerven-Krankheiten verordnete «Pyramidon, Wärmekissen, tonisches Mittel» (Tb 4.5.37). Aber das Bein quälte Thomas Mann weiter, ob beim Sitzen, ob beim Ruhen, liess ihn lahmen, liess ihn hinken, und «energische Vorkehrungen» (Tb 6.5.37) wurden unaufschiebbar. Katzenstein injizierte nun Gorun und therapierte mit Kurzwellen-Wärme. Thomas Mann installierte eine Chaiselongue im Arbeitszimmer und ruhte darauf mit Wärmekissen. Aber keine Besserung wollte sich zeigen. Schliesslich, nach vielen Nächten und «Tagen schleppenden Krankseins, der Pein, der Mattigkeit» (Tb 9.5.37), der ergebnislosen Suche nach einer schmerzfreien Stellung, beschloss Thomas Mann eine Badekur in Ragaz. Vorher noch trieb ihn die Pein in die Klinik des Neurologen Dr. Rudolf Brun (1885-1969), Zürichbergstrasse 88, wo eine «neue Methode der Bestrahlung» statthatte und von wo Thomas Mann ein «neues anti-neuralgisches Schlafmittel « (Tb 13.5.37) nach Hause nahm. Dann kam die «‚Stanger-Bad'-Prozedur», die eine Kaskade von negativen Prädikaten auslöste (Tb 24.5.37): «Langwierig, lästig, beängstigend, anstrengend und völlig nutzlos. « Wie wundervoll der Mai, und wie elend und toll die Schmerzen! «Leidend in einer derben Weise wie sonst noch nie», heisst es am 1. Juni im Tagebuch, «trete ich in ‚meinen' Monat ein».

Am 10. Juni, nach weiterer Marter, nach «Gehversuchen» (Tb 4.6.37), nach der Aufgabe der Wärmekur «wegen Zweifel an ihrer Zuträglichkeit» (Tb 7.6.37), kam es zu dem Kuraufenthalt im sanktgallischen Ragaz. Dorthin wird seit 1840 das schwach mineralisierte erdwarme Wasser geleitet, das in der südlich gelegenen, romantisch wilden und furchterregend tiefen Taminaschlucht bei Bad Pfäfers entspringt – das *Pfeffersbad* hat als sein erster Badearzt Theophrastus Paracelsus bekanntgemacht. Diese heilkräftige Quelle ist es, die wasserreichste Akratotherme Europas, die Trank und Wickel, Dusche und Bad ermöglicht, die Genesung und frisches Leben schafft und das schlichte Bauerndorf Ragaz veredelt hat zu dem stolzen *Weltkurort,* der 1936, für Thomas Mann also gerade noch rechtzeitig, den Zunamen *BaA* zu führen begann. Hätte es dessen Tage erleichtert, wenn ihm bewusst gewesen wäre, welch illustre Klientel hier schon mondän gekurt hatte: gekrönte Häupter und diplomatische Grössen, und daneben auch schlichte Erdenbürger wie Friedrich Nietzsche oder Theodor Fontane? Thomas Manns knapp vierwöchiger Heilaufenthalt jedoch wuchs sich aus zur ungelinderten Leidenszeit. Lohnte sie sich wenigstens? Das Resultat all der verordneten «Thermal- und Stangerbäder» war nicht danach, dies zu glauben: «Eine Besserung der Ischias meiner Überzeugung nach nicht erzielt». Aber der Arzt (war es der knapp charakterisierte «Dr. Fährmann, Esel»?) stellte bei der Schlussuntersuchung «mit voller Sicherheit das Abklingen der Schmerzen binnen 8 Wochen in Aussicht» (Tb 8.7.37). Er wusste, wie lange balneologische Wunder dauerten, und sollte recht behalten. Den Krückstock brauchte Thomas Mann immer seltener. Noch hatte Katia, wie in Ragaz, zuweilen an seinem Bett zu sitzen; noch orientierten sich die Spaziergänge an den vorhandenen Bänken, und er musste, wo solche fehlten, wieder und wieder am Wegesrand sein Feldstühlchen aufschlagen. Aber die Intervalle dazwischen vergrösserten sich. Ein frischeres Befinden stellte sich allmählich ein, wozu Vitamininjektionen durch Dr. Jakob Stahel und Katias Massagen «mit dem elektr. Bügeleisen» (Tb 22.7.37) das Ihre beitrugen. «Die Nachwirkung», schrieb Thomas Mann am 10. August (10.8.37 an L. Baron Hatvány), «ist nun doch eklatant. Meine Nächte sind bedeutend gebessert». Im Tagebuch machen die lauten Klagen moderateren Platz, verebben endlich ganz und lassen Raum einer stillen Genesungsdankbarkeit. Den Schlusspunkt dieser nicht «sehr tief ins Leben reichenden und bei aller Tortur nicht recht ernst zu nehmenden Krankheit» (XI, 147), einer also besonders törichten Beleidigung, setzte das Notat vom 1. November: «Entfernung der Ischias-Chaiselongue aus meinem Zimmer. Wiederherstellung der Fauteuil-Ordnung.»

Spezialärzte

Der Allgemeinpraktiker Stahel war der Hausarzt der Familie Mann in Küsnacht und

als solcher einer der wenigen Küsnachter oder überhaupt der einzige, der regelmässig im Hause Mann verkehrte. Dass er im Tagebuch selten mit mehr als seinem Namen erscheint, spricht nicht gegen ihn; offensichtlich war man mit ihm zufrieden. In Erlenbach diente Dr. Paul Gysi als Hausarzt. Statt an sie wandte sich Thomas Mann aber oft direkt an die jeweiligen Spezialisten.

Den Augenarzt Dr. Harry Bollag an der Gotthardstrasse 27 aufzusuchen, war Thomas Mann nicht oft gezwungen. Im Frühjahr 1935 litt er an einer Bindehautentzündung, Ende 1953 an einem «schlimmen rechten Auge» (Tb 28.12.53) . Wie manche der Arzte Thomas Manns betreute Bollag auch die anderen Mitglieder der Familie.

Von einem Ohrenarzt erfährt man am 25. Oktober 1935; er habe Thomas Manns «ekzematische Gehörgänge behandelt». Vielleicht war dies Dr. Adolf Affolter, Stockerstrasse 12. Ihn jedenfalls suchte Thomas Mann am 6. Februar 1936 auf, will heissen sein Wartezimmer, worin er erfolglos «eine Stunde sass, um es dann aufzugeben». Das war die Chance für Prof. Dr. Konrad Ulrich (1887-1945), dem Thomas Mann nun sich und sein «Ekzem» (Tb 7.2.36) anvertraute. Ulrich untersuchte auch die Backenschleimhaut, «deren Zustand eine Korrespondenzerscheinung zu der Ekzem-Neigung an anderen Stellen des Körpers». Er nahm eine «Höllenstein-Pinselung» vor und verordnete Vitamintabletten (Tb 31.7.36); später ätzte er die Backenflechte. Als sich 1942 in Amerika wieder «Schleimhaut-Beschwerden an der inneren Backe» ergaben, erkannte der dortige Doktor «die Schwellung und Irritation [als] eine Art von Pre-cancer, [als] mögliche Ansatzstelle für Krebs», und er schrieb vor , «das Rauchen 2 Wochen zu unterlassen, um dieses als Ursache festzustellen». Thomas Mann war aber «wenig geneigt, dem nachzukommen, da die Störung von sehr langer Hand datiert und in Zürich als harmlos behandelt wurde» (Tb 4.8.42). Er berief sich also ganz menschlich auf den Arzt, der ihm die angenehmere Diagnose gestellt hatte. Vielleicht war das übrigens nicht Ulrich gewesen, denn im Juli 1938 hatte Thomas Mann «zur Behandlung des schlimmen Mundes (Winkel-Verletzung und Infektion)» und zur «Chromsäure-Pinselung» (Tb 14.7.38) auch einmal Dr. Arnold Klingenberg an der Badenerstrasse 16 konsultiert. Oder es war der Dermatologe Dr. Werner Jadassohn (1897-1973) gewesen, Eleonorenstrasse 2, den Thomas Mann ebenfalls mehrfach wegen seiner Neigung zu nervösen Hautleiden und Ekzemen zu Rate zog.

Nach dem Krieg nahm Thomas Mann auch Dr. Bruno Mäder, Bahnhofstrasse 58, in Anspruch, zur Behandlung von Mund und Hals und Speicheldrüsen, zur Rotbestrahlung, zum Inhalieren und Pinseln. Thomas Manns Urteil über Mäder war nicht ein für allemal gemacht: 1949 ein «närrischer» (Tb 19.7.49), schien er ihm drei Jahre später ein «herzlich angenehmer Mann» (Tb 3.11.52). Mäder, schrieb er 1953 (8.9.53 an H. Reisiger), sage immer: «‚Die Dezennien! – müssen Sie bedenken.'

Natürlich bedenke ich es», fügte er an, «und finde im Grunde, dass man im 79. die Ärzte in Ruhe lassen sollte» – was er keineswegs tat. Denn weiter plagten ihn nervöse Übel. Eine «ekzematöse Gesichtsschwellung» (Tb 19.11.54) behandelte der Allgemeinpraktiker Dr. Theodor Ernst, der Thomas Manns Kilchberger Hausarzt geworden war und in der nahen Nachbarschaft wohnte.

Zahnärzte

Über den Zustand der Zähne seines Romanpersonals lässt Thomas Mann nie im Unklaren. Mühelos könnte man eine Reihe aus Figuren bilden, die gute Zähne haben, eine andere aus solchen, mit deren Gebiss es nicht zum Besten steht, und diese Einteilung wäre gar nicht so kapriziös. Sie würde, wie aus leitmotivischen Gründen zu vermuten ist, korrelieren mit andern Einteilungen, etwa den Blonden und den Dunklen, den Gewöhnlich-Kerngesunden und dem interessanten Geschlecht der Lebensschwachen, den Naiv-Unbewussten und den Intellektuell-Sentimentalischen
.

Thomas Mann selbst wäre in dieser Typisierung nicht vollkommen einzupassen. Für seine Widerständigkeit und Lebenstauglichkeit sind achtzig Jahre hinreichender Beleg. Und doch verdrossen ihn schlechte Zähne, und der Gang zum Zahnarzt war ihm seit jeher unlieb vertraut; auch in Zürich. Zahllose Sitzungen hat er bei Dr. Hans Asper, Bahnhofstrasse 82, überstanden, «mit Gummi-Maske, die etwas Grauenhaftes für mich hat» (Tb 15.5.34), mit «abscheulicher Anästhesierung» (Tb 15.11.34), «peinlichst» (Tb 26.4.34), «qualvoll» (Tb 14.5.34), «schlimm». Aspers Art, kam Thomas Mann zum Schluss, war für ihn «nicht gerade die richtige» (Tb 15.5.34).

Sein Nachfolger wurde Dr. Hermann Leisinger, Sihlstrasse 38, den er vermutlich als Freund der Oprechts kennenlernte. Ihn konsultierte er vor allem 1937 immer wieder, zunächst im März zur «Herausnahme der oberen Brücke, Reinigung der Wurzeln, Herausnahme eines Wurzelstücks mit Anästhesie» (Tb 19.3.37). Im Oktober war Leisinger abwesend, und Thomas Mann musste auf Asper zurückgreifen. Ein Besuch bei ihm ergab «die Notwendigkeit der Säuberung des oberen Kiefers und Herstellung des Gesamt-Ersatzes» (Tb9.10.37).Die«ziemliche Chocwirkung» Thomas Manns auf solche Hiobsbotschaft ist nachfühlbar. Die «schwere Stunde» (Tb 15.10.37), kam, und sie wurde «mit Selbstbeherrschung bestanden. Anästhesierungen, Entfernung der Brücke mit Zahn, Extraktionen, davon eine schwer auszuführen. Gipsabgüsse beider Kiefer, der obere mit Gaumenstück, alles ging in Fassung vorüber.»

Doch die Probleme mit der Prothese begannen erst. Da war zunächst eine «verstimmende» Ernährungsweise (Tb 20.10.37) geseihtes Essen, Joghurt, Ei und Griesmus. Kaukalamitäten, das würde wohl vorübergehen. Mehr zu schaffen machte die Operation, der Verlust an sich. Er bedeutete, wie Thomas Mann in einem Bericht

von der «zahnärztlichen Behandlung meines Oberkiefers in einem sehr aufräumenden und neue Verhältnisse schaffenden Sinn» schrieb, einen «Lebenseinschnitt etwas melancholischer Art, und die Zumutungen, die dabei der Anpassungsfähigkeit gestellt werden, sind zunächst absolut empörender Art» (27.10.37 an K. Fiedler). Gewöhnung stellte sich schwer ein, der «Widerwille gegen das im Munde» steigerte sich eher, und Thomas Mann musste Dr. Leisinger aufsuchen, nur um «mir zureden zu lassen» (Tb 27.10.37). Noch folgen sich viele bissige Bemerkungen über den «künstlichen Mund» (Tb 29.10.37), über die «Nervosität beim Sprechen mit der Prothese bei stärkerem Artikulieren» (Tb 15.11.37), den ausbleibenden Fortschritt beim Essen – «Das Verhältnis zum Frühstück völlig gestört» (Tb 2.1.38) allmählich aber nehmen die Klagen ab. Im August 1938 bekam Thomas Mann bei Asper eine «neue leichtere aber noch ungewohnte Prothese» (Tb 25.8.38) – woraus man schliessen darf, dass ihm mittlerweile endlich gelungen war, sich an die alte zu gewöhnen.

Nach dem Krieg, dessen Jahre nicht ohne dentale Krisen verstrichen waren, sah Thomas Mann Dr. Asper wieder. «Der Alte, gealtert», notierte er lakonisch (Tb 18.6.49). Ende 1952 bis Frühjahr 1953 liess er Dr. Adolf Güldener, den er in seiner Praxis am Bleicherweg 23 schon 1937 einmal aufgesucht hatte, durch Feilen und Schleifen an seiner Prothese etwas bessern; später einen Kilchberger «Local Dentist», der seine Sache «ganz gut» machte (Tb 9.4.55).

Die Bellevue-Apotheke

Die Bellevue-Apotheke an der Theatergasse 14 profitierte (und profitiert) von ihrer hervorragenden Geschäftslage; auch für den, der von Küsnacht kam, lag sie am Weg. Ihr Publikum war durchsetzt mit Prominenz. Der Musiksinn und das Cello-Spiel des Geschäftsinhabers Arnold Lobeck liessen besonders viele Musiker bei ihr sich einfinden.

Von Besuchen Thomas Manns künden nur wenige Tagebuch-Einträge. Zweifellos aber hat er sich ihres Angebots weit mehr bedient. Der Eintrag vom 9. August 1939 hält «Freude des Personals» bei seinem Erscheinen fest, was doch wohl einige Vertrautheit voraussetzt. Sein Konsum von Medikamenten jedenfalls, deren schnelle Wirkung, Abhilfe und Empfindlichkeitsausschaltung er nicht missen mochte, war erheblich, und er stand in seiner Familie darin nicht allein. Optalidon und Phanodorm, Nikodit und Codein, Allonal und Oktyron, Neurostabil und Betaxin und Veramon – dankbar wurde genommen und geschluckt, was die pharmazeutische Hexenkunst an magischen Fluiden und tonischen Wundern bereithielt.

«In Zürich begegnete man ihm häufig».[4] Tausend Gründe gab es, weswegen Thomas Mann sich alle paar Tage von Katia zur Stadt fahren liess (nur ganz ausnahmsweise nahm er den öffentlichen Bus): Kommissionen und Besorgungen aller Art, Vorträge, private und Ausstellungsbesuche, Vorsprachen bei Behörden, auf Konsulaten, Absprachen mit Redaktionen und Verlegern, Arztkonsultationen; Einkäufe vor allem.

Aber seine Stadtgänge dienten nicht nur praktischen Zwecken. Immer auch brauchte Thomas Mann sein Quantum an «Welt», an urbaner Zerstreuung, gierte er nach Augenweide und sinnlichem Reiz. Aus abgeschiedner Tätigkeit, der einsamen Kammer des Vormittags führte der Stadtbesuch ins goldne Leben, das bunte Gewoge der Passanten, führte die frischen Gesichter vor Augen, um deren Unerreichbarkeit sich trauern liess. Wenn Thomas Mann auch kein eigentlicher Flaneur war, so hat er es in der Kunst des müssigen Gehens und vagierenden Sehens doch recht weit gebracht. Er liebte die Gänge allein durch die Strassen, die den Blick für die Bilder am Wege keiner konversationeilen Ablenkung aussetzte, ihn der gewissen Zähmung und verengenden Konventionalität nicht unterwarf, die Begleitung unumgänglich auferlegt. Viele Komplimente erwarb sich Zürich dabei, einen Strauss von Tagebuch-Blüten wie «Die Stadt mit ihren Läden und Menschen gefiel mir sehr» (Tb 20.7.35), oder «Freude am Stadtbild» (Tb 22.8.38), oder «reizender Eindruck der geschmückten Stadt» (Tb 7.8.39).

Der Radius seiner Kreise war beschränkt. Zürich, wo es etwas dunkler wird, die minderen Bezirke, die Aussenquartiere, sie hat Thomas Mann kaum gekannt. Ausgangs- und Mittelpunkt allen Stadtwandels pflegte die Bahnhofstrasse zu sein, die Hauptbahnhof und See verbindende Triumph- und Umzugsstrasse, das erste Repräsentationsgut der Merkurstadt. Ihrer Karriere kommt keine andere Zürcher, keine andere Schweizer Strasse gleich. Ein Fröschengraben noch im 19. Jahrhundert, eine trübe Kette von Tümpeln. Dann wurde der Graben aufgeschüttet und asphaltiert, um die Geldtransporte der Banken zu erleichtern, die, eine nach der andern, mit ihrer Domizilierung die Bahnhofstrasse ins immer Noblere hoben. Für Thomas Mann war sie freilich nicht die Strasse kolossaler Bankfassaden, sondern jene der Geschäfte und Schaufenster, des irdisch-überirdischen Luxus, die *via triumphales* des schönen Kommerzes.

James Joyce wird der Ausspruch zugeschrieben, Zürich sei so sauber, dass man eine auf der Bahnhofstrasse ausgeschüttete Minestra ohne Löffel wieder aufessen könnte. Ähnliche Worte sind von Thomas Mann nicht überliefert; schweizerische Sauberkeit wäre ihm niemals Anlass zu netten Bosheiten geworden. Wenn ihn etwas störte, dann höchstens «das mittägliche Schliessen fast aller Geschäfte», das er

«anstössig» fand (Tb 18.9.52). Denn Thomas Mann nahm an den Freuden der Zivilisation gern aktiv teil. Am liebsten, berichtet Golo Mann, sei er mit vollen Taschen durch die Bahnhofstrasse gegangen, im Hochgefühl, allen Verlockungen lustvoll erliegen zu können, wenn er nur wollte.

Die meisten Einkäufe galten Kleidern. Ja, er überliess die Aufbesserung der Garderobe nicht seiner Frau und kümmerte sich um sie und das Zubehör einer eleganten Herrenausstattung selbst, vom Scheitel übers Beinkleid bis zur Sohle. Schuhe und Gamaschen besorgte er vorwiegend bei *Bally*, Limmatquai 94, auch Socken und Pantoffeln. Meistens trug er eine Kopfbedeckung, einen Stroh-, Filz- oder Panamahut, oder auch, «bei windigem Wetter und im offenen Auto» (26.10.50 an H. D. Sander), eine Sportmütze, die er ungern «Schiebermütze» genannt hörte. Seine Anzüge, den strengen Frack selbstverständlich, auch seine Hemden liess er sich meist nach Mass fertigen; manchmal unterzog er sich der Plage, Konfektion anzuprobieren. Stammkunde war er im Herrenbekleidungsgeschäft *Truns* an der Bahnhofstrasse 67, zumal 1936-1938, und vielgesehen auch im *London House* an der Bahnhofstrasse 14/16, das, worauf sein Name deutet, englisches Tuch und englischen Stil anbot. Hier kam es am 22. März 1937 zu einer Beinahe-Begegnung mit Gerhart Hauptmann. Am ausführlichsten davon berichtet hat Bernard von Brentano, dem sie Thomas Mann am folgenden Tag erzählt haben soll.[6] Er begann mit Friedrich F. Wittmann, der das *London House* 1912 gegründet hatte und seither führte.

> Herr Wittmann schwärmte für die Literatur, und wenn ein bekannter Autor seinen Laden betrat, war er stolz und glücklich. An jenem Tag nun stand Thomas Mann in einer Kabine im ersten Stock des Geschäfts und probierte einen neuen Anzug, als die Tür aufging, und Herr Wittmann hereingestürzt kam. ‚Herr Doktor! Herr Doktor!» rief er, der sichtlich aufgeregt war, ‚denken Sie nur, was passiert ist! Sie stehen hier oben im ersten Stock, und eben ist Herr Gerhart Hauptmann unten in meinen Laden gekommen und kauft sich Kravatten. Nein, sowas! Soll ich ihn rufen? Möchten Sie ihn sehen?' Zu andern Zeiten hätte Thomas Mann wohl ja gesagt und Gerhart Hauptmann begrüsst, aber damals galt Hauptmann als Freund des Nationalsozialismus, und Thomas Mann wollte ihn nicht sehen. 'Ach, wissen Sie', sagte er zu Herrn Wittmann, ‚das geht heute nicht gut. Ich bin ja nicht angezogen. Ich bin mitten in der Anprobe. Vielleicht ein andermal.'[7] Herr Wittmann machte ein betrübtes Gesicht und sagte: ‚Das ist schade. Aber denken Sie nur, Herr Doktor, der Herr Hauptmann hat genau dasselbe gesagt!»

In seinem Tagebuch hielt Thomas Mann den Vorfall rudimentärer fest: «Mittags im London House zur Anprobe. Meldung des Besitzers, dass unten G. Hauptmann

einen Einkauf mache. Gegenseitige Ablehnung – von seiner Seite mit der Einschränkung ‚bis andere Zeiten kommen' – worin er sich irrt.» – Sie sahen sich nicht wieder. Am 27. Juni 1946 hat sich Thomas Mann aber nochmals der kuriosen Begebenheit erinnert: «Über Hauptmann [...]. Er wollte ‚neutralere Zeiten» abwarten, bis wir uns wiedersähen (in Zürich, auf neutralem Boden.) Schämte er sich oder erachtete er es als Verrat am ‚neuen Deutschland», mit einem Emigranten zu verkehren?-»»

Einige Male trifft man auf die Namen des Herrenmodegeschäfts *Fein-Kaller* und von *Wollen-Keller,* Bahnhofstrasse 84 und 82. In den fünfziger Jahren war es vor allem die Firma *PKZ,* mit deren Hilfe Thomas Mann seine äussere Person in gehöriger Verfassung hielt. Hier kaufte er Hemden und Kravatten, Pelzmützen und -mäntel, liess Anzüge schneidern und ändern.

Zu dem vielen, was Thomas Mann im südfranzösischen Exil vermisste, gehörte «eine rauchbare Cigarre»» (Tb 12.5.33). Zürich schuf auch da Abhilfe. Ein «sehr gutes Geschäft der Bahnhofstrasse»» (Tb 30.11.33) war bald ausgemacht; dort deckte Thomas Mann seinen Bedarf an glimmender Qualität, an Importen und den nervöseren Zigaretten. Dem ausgesuchten Angebot begegnete er mit hoher Kennerschaft. Den Innovationen des Marktes aufgetan, experimentierte er auch mit «ägypt. Cigaretten zu 12 ctms» (Tb 21.7.34) und versuchte zur Probe «nikotinfreie Cigarren»» (Tb 28.2.35). Meist hielt er sich aber an die Schweizer Zigarettenmarke *Delhi.* In Amerika hiess seine Leibmarke *Personality.*

Ob Thomas Mann, den häufigen Notaten von Tabakkäufen an, in den letzten Jahren das Rauchen noch mehr genossen hat? Er bevorzugte nun «die guten Laurens-Cigaretten in der Blechdose» (Tb 17.5.50). Was die in Zürich gekauften Zigarren betrifft, die «Caruso's und Khedive 12, Grand Format»» (Tb 13.9.52), so überzeugten sie, denn sie waren «sehr würzig und schmackhaft»» (Tb 27.5.50). Thomas Mann kaufte weiterhin an der Bahnhofstrasse ein. «Mein Cigarrenladen»» (Tb 30.3.53), das war das Geschäft von W. Röhm, der an der Bahnhofstrasse 46 und an der Poststrasse 12 seine Lokale hatte. Zu kleinen Plünderungen konnte es dort geradezu kommen, «zu grossem Vorrat-Einkauf (Tb 15.3.54). Als er einmal 70 Franken bei Röhm ausgab, erregte dies das Erstaunen seiner Enkel. Nicht alles belastete den eigenen Beutel, oblag doch sein amerikanischer Verleger Knopf der schönen Gewohnheit, Thomas Mann zum Geschenk jeweils einen Geldbetrag zu machen, dessen Bestimmung es war, in Rauchwaren umgesetzt zu werden.

Schon zu Goethes Zeiten genoss Zürich den Ruf einer Stadt, in der mehr geschrieben werde als in jeder andern. Die Nachfrage mag die Vielzahl und Qualität ihrer Papeterien erklären. Welche von ihnen Thomas Mann als erste aufsuchte, ver-

rät er nicht und lässt es mit dem Notat «Besorgungen in ausgezeichnetem Papiergeschäft» (Tb 17.10.33) sein Genüge haben. Später taucht der Namen «Clostermann» (Tb 25.6.36) auf, was wohl die Schreibwarenhandlung *Clostermeyer* am Limmatquai 36 meinte. *Die* Papeterie Thomas Manns wurde aber das Schreibwaren- und Bureauartikel-Geschäft der Gebrüder Scholl an der Poststrasse 3. Spätestens 1937 war Thomas Mann Stammkunde. Sein ganzes Handwerksgerät hat er dort erstanden und erneuert. Im Dezember 1952 bat man Thomas Mann, sich im Gästebuch einzutragen; er sah dabei, dass es vor ihm Churchill getan hatte. – Heute existiert die Papeterie nicht mehr. Sie litt unter schlechter Führung und geriet in den sechziger Jahren in Konkurs.

Im Optikergeschäft von Josef Zwicker an der Poststrasse 1 freute man sich immer über Prominenz. Gottfried Keller (noch zu Zeiten Matthias Jägglis, des Vorgängers) war ein Kunde und Käufer von Klemmbrillen, Stefan Zweig, der kurzsichtige Hermann Hesse. Max Frisch besuchte das Geschäft und erbat sich bestimmte Auskünfte, ohne zu sagen, was er literarisch im Schilde führte. Man erfuhr es dann: zwei Seiten von *Mein Name* sei *Gantenbein* spielen bei Zwicker. (Das Geschäft wird nicht genannt; und doch fällt, sachlich getarnt, sein Name.)

Josef Zwicker ist also keine skurrile Figur aus einer unbekannteren Erzählung Thomas Manns, es gab ihn wirklich. Thomas Mann, bei dem sich normale Altersweitsichtigkeit bemerkbar machte, erwarb bei ihm 1934 eine Lesebrille, 1938 dann eine «sehr teuere goldene Brille mit geschliffenen Doppelgläsern» (Tb 12.7.38), eine dunkle 1950 und schliesslich 1954 eine der «leichten Hornbrillen, die für die empfindliche Nase besser [sind] als die metallenen» (Tb 3.12.54). Oft suchte er den Optiker auch auf, um sich die Brille richten zu lassen, und plauderte dabei angeregt mit ihm. Als Thomas Mann das vertraute Haus nach langen Kriegs]ahren erstmals wieder betrat, geriet der Geschäftsinhaber ganz ausser sich und wurde «rot vor Vergnügen» (Tb 28.5.47).

Zwickers Sohn Benno war, wie sein Kamerad, der spätere Germanist Jürg Fierz, Schüler der Oberrealschule.[8] Ihr Deutschlehrer liess, mit einer für angehende Techniker bemerkenswert anspruchsvollen Fragestellung, Vorträge halten über Werke zeitgenössischer Schriftsteller. Benno hatte über den *Tod in Venedig* zu referieren, Jürg über die *Buddenbrooks.* Was lag näher, als bei dem Dichter selbst Rats zu holen? Vater Zwicker vermittelte, und die Buben durften sich am 9. Dezember 1936 in Küsnacht einfinden. Nachdem sie ihre Analyse der Werke vorgetragen hatten, steuerte Thomas Mann zu deren rechten Verständnis einige Züge und träfe Charakteristik bei. Beste Voraussetzungen also für einen wohlgelungenen Vortrag! Allein, der Professor war mit Benno nicht zufrieden. Er zersauste ihn, bestritt die Richtigkeit seiner Thesen und wollte schon zu schlechter Benotung schreiten, als ihn eine Entgegnung des Schülers stoppte, die anhob mit dem unschlagbaren «Wie mir der

Dichter selbst gesagt hat...». – Im Bestnotenglanz von Benno Zwickers Maturzeugnis gleisst nur gerade *eine* Note nicht mit; bis auf den heutigen Tag hat sich sein Verdacht nicht gelegt, dass dies zurückgehe auf den besagten rühmlichen Vorfall und ein bleibendes Ressentiment des Deutschlehrers.

Baumann, Braumüller und Wannec (alias Willy Wannewitsch) sind Namen, die Thomas Manns Tagebuch als Zürcher Friseure ausweist. Hauptsächlich aber liess er, wenn er nicht in Küsnacht blieb, seine Haartoilette bei den Gebr. Bachmann, Poststrasse 12, besorgen. Dies geschah recht oft; zwischen zwei Besuchen verstrich nicht mehr als ein Monat. Denn «zum wohltuenden Haarschneiden» (Tb 4.10.54) hielt Thomas Mann sein Haupt geschickten Scheren gerne hin. Meist blieb es nicht bei schlichtem Waschen und Schneiden, umfasste die Haarpflege auch «Ol-Champooing» (Tb 8.1.35), «Olmassage» (Tb 25.5.35), «Balsamierung» (Tb 22.10.37), kam das Rasieren hinzu. Auch beim Coiffeur irritierte Thomas Mann jedes Gedränge, verabscheute er das Warten, das jenes bedingte. Ein reiches Trinkgeld bezeugte seine Erkenntlichkeit, wenn er ausser der Reihe bedient worden war.

Am 30. Januar 1950 erstand sich Thomas Mann einen elektrischen Rasierapparat. Zu diesem Zeitpunkt also hat er seine Rasiergewohnheiten umgestellt oder das Hantieren mit seinem Dachs-Rasierpinsel ergänzt. Von einem Kummer über das kulturverödende Vordringen der Technik auch in diesen intimen Lebensbereich ist nichts bekannt; im Gegenteil war Thomas Mann «zufrieden mit der zeitsparenden Akquisition des elektr. Shavers» (Tb 2.2.50). Im Herbst 1952 hat er sich wieder einen angeschafft.

Maniküre und Pediküre gehörten zu den althergebrachten und eingespielten Gewohnheiten seiner Lebensweise. Mit einem «Pediküre-Institut, Bahnhofstrasse» (Tb 12.3.35) scheint Thomas Mann nicht auf Dauer zufrieden gewesen zu sein; nach einiger Zeit begann er, «Pediküre-Leute in der Mühlegasse» aufzusuchen (Tb 29.2.36). Es folgte Fritz Lüscher, Masseur und Pedikeur an der Schweizergasse 10. Auf Empfehlung wandte er sich sodann Emma Bilger an der Bahnhofstrasse 100 zu, die seinen Füssen eine gründliche Behandlung angedeihen liess. Auch nach dem Krieg – nun kam der Salon von Hedwig Kessler, Kappelergasse 16, ins Spiel – war Thomas Mann mit dem Hochstand der Zürcher Fusspflegekunst zufrieden.

Von Katia war er zur Stadt gebracht worden. Er hatte den Zahnarzt aufgesucht oder den Coiffeur, hatte Einkäufe getätigt in Tabaks- und Schönheitsgeschäften. Vielleicht war er auch noch bei Goldschmied Heinrich Baumann an der Storchengasse 17 gewesen oder hatte sich *bei Jelmoli* Passfotos beschafft. Alles war getan und erledigt. Alles? Nein, eines fehlte noch: ein Wermut im Café von Antonio Bettini auf dem Zürichhorn, wohin Thomas Mann seine Schritte nun lenkte. Dort wartete er, bis der Wagen ihn abholte.

An Zürichs Festen und Bräuchen hat Thomas Mann nur zurückhaltend teil-, die meisten gar nicht wahrgenommen. Er hat an keinem Bächtelistag das Neujahrsblatt der Naturforschenden, der Antiquarischen, der Gelehrten, der Feuerwerker- oder der Hülfsgesellschaft sich erstanden. Er hat nach keinem Aschermittwoch Formenschatz und kakophonische Pracht der Zürcher Fasnacht bewundert, noch gar sich selbst, etwa als Dachstubenpoet maskiert, einschlägig närrischem Treiben hingegeben. Nie sah man ihn im traditionellen 1.-Mai-Demonstrationszug gegen allerhand Missstand die Faust ballen. Unbekannt blieb ihm das Kollegiantenschiessen Mitte Juni auf der Zürcher Allmend, das einst die Feuerkraft der städtischen Miliz verbessern wollte und sich alsdann auf die Pflege der Kameradschaft besann. Vom Knabenschiessen auf dem Albisgütli schliesslich, wo an drei festlichen Tagen des zweiten Septemberwochenendes alljährlich ein juveniler Schützenkönig erkoren wird (es kann jetzt auch eine Schützenkönigin sein) und wo vor dem Schiessstand eine Unmenge von Schaustellern um die besten Plätze rangeln, nahm er nicht Notiz; kein Riesenrad der *Chilbi* hatte ihm Überblick zu verschaffen.

Thomas Manns Tanzplatz waren Podium und Pult. Er mochte den Geruch von Bratwurst und Karbol nicht sonderlich. Ihn ärgerte höchstens, wenn ein «Ort unzugänglich wegen Volksgetümmels» (Tb 7.9.52) war. Er liebte und suchte den Geist des Festes, doch war er kein Volksfestgeist, kein Liebhaber der nicht sauber sortierten Takte. Menschenballungen peinigten; die Unberechenbarkeit, die lauernde Dämonie noch der friedlichsten Menschenmasse verängstigte und verstörte ihn. Massenhafte Freiluftveranstaltungen mied er und zog es vor, ihnen aus der sicheren Distanz des Beobachters beizuwohnen, wo er ihnen nicht ganz aus dem Weg ging.

Das Sechseläuten

Einige wenige Aufmerksamkeit hat Thomas Mann den Festen Zürichs allerdings doch angedeihen lassen, so auch dem an der Spitze seiner Festannalen stehenden.[9] Beim Sechseläuten – es ist in Wagners *Meistersingern* präsent und wurde von James Joyce zu «Sexaloitez» verballhornt – handelt es sich um ein aus verschiedenen Brauchelementen zusammengewachsenes Frühlingsfest, dessen heutige, nur mit Bedacht veränderte Form allerdings nicht sonderlich alt ist. 1842, als sich das Sechseläuten allmählich zu einem Volksfest entwickelt hatte und das Wetter zu einem wichtigen Faktor geworden war, verlegte man es vom Tag der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche in die zweite Hälfte des Aprils. Man ermöglichte so den Spott der nichtzürcherischen Schweiz, nun, ein paar Wochen nach dem kalendarischen Anfang, beginne

auch in Zürich der Frühling; wozu die Zürcher förderalistisch gute Miene machen. Und was das Wetter angeht: die Frage, ob die zuständige Instanz so einsichtig sei, es trocken bleiben zu lassen, bereitete und bereitet auch weiterhin alljährlich wiederkehrende Sorgen. Nicht umsonst gilt der Regen als Zürichs Festwein.

Seinen trippelnden Auftakt nimmt das Sechseläuten mit dem blumenreichen Umzug der historisch verkleideten Kinder am Sonntag. Der rund zwei Stunden dauernde Zug der Zünfte, die sich nach fast 450 Jahren Zunftregime im Stadtstaat Zürich mit einer nurmehr gesellschaftlichen Funktion zufriedenzugeben haben, – der Zünfte in ihren Kostümen und Uniformen, mit Pferden und Wagen durch die Innenstadt bildet das Hauptstück des Sechseläutenmontags; ein endloses, beidseitiges Spalier von applaudierendem und blumenwerfendem, mit Brötchen, Fischen und weitrer Speis bedachtem Volk.

Schwingt das Fest schon hier ein paar Marsch takte höher, so bildet das Verbrennen des *Bööggs* auf dem Tonhalleplatz beim Bellevue, der seit 1947 Sechseläutenwiese heisst, den Höhepunkt. Der Böögg, ein Zürcher von unstrittig internationalem Ruf, war ursprünglich ein Vegetationsdämon, bevor er zum Symbol des Winters wurde. Als solcher ist er gerichtet und des Todes; erhoben nur, um zu fallen. Äusserlich ein gemütlicher Schneemann, der noch auf dem Scheiterhaufen bürgerlichste Bonhommie auszustrahlen sich bemüht, hat er es allerdings in sich. Sprengkörper der verheerendsten Art stecken ihm im Leibe, Pulver und Petarden, wie denn ruchbar wird, wenn das siegreich-zerstörerische Tun der Flammen sie erfasst. Kreisende Reiter bewachen die lustige und ernste Exekution, bis der Böögg zur Heidenfreude seiner Freunde explodierend sein Letztes gibt. Hurrarufe übertönen seine Begräbnishymne, den Sechseläutenmarsch, wenn der Tyrann seinen Kopf knallend verliert und endlich abgeht.

Es fehlt nicht an pathographischer Präzision. Die Hinrichtung wird in Minuten und Sekunden kontrolliert, protokolliert, interpretiert. Denn die Standhaftigkeit des Bööggs verheisst, ob nicht etwa die drei Eisheiligen Pankratius, Servatius und Bonifatius oder die Kalte Sophie noch eine kalte Dusche in der Kanne haben. Wie lange hat es heuer gedauert? Nur vierzehn Minuten? Dann, gottlob, sind Licht und Wärme nicht mehr weit.

Man werde assassiniert, wenn man das Sechseläuten schwänze, behauptete einst Friedrich Theodor Vischer. Gerhart Hauptmann wollte dieses Risiko nicht eingehen; er nahm anno 1888 daran teil. Thomas Mann seinerseits wohnte dem Fest 1934 bei. Als Gast der Familie Rascher stand er auf einem Balkon über dem Limmatquai und sah sich die «hübschen Trachten der Zünfte» und die «populäre Humoristik der Schneider» an. Das genügte schon (Tb 16.4.34): «Die ‚Verbrennung' schenkte ich mir.» 1936 weilten wenigstens «die Kinder zum ‚6 Uhr Läutern in der Stadt» (Tb 20.4.36). Die nächsten Jahre befand sich Thomas Mann zur Sechseläutenzeit nicht

in Zürich; nach dem Krieg (währenddessen der Tonhalleplatz zum Raps- und Kartoffelacker profaniert worden war) nahm er nur noch einmal die vormittäglichen «Vorbereitungen» zur Kenntnis (Tb 20.4.53).

1. August

Jahr für Jahr hingegen hat Thomas Mann den 1. August, den schweizerischen Nationalfeiertag, miterlebt, mit Höhenfeuer, bundespräsidial-patriotischer Rede und allem andern, was dazugehört: «abendlicher Festbeleuchtung und Feuerwerk-Geknatter» (Tb 1.8.34), «Fahnen, Geläut» (Tb 1.8.35), «Böllern, Raketen, Illumination» (Tb 1.8.36), «Scheinwerferbeleuchtung, Raketenschüssen» (Tb 1.8.37), «Umzügen, Kanonenschlägen» (Tb 1.8.47), «Leuchtkugeln» (Tb 2.8.52). Die Tagebucheinträge äussern sich nur beschreibend, nicht wertend; man nehme denn «verregnet» als Ausdruck des Bedauerns. Als Sinnenspektakel zumindest scheinen Thomas Mann die Beflaggung mit Schweizer-, Kantons- und Quartiersfahnen, die pyrotechnische Lustbarkeit, der himmlische Funkenprunk gefallen zu haben. 1935 wagte er sich näher heran ans Geschehen und fuhr «aus Neugier zur Stadt» (Tb 1.8.35), wo er aisgleich ins Gedränge geriet. Die Exkursion endete misslich: mit «Verstimmung und Kopfschmerzen».

In den fünfziger Jahren tat Thomas Mann etwas aktiver mit. 1950 kaufte er ein «patriotisches Schildchen zum Anstecken» (Tb 1.8.50) und sass in dem Schmuck dem Diner vor . Zwei Jahre später war der Tisch «nationalfeiertäglich dekoriert» (Tb 2.8.52). Und 1954 endlich nahm er an einem «National-Feiertag-Festdiner mit Erheben von den Plätzen bei der Hymne» (Tb 1.8.54) teil.

Zürifest 1951

Da 600 Jahre zuvor die Stadt Zürich dem Ewigen Bund der Urkantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern beigetreten war, wurde im Juni 1951 mit Festspielen und Trachtenumzügen das *Zürifest* gefeiert. Mit Erfolg! 197 000 Schüblinge, Cervelats, Wienerli und andere Wurstwaren wurden verzehrt, und schon 1953 folgte die zweite Auflage des Festes. Hier nun hatte die Polizei keine Freinacht mehr zu gewähren; das Tram fuhr um 2 Uhr depotwärts. Denn Regenunheil hatte den Föhn überwunden und eine erbärmliche Flut entladen. Thomas Mann konnte die Wettertristesse nichts anhaben; er befand sich nicht unter den Festenden. Er liess sich das Stadtfest aber von Emmie Oprecht schildern und kam zum Schluss, es sei «in gutem Geist begangen» (Tb 31.5.53) worden.

Abendunterhaltung

Adan kann nicht den ganzen Tag dichten. Thomas Mann tat es schon am Nachmittag nicht mehr; er galt konzeptionellen Arbeiten, dem Briefeschreiben, der Lektüre. Und am Abend? Nun, da hat Thomas Mann im Familienkreis vorgelesen oder Frau Musica gehuldigt – «Grammophon gespielt» oder den Hauskonzerten gelauscht, die Gäste und die jüngsten Kinder bestritten. Thomas Mann selbst pflegte das in der Jugend geübte Geigenspiel nicht mehr; manchmal betätigte er sich am Klavier, in den immer gleich schleppend- und drängenden Tastaturversuchen: den *Tristan*-Akkorden. Oft auch stürzte er sich in die Erheiterungen der städtischen Nacht, ging ins Theater, ins Konzert, zu Stätten populärster Unterhaltungskunst. Niemals, sagte er, sei er «ein Arbeits-Anachoret wie Flaubert» gewesen; vielmehr habe er sich immer bemüht, «der Zerstreuung und dem Genuss das Ihre zu geben» (XI, 454).

Das Schauspielhaus

Der bedeutendste kulturelle Ort in Zürich war für Thomas Mann das Sprechtheater, das Schauspielhaus, dessen Wechselfälle er ab 1933 aus der Nähe und mit grosser Teilnahme verfolgte. «Kaum war ich Zürcher, als ich schon ein Freund des Zürcher Schauspielhauses war», schrieb er 1938[1]. «Ich habe dort unvergessliche Abende verbracht – unvergessliche [. ..].» Schon 1921 hatte er im Pfauentheater, wie das Haus am Heimplatz seit der Saison 1899/1900 hiess, «zwei gute Theater-Abende» (Tb 6.-13.11.21) erlebt.

Im Winter 1926/27 löste sich das Pfauen- vom Stadttheater. Der Weingrosshändler Ferdinand Rieser übernahm es, liess es umbauen, vergrössern und zum Boulevard theater mit rotem Plüsch und Goldleisten herrichten. 1929 übernahm er auch die Direktion. Rieser führte sein Theater als Eigentümer, also auf eigenes Risiko und ohne jede Subvention. Entsprechend agierte er. Er nannte sich Generaldirektor, was keine Auslagen verursachte, und förderte, befahl das Spartanische, wo immer Kosten peinlich sich geltend machten.

1933 veränderte sich auch für ihn die Lage mit einem Schlag. Die Emigration schaffte auf dem Markt der Schauspieler Konjunktur. Rieser sah seine Chance und ergriff sie resolut. Er deckte sich mit erster Qualität ein, mit dem Besten vom Bes-

ten, woran er sich zuvor nicht hätte wagen dürfen. Er nutzte die besondere Lage auch gegenüber den engagierten Emigranten selbst. Die Verträge, die er seiner Truppe vorlegte, erweisen ihn als konsequenten Ausbeuter. Aber Rieser hielt sein Ensemble nicht nur kurz, er hielt zu ihm auch *extra muros* und verteidigte es gegen Angriffe und Einschüchterungsversuche der «Front» und – der bürgerlichen Presse, und schützte es vor fremdenpolizeilichem Zugriff. Das Schauspielhaus wurde dank der emigrierten Schauspieler – und dank Rieser – nun *das* Anti-Nazi-Theater, das einzige freie, das beste deutscher Zunge. «Die Wirklichkeit geht nicht einher mit Jamben und Trochäen, die niemandem wehe tun», stand schon im Jahresprogramm für 1934/35[2]. «Die Wirklichkeit schlägt zu.» Daran orientierte sich das Unternehmen.

Die – nicht zu vielen – Abonnenten hatten pro Spielzeit Anrecht auf sage und schreibe 32 Premieren. Das hiess: Hast, kurze Proben, wöchentlich ein neues Stück. Der Spielplan, dessen inhaltliche Vielfalt und rasche Wechsel sich an Thomas Manns Besuchen ablesen lassen, bot zum einen, wie schon bis 1933, Stücke leichteren Genres, moderne, oft aus Wien und Berlin eingekaufte Reisser. Thomas Mann sah französische Lustspiele, amerikanische Komödien; er nahm ohne Dünkel teil am Aufschwung, mit dem in den ernsten dreissiger Jahren die im Scherzen und Schäkern firmste Muse, die Operette, in Zürich überraschte, sah etwa ein «Wiener Stück ‚Strassenmusikanten'» (Tb 9.5.34), Oscar Straus' *Eine Frau, die weiss, was sie will* oder *Der Köniq mit dem Regenschirm.*

Wie die Zahl ihrer Aufführungen zeigt, schafften auch die Klassiker den Durchbruch, insbesondere Shakespeare, Shaw und Schiller. Sie alle hat Thomas Mann gesehen, über ein halbes Dutzend Dramen Shakespeares, mehrere von Shaw, mehrere von Schiller, darunter auch «eine recht gute und eindringliche Aufführung des ‚Tell' mit Bassermann in der Titelrolle» (Tb 28.9.34). Goethe natürlich, Grabbe, Ibsen, Raimund.

Auch die grossen, berühmt gewordenen Aufführungen, wie die Uraufführung von Ferdinand Bruckners *Die Rassen,* jene frühe und psychologisch eindringliche Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur, ihrem Rassenwahn und dessen Folgen, verpasste Thomas Mann nicht. Dieses Tendenzstück, mit dem sich alle Beteiligten ihre letzten Rückkehrmöglichkeiten verspielten, war, übers Kommerzielle hinaus, ein Volltreffer. Es erlebte neunzehn, von Krawalldemonstrationen begleitete Aufführungen, mehr als jedes andere Stück seiner Saison. «Sehr günstige Aufnahme», notierte auch Thomas Mann (Tb 30.11.33). «Grosse Demonstration des Publikums bei dem Worte: ‚Im Augenblick ist es nicht deutsch, die Wahrheit zu sagen.'»

Phänomenalen Erfolg und gar 42 Aufführungen erlebte Friedrich Wolfs *Professor Mamlock* (von Rieser zu *Professor Mannheim* verändert). Dieses «Sittenbild aus Nazi-Deutschland», von den Fröntlern als Hetzstück denunziert, ein kassefüllender Skandal, wie Rieser ihn alleweil sich wünschte, geriet in seiner deutschsprachigen

Uraufführung zur politischen Demonstration. «Quälend für mich und das Publikum in begeisterte Empörung versetzend», hielt Thomas Mann fest. Diese Empörung gerade aber befremdete ihn[3]: «Merkwürdig, wie die agitatorische Primitivität eines Stückes auch das Publikum auf eine primitive Stufe herabsetzt, sodass es imstande ist, den Schauspieler zu verhöhnen und auszupfeifen, der den Bösewicht spielt und sympathische Figuren mit Beifall zu überschütten.»

In *Schuster Aiolos* beklemmte Thomas Mann hingegen «die Heiterkeit des Publikums bei mässigen Scherzen» (Tb 29.5.35). Diese Jambenkomödie Arnold Küblers, «leer von Geist, aber theaterlustig» – es ging um einen armen Schlucker, der sich unversehens auf dem römischen Kaiserthron wiederfindet, sich mit Schläue ins Amt fügt, über den glimpflichen Ausgang aber froh sein muss –, war eine der raren Aufführungen von Stücken Schweizer Autoren, die Thomas Mann sah – zu sehen bekommen konnte; eine andere jene von John Knittels *Protektorat.* Auch hier wieder nahm das Publikum «Gelegenheit zu moralischen Demonstrationen» (Tb 21.5. 36).

Rieser liess die Schauspieler auch einige Werke exilierter Autoren geben. So sah Thomas Mann Stücke von Ödön von Horvath, Carl Zuckmayer, Else Lasker-Schüler, Franz Werfel. Riesers Frau Marianna-Amalia war übrigens die Schwester Werfels, was sie nicht davon abhielt, selbst Gedichte und Revuen zu verfassen. Schliesslich präsentierte sie ihren dramatischen Erstling, *Turandot dankt ab,* welches Opus über alle sachlichen Einwände der Belegschaft hinweg auch noch aufgeführt wurde. Beste Besetzung, kostbarste Ausstattung retteten die Frau Direktorin nicht vor verheerender Kritik. Thomas Mann war noch gnädig (Tb 18.3.37): «Langgezogener Dilettantismus in hübscher Aufführung.»

Thomas Mann fühlte sich in der Theaterwelt daheim, im Kreise der Schauspieler wohl. Mit den meisten Mitgliedern des Ensembles, gutaussehenden und darüber hinaus intelligenten und belesenen Menschen, die ihn und sein Deutsch schätzten, so gut sie es sprachen, war er persönlich bekannt: mit Therese Giehse, Wolfgang Langhoff, dem markanten Heinrich Gretler, Ernst Ginsberg, Leonard Steckel, Kurt Horwitz, Erwin Kaiser, später dann Maria Becker, Will Quadflieg, dem Dramaturgen Kurt Hirschfeld, Leopold Lindtberg . ..

Thomas Mann also war nicht irgendein Besucher, wie Ferdinand Rieser wohl wusste. Er kümmerte sich um ihn, besuchte ihn in der Loge, besuchte ihn in Küsnacht, lud ihn auch nach Kilchberg, zu «üppigem Frühstück in seinem üppigen Hause» (Tb 17.12.33). Bei Laune hielt er den Dichter aber vor allem mit Freikarten, worin er sonst einer äusserst restriktiven Praxis folgte. Rieser dachte auch hier als Kaufmann und Geschäftsherr. Er erhoffte sich von Thomas Manns Besuchen einen Werbeeffekt: dieser *opinion leader* würde es, um die Freikartengunst abzugelten, bei einem besonders innigen Applaudieren nicht bewenden lassen, sondern über die

Vorstellungen sprechen und schreiben und dadurch zahlende Kundschaft zuhauf anziehen. Dass sich seine Hoffnungen nur zum Teil erfüllten, geht aus Folgendem hervor. Am 8. Januar 1936 monierte Thomas Mann im Tagebuch das «ärgerliche Verhalten des Schauspielhauses in Dingen der Kartenbewilligung»; er musste «auf eigene Kosten» ins Theater. Anderntags stellte er sich hin und diktierte einen Brief «zum Ausdruck meiner Verstimmung über die Billet-Knauserei» (Tb 9.1.36). Die Reklamation gilt als verschollen; erhalten ist aber Riesers Antwort vom 30. Januar, in der es heisst[4]:

> Wir bedauern es ausserordentlich, wenn Sie vergeblich mit unserer Kanzlei telefoniert haben. Aber das Personal hat lediglich seine Pflicht erfüllt, da es strengstens angewiesen ist, sich bei Freikartenersuchen an die gegebenen Instruktionen zu halten. Und gerade in letzter Zeit mussten diese wegen des immer grösseren Umfang annehmenden Freikartenunwesens noch bedeutend verschärft werden.
>
> Wenn Sie, sehr geehrter Herr Doktor, sich als Ehrengast unserem Hause verbunden fühlen und in diesem Zusammenhange auf eine gewisse Etikette in München und Berlin Bezug nehmen, so verstehen wir das nicht ganz. Wir könnten erwidern, dass wir hier in einem demokratischen Lande leben, in dem es nicht Sitte ist, die Könige in den Himmel zu heben und sie nachher zu stürzen. Trotzdem erkennen wir sie als Könige an, ohne uns selbst in Formen höfischer Etikette zu zwängen. Aber wir wollen keine Empfindsamkeiten berühren. Wir wollen auch allen Missverständnissen vorbeugen. Wir freuen uns, wenn wir Sie als Gast in unserem Hause sehen und stellen Ihnen auch weiterhin gerne Karten zur Verfügung für Vorstellungen, zu denen solche ausgegeben werden.
>
> Bemerken möchten wir nur, dass wir unsererseits von dem von Ihnen erwähnten Verhältnis freundschaftlicher Intimität unserem Hause gegenüber leider bisher sehr wenig zu verspüren bekamen. Denn Freikarten möchten wir nicht als Ausdruck dieser Beziehungen betrachten. Ihre Anteilnahme an der künstlerischen Arbeit unsrer Bühne und die freundlich anerkennenden Worte Ihres Schreibens sind persönlich sehr liebenswürdig und verpflichten uns zu persönlichem Dank. Aber unser Wunsch wäre es, viel tiefer in Ihrer Schuld zu stehen. Der innere Zusammenhang der geistigen Menschen, die sich und ihr Werk gegenseitig respektieren, könnte sich unserer Meinung nach sehr wohl auch in der Öffentlichkeit dokumentieren und sollte sich nicht bloss auf die private Sphäre beschränken. Die Verbindung wertbewusster Menschen dürfte trotz aller konventionellen Bescheidenheit in Art und Form für die gegenseitige offene und volle Anerkennung geistiger Leistungen kein Hindernis sein. Gelegenheiten zur Äusserung bieten sich häufig genug.

Es lässt sich, nebst manch anderem, eine Enttäuschung Riesers herauslesen, die nicht allein aus Thomas Manns Verhalten resultierte. Rieser fühlte sich nicht nach seinen Wünschen anerkannt, weder von den Behörden noch vom Publikum, noch von der Kritik, noch von «seinen» Schauspielern, weder als Privatperson noch in seiner direktorial-prinzipalen Tätigkeit; er wusste oder spürte doch, dass die herausragende Qualität des Theaters nur zum Teil sein Verdienst war, dass er sie mehr ermöglichte, als selbst erzeugte. – Für Thomas Mann aber kam die Sache wieder ins Lot.

Im Frühsommer 1938 legte Rieser die Leitung seines Theaters nieder und verliess, wohl aus der genannten gewissen Enttäuschung heraus, vielleicht aber auch von Bern gedrängt[5], die Schweiz, dann Europa. Das Schauspielhaus stand durch seine Demission vor einer existentiellen Krise. Eine Zeitlang sah es so aus, als müsste es geschlossen werden. Die Diskussion drehte sich darum, ob Kultur und Kunst nicht durch den Staat gefördert werden müssten. Die Stadt Zürich und sein Gemeinderat zeigten allerdings an einer Übernahme wenig Interesse. Schliesslich brachten einige beherzte Menschen (Emil Oprecht, Kurt Hirschfeld, Richard und Ruth Schweizer-Langnese, Rolf Langnese, Kurt Düby, Walter Bringolf u.a.) das nötige Grundkapital auf und gründeten die Neue Schauspiel AG, an die nun Rieser sein Theater verpachtete. Mit Unterstützung stand jetzt auch die Stadt Zürich nicht ganz zurück: der Zürcher Gemeinderat hiess in seinem Entscheid vom 17. Juni 1938 eine Beteiligung an der Aktiengesellschaft sowie die jährliche Subvention von 50 000 Franken gut. Dieses städtische Engagement, so unaufdringlich es war, stellte dennoch einen Akt von grundsätzlicher, nicht nur kulturpolitischer Bedeutung dar[6]: «Das demokratische Gemeinwesen erklärte damit das Sprechtheater zur kommunalen Aufgabe. Wie zuvor beim Musiktheater trat der demokratische Souverän das Erbe des Grossbürgertums an. Dieser Schritt war um so bedeutungsvoller, da die Pfauenbühne den Stempel einer antifaschistischen Institution trug. Dass das Parlament dennoch zustimmte, mag als Hinweis dafür gelten, wie die politische Stimmung 1938 war. [...] Der Subventionsbeschluss muss als Ausdruck der Toleranz gegenüber grossenteils ausländischen und meist jüdischen Künstlern gewertet und als Bekenntnis zu einer antifaschistischen Stadt verstanden werden.» Emil Oprecht wurde Verwaltungsratspräsident. Zu Riesers Nachfolger wählte man den Basler Oskar Wälterlin, zum stellvertretenden Direktor Richard Schweizer.

«Die jüngste Wende im Leben des Instituts habe ich mit Spannung verfolgt», schrieb Thomas Mann (X, 921), «und halte ihr Ergebnis für glücklich und aussichtsreich. Besonders freut es mich aus menschlichen und künstlerischen Gründen, dass das alte, erprobte Ensemble im Wesentlichen beieinander bleibt. Eine Neugründung, ein neuer Beginn aber, wie er nun statthat, kann eine grosse Erfrischung und einen frohen Auftrieb der Leistungen bringen. Ich zweifle nicht, dass wir viel Schönes zu gewärtigen haben.» Er sollte recht bekommen.

1952 lief der Pachtvertrag der Neuen Schauspiel AG ab. Marianna Rieser, seit 1947 Witwe, wollte den ganzen Gebäudekomplex der Pfauen-Genossenschaft verkaufen. Aber an wen? In Frage kam, da der Kreis um Oprecht einen privaten Käufer ausschloss, nur die Stadt Zürich. Deren Gemeinderat fasste Ende Juni 1951 mit 71 zu 29 Stimmen den Entschluss, die Liegenschaft zu erwerben. Allerdings mussten die drei Millionen Franken, die der Gemeinderat dafür zu entrichten bereit war, vom Volk noch genehmigt werden. Unter dem Motto «Erhaltet das Schauspielhaus am Pfauen!» setzte eine Propaganda-Kampagne ein, in deren Rahmen auch Thomas Mann seine Stimme erhob. «Ernstlich erschreckt» über die Gefahren, die das Schauspielhaus in seiner Existenz bedrohten, schrieb er am 19. September im Zürcher «Tages-Anzeiger» (14./15.9.51 an C. Seelig):

> [.. .] ich habe im Pfauentheater so viele glückliche, geistig reich belebte Stunden verbracht, dass es schwarzer Undank wäre, wenn ich die Teilnahme an der Frage seines Seins oder Nichtseins verweigerte. Zürich ohne sein Schauspielhaus! Zürich ohne diese vertraute Stätte zur Pflege der grossen dramatschen Literatur! Das ist unmöglich. Der gute Geist dieser Stadt wird es verhindern, – der ja eben darum ein guter Geist ist, weil er das mutig Fortschrittliche mit dem Bewahrenden zu verbinden weiss, zu dem nicht weniger Mut und kluge Einsicht gehört. Hier gibt es etwas zu bewahren, etwas Edles, Kulturzartes, in jahrelanger Arbeit liebevoll Ausgebildetes, für Stadt und Land, ja für Europa Wichtiges, das man ehren und schonen soll und nicht mit rauhen Händen anfassen darf. Mit Genugtuung sehe ich, wie stark die Bewegung ist, es intakt zu halten. [.. .] Ich bin nicht stimmberechtigt. Aber von Jugend auf befreundet mit dieser Stadt stimme ich dreist und gottesfürchtig mit ‚Ja'.

30‘578 Stimmbürger hielten es mit ihm; aber 30‘826 votierten dagegen. Denkbar knapp lehnte der Souverän die Vorlage also ab. Thomas Mann musste seine auf den 24. September angesetzte kurze Rede (vor einer Lesung aus dem *Krull)* ändern. *«Herzliche Glückwünsche,* gerichtet ans Zürcher Schauspielhaus», sagte er nun[7], «sind immer am Platz, auch unter dunkeln, vorläufig undurchsichtigen Umständen, wie sie gestern durch einen demokratischen Entscheid, dem wir uns beugen müssen, geschaffen worden sind. Beglückwünschen wir dieses Theater zu seiner glänzenden Vergangenheit *und* zu seiner Zukunft, voller Zuversicht, Zürichs guter Genius werde so oder so dafür sorgen, dass es eine Zukunft, würdig seiner Vergangenheit, habe und aus einer Periode der Unsicherheit und des Notbehelfs zu seiner ff eudespendenden Tätigkeit wieder erstehe!» Es fand sich glücklicherweise eine andere Lösung. Zürichs guten Genius verkörperte oder vertrat die Schweizerische Bankgesell-

schaft, die sich bereit erklärte, den Gebäudekomplex zu kaufen und den Vertrag mit der Neuen Schauspiel AG zu erneuern.

Nicht nur die rechtlichen Verhältnisse hatten sich geändert. Das Theater am Pfauen war nicht mehr das alte. Die Emigration hatte ihm seinerzeit bedeutende Kräfte zugeführt; nun verliessen sie es wieder, in zunehmender Zahl. Die Lücken waren spürbar. Thomas Mann kam so oft wie immer ins Theater, aber er beklagte mehrmals die «provinzielle Besetzung» (Tb 26.9.52), «das tief gesunkene Niveau» (Tb 12.4.53). Und doch aber gab es oft auch Gelegenheit zu Lob, war etwa die Aufführung von *Mass für Mass* «schönes, kühnes Theater, gut gespielt» (Tb 29.6.53). Shakespeares *König Heinrich IV.* machte ihm «tiefen Eindruck» (Tb 19.11.54), und er zählte die Aufführung zu den drei wichtigsten Eindrücken des Jahres 1954 überhaupt.

Am 3. September 1953 wurde die Saison mit Ibsens *Minna von Bamhelm* eröffnet. Thomas Mann war davon angetan (6.9.53 an I. Herz): «Eine hübsche Aufführung» dieses «reizendsten Stücks vielleicht der deutschen Bühne». Oskar Wälterlin und Kurt Hirschfeld besuchten ihn in «unserer Loge» (Tb 4.11.52), der Balkonloge Nr. 5, links – jene der Oprechts –, und es kam auch zu einer Begegnung mit Jean Rudolf von Salis. «Bei der Begrüssung sagte ich: ‚Nach einem Krieg kann man eigentlich nur noch Komödien schreibens Thomas Mann stutzte einen Augenblick, schaute mich an, stimmte zu.»[8] Er war wieder am *Krull*.

Das letzte Stück, das Thomas Mann im Schauspielhaus sah, war *Iphigenie auf Tauris*, und es wurde dieses Stück des Masses, der Humanität, von untragischem Ausgang, es wurde «das wunderschöne Gedicht gut gesprochen» (Tb 25.6.55). Konnte es ein würdigeres, angemesseres «Finale» geben?

Tonhalle und Stadttheater

Als Thomas Mann 1933 nach Zürich zog, fehlte nur ein Jahr bis zum 100. Jahrestag der Zürcher Opembühne. So lange schon hatte diese verhältnismässig doch eher kleine Stadt die kulturelle Leistung erbracht, ein Musiktheater von ansehnlichem Ruf zu unterhalten.[9] Zürich konnte daher für Thomas Mann auch zur Musikstadt werden. In der feinziselierten und doppelt turmbewehrten Tonhalle am Alpenquai (1895 erbaut, 1937 für den Bau des Kongresshauses abgetragen) hörte er Abonnementskonzerte, Sinfonien und Liederabende. Er kannte persönlich den Kapellmeister Volkmar Andreae und den Konzertmeister (und Lehrer Michael Manns) Willem de Boer.

Das Stadttheater beim Bellevue – Opernhaus heisst es erst seit 1964 – wurde 1890/91 durch die Wiener Architekten Fellner und Helmer in neoklassizistischem Stil als kombiniertes Rang- und Logentheater errichtet. Seit 1920 dient der 1982-84

renovierte Prunkbau ausschliesslich dem Musiktheater. Von 1932 bis 1947, in all den schwierigen Jahren also, war Karl Schmid-Bloss die Leitung anvertraut. Wie Rieser und Wälterlin für das Schauspielhaus, wusste auch Schmid-Bloss aus der rassisch oder politisch motivierten Verfemung von Künstlern in Nazi-Deutschland für sein Haus Nutzen zu ziehen. Im Stadttheater (das Fröntier als «Judenburg» denunzierten) verfolgte Thomas Mann unter anderem *Boris Godunow, Eugen Onegin,* Lortzings *Zar und Zimmermann* sowie den *Waffenschmied.*

Er sah auch Alban Bergs *Lulu,* die in den Junifestwochen 1937 in Zürich uraufgeführt wurde; ein Ereignis von überregionaler kulturpolitischer Bedeutung, galt doch im NS-Staat dieses Werk eines Juden als Prototyp «entarteter Kunst». Der Premiere stellte sich (was immer damit gemeint war) «tout Zürich» (Tb 2.6.37). «Der Orchestersatz, mit dem das unvollendete Werk ausklang, entliess den ergriffenen Zuhörer im Bewusstsein, hier die erste Begegnung mit einem die Erlebnis- und Ausdrucksmöglichkeiten der Zeit zutiefst auslotendem Kunstwerk erlebt zu haben».[10] Es lässt sich denken, dass diese Vorführung dem *Doktor Faustus* zum Gewinn gereicht hat.

Und natürlich die wogenden Tonfluten Wagners. Mit ihm war das Haus 1891 eröffnet worden, und er war ein Schwerpunkt des musikalischen Programms geblieben. Während der Intendantenzeit von Schmid-Bloss war er nach Verdi und vor Mozart der zweitmeistgespielte Komponist. Thomas Mann sah *Parsifal* und die *Ring*-Aufführung von 1937, die er mit seinem Vortrag eingeleitet hatte. Bei einer LoZ^ragr/72-Aufführung vom September 1953 fiel ihm, der dieses Werk doch auswendig zu kennen glaubte, erstmals «ein wirklicher Fehler» Wagners durch ein «deplaciertes Citât» im zweiten Akt auf. Er erbat sich bei Kapellmeister Victor Reinshagen darüber Auskunft (21.9.53), unterliess dann aber eine öffentliche Behandlung.

Gesellschaftliche Ereignisse all dies, kam es meist zu Begegnungen, zu Begrüssungen, mit Fleiners, Raschers, Schuhs, Oprechts, Heinrich Wölfflin. Gelegentlich traf man sich hinterher zu einer Soirée bei Reiffs.

Filmhäuser

Das Zürcher Kinematographenwesen lief in den späten zwanziger und den dreissiger Jahren so richtig an.[11] Das *Scala* an der Sihlstrasse wurde 1927 eröffnet und fasste 1100 Plätze, das *Apollo* an der Stauffacherstrasse, 1928 eröffnet, 1500 Plätze. Auch das *Capitol* an der Weinbergstrasse, 1926 eröffnet, wies eine vierstellige Platzzahl aus. Der Lichtspielbetrieb war jung und hatte sich in der Konkurrenz des Freizeit- und Vergnügungsmarktes erst noch durchzusetzen. Der Film war zur Volkstümlichkeit geschaffen, die Vorführung auf eine Massenveranstaltung zugeschnitten. Die Kinos trugen dem Rechnung durch ein grosses Platzangebot, populä-

re Programmierung («Grosslustspielwochen: Alles lacht, jubelt, schreit») und günstige Preise – die Reise kostete im *Capitol* 1926 zwischen Fr. 1.- und 4.- (ein Opernbesuch zwischen Fr. 2.50 und 9.-). Es ist auch nicht zufällig, dass drei der fünf Grosskinos in das damals schon dicht bewohnte Arbeiterquartier Aussersihl zu liegen kamen.

Auf der andern Seite sollten die Kinos nicht öde Abspielorte banaler Massenprodukte bleiben. Die Kinounternehmer liessen es sich angelegen sein, ihre Häuser vom Odium des Trivialen zu befreien, sie wenn nicht aufzuwerten, so doch aufzuputzen. Ihre Bemühungen waren imposant. Tempel, Paläste, Kathedralen des Scheins und des Traums wurden es, von publikumswirksamstem Glamour. Grossformatig schwebten die Neonreklamen über den Dächern, rot und grün prangende Fixsterne, tauchten die Fassaden in ihre helle Flut und lockten ins Innere. Die Namen, gern der griechischen Mythologie oder der römischen Antike entliehen, übertrafen einander an historischer Bedeutsamkeit und weitläufigem Glanz. Augenscheinlichen Aufwand bot auch die Innenausstattung. So wartete der Zuschauerraum des *Capitols* mit Stukkatur, Orientteppichen und vielfarbiger Deckenbeleuchtung auf; eine Gediegenheit und Opulenz wohl jenseits der eigenen vier Wände, für zwei Stunden aber mein. Das *Apollo* montierte 200 Scheinwerfer an die Saaldecke, deren Licht dem Geschehen auf der Leinwand folgte und es so untermalte. Das *Forum* konterte mit 468 Scheinwerfern und pries seine Anlage geradezu als Sehenswürdigkeit.

Thomas Mann – seine eigenen Worte – verachtete den Film, aber er liebte ihn. Seit den zwanziger Jahren suchte er regelmässig «Filmhäuser» auf; einige der Gänge vor die damals noch «zappelnde» Leinwand trugen Früchte im *Zauberberg.*[12] 1928 schrieb er zur Antwort auf eine Rundfrage, sein Interesse für den Film habe den Charakter einer heiteren Passion gewonnen.[13] Auch in der Exilzeit war das Kino eine Hauptvergnügungs- und -Zerstreuungsquelle. Thomas Mann sass 1933-38 mehrere Dutzend Mal unter der illusionstragenden Leinwand. Er frequentierte im *Cinéma Bellevue,* im *Capitol,* im *Urban,* im *Studio Nord-Süd,* vereinzelt auch im *Scala,* im *Orient,* im *Apollo,* im *Palace* und im *Rex.*

Die laufenden Bilder bewegten und packten ihn. Traulich im Dunkeln sitzen – soweit nicht die raffinierten Beleuchtungsvorrichtungen es anders wollten-, Zuschauer sein im wohligen Schoss der Kinosäle, *novarum rerum cupidus* aufbrechen, sich verzaubern, in magische und «wilde Welten» (X, 898f.) entführen lassen, vom Leben und vom Menschen sehen! Wie im Theater, und mehr als das – Thomas Mann fand «den Sieg des Kinos über das Theater durch seine soviel schärferen Reize nur zu begreiflich»[14].

Überspannte Ansprüche an das Gebotene stellte er dabei nicht, worüber schon Titel wie *Früchtchen, Der Himmel auf Erden* oder *Das Geheimnis der Mumie* Auskunft geben. Er sah sich Meisterwerke an; und daneben melodramatisch geschürzte Unsäglichkeiten, Micky-Mouse- und andere Trickfilme, Kintopp, französische

Lustspiele, Detektiv- und Gespenstergeschichten, Eskimo- und Ali Baba-Filme, einen «englisch-amerikanischen Weibsstück-Film» (Tb 6.1.36), einen «Liebes-, Sanges- und Katastrophenfilm» (Tb 20.3.37); wenige Ufa-Filme. Lange beschäftigte sich der Kinogänger mit den überstandenen cineastischen Wonnen nicht. Ein kurzer Vermerk im Diarium; der nächste Tag wollte davon nichts mehr wissen. Thomas Manns Zensuren reichen von «dégoûtant» (Tb 6.1.36) über «annehmbar» (Tb 9.12.35) bis zu «prächtig inszeniert» (Tb 30.7.35).

Von Bedeutung waren die Kinobesuche auch wegen der dem Film vorangehenden Wochenschau. Sie vermittelte durch ihre Suggestivkraft Informationen, deren Gehalt über jenen der Zeitungsnachrichten hinausgehen konnte. Sie führte lebendig vor Augen, was sonst nur papieren, schlechter oder überhaupt ungesagt blieb. Sie brachte Bilder aus Deutschland, militärische, politische, vom Nürnberger Parteitag, von den Berliner Olympischen Spielen; zeigte den armstreckenden Hitler, «grässlich von Angesicht» (Tb 3.4.36). Manchmal war die präludierende Wochenschau «unerfreulich» (Tb 12.11.35), manchmal «reichhaltig» (Tb 10.12.34). Wo sie vor Zynisch-Sensationellem nicht zurückschreckte, reagierte Thomas Mann emotional, auf Attentatsszenen etwa «mit Entsetzen und Übelkeit» (Tb 18.10.34).

Das Corso

«Zürich als vielbesuchte Fremdenstadt kann ein Variété-Theater ebensowenig entbehren als irgendeinen anderen Kunsttempel», schrieb die «Schweizerische Bauzeitung» mit argloser Sachlichkeit zur Eröffnung des *Corso* am 17. April 1900[15]. Das Corso an der Theaterstrasse beim Bellevue, der «Place Babylone», war ein von Protesten rechtschaffenen Publikums zuverlässig gefördertes Amüsiertheater, dessen Stärke und Rückgrat der Tingeltangel war. Wer für Geld Spektakel, Kuriositäten und Raritäten haben wollte, hier war er eben richtig. Der orangefarbene Zuschauerraum zeigte sich imstande, im Parkett und zwei elegant geschwungenen, freitragenden Galerien tausend, schliesslich tausendvierhundert Abenteurer aufzunehmen. Ihn überwölbte ein Deckenglasgemälde, ein sezessionistisch stilisierter, nachtblauer Sternenhimmel, den die Aufschrift «Freude, schöner Götterfunken» programmatisch krönte. Üppige Symbolgestalten flankierten den figurinenreich ornamentierten Bühnenrahmen; ihre Namen *Voluptas* und *Fatalis* liessen über den Geist des Hauses nicht im Zweifel: ein Tempel war dies der allabendlichen erotischen Triumphe. Bezirzende Serpentintänzerinnen traten auf und präsentierten dem Menschenhunger ihre vorbildliche Gewachsenheit, rennpferdschlanke Turnkünstlerinnen in erregend durchscheinenden Tricots, erschütternd luftgekleidete Soubretten, virtuose Prestidigitatoren, Gladiatoren im ledernen Gilet, paillettenkostümierte Trapezoisten, krasse

Frosch- und Feuerschlucker, ölglatte Ringkämpfer, Kolossalschurken, zivilisierte Menschenfresser, garantiert dunkelhäutige Kongoneger, echte Südseeinsulaner und Original japanesen; alles «Spezialisten ersten Ranges», in Zürich noch nie dagewesen. Das musste man gesehen haben.

Anfang der dreissiger Jahre war das «vornehmste Variété-Theater der Schweiz» renovationsbedürftig; es wurde einer weitgehenden Neugestaltung unterzogen. Den Innenraum bestimmten nun geometrisch strenge Formen. Hingegen beliess und rettete man die Aussenfront, die vielgeliebte Jugendstil-Fassade. Das Corso-Signet und die Beschriftungen im Haus zeichnete Max Bill. Auch die Führung wechselte; als Direktor kam der im Berlin der zwanziger Jahre geschulte Zürcher Journalist Hans Wickihalder ins Amt. Die Wiedereröffnung datiert vom 2. August 1934. Thomas Mann, ohne Schaden am Ruf zu nehmen, wohnte ihr bei. In der Folge besuchte er regelmässig die Vorführungen. Er fand das Programm meist vorzüglich, und nur ausnahmsweise langweilte er sich an seinem «öden Jazz- und Nigger-Charakter» (Tb 3.9.34) oder dank «einigem leidlich Tollen» (Tb 18.10.35) gerade noch nicht.

Was hat er hier nicht alles zur Schau gestellt bekommen! Thomas Mann sah sich die *Geschichte vom Soldaten* von Ramuz und Strawinsky an (bei welcher der Zuspruch so stark war, dass die Polizei an der Kasse für Ordnung sorgen musste), aber auch die Operette *Axel vor der Himmelstür*. Er ergötzte sich an «japanischen Equilibristen» (Tb 3.9.34), einem «jonglierenden und musizierenden Kind von interessanter Gaukler-Begabung» (Tb 8.1.35), einem «Einradfahrer» mit «irrer Miene» (Tb 19.10. 35), am «Taschendieb Giovanni, einem sehr amüsanten italienischen Spitzbubentyp» (Tb 23.11.35), einem «ungarischen Parterre-Gymnastiker, den erstaunlichen Seelöwen, einem koboldhaften Alles-Fresser» (Tb 1.5.36), «Lasso-Spielen» (Tb 12.5.37), «indischen Tänzern» (Tb 16.12.36), einem «phänomenalen Rechenkünstler, Hundetheater» (Tb 3.2.38). Zeitweilig gastierte im Corso auch das «Cabaret Cornichon», das Thomas Mann einige Mal besuchte und das ihn nie hinriss, in der Regel aber doch einigermassen unterhielt.

Von einem russischen Ballett, das im Corso auftrat, heisst es, es habe ihn gelangweilt «wie fast alle «Tanzkunst »‘ (Tb 8.1.35). Dieses Ballett war nur eine unter andern Nummern, was zu betonen ist, denn von ihm allein hätte Thomas Mann sich nicht locken lassen. Erst die fünfziger Jahre sahen seinen ersten eigentlichen Ballett-Besuch in Zürich (wobei anzufugen ist, dass ein *Corps de ballet* erst im Aufbau begriffen war und Ballettaufführungen in den dreissiger Jahren noch selten angeboten wurden). Auf dem Programm stand Prokowjews *Romeo und Julia*. Thomas Manns Kommentar verrät, dass der Bühnen tanz eine Kunst geblieben war, der er wenig abzugewinnen vermochte (Tb 8.9.53.): «Nichts langweiliger als das. Eine Viertelstunde die hübschen Beine junger Leute zu sehen, ist genug.»

Immer hatte das Theater im Corso schwer um seine Existenz zu kämpfen gehabt. In den frühen vierziger Jahren war es am Ende; ein «Palais de Danse» löste es 1941 ab – für kurze Jahre nur des Serbelns. Das Variété hatte sich in seiner bisherigen Form überlebt. Neuen Unterhaltungsmächten gehörte die Zeit; am 1. November 1947 eröffnete im Corso die Allgemeine Kinematographie AG.

Zirkus Knie

Ungeniert hereinspaziert! Wiederholt zählte Thomas Mann in den fünfziger Jahren zum hochverehrten Publikum in den Gala-Soirées des *Zirkus Knie,* des Schweizer Nationalzirkus. Seit je faszinierte ihn der Manegenduft, stachelte ihn die Welt des Zwergaugusts und des Löwenbändigers, der wilden und dressierten Tiere, von Fleisch, Fülle, Tusch und Tüll. Zwar stand das schnelle Staccato der Nummern, die rasche Abfolge von Unglaublichkeiten ganz im Gegensatz zum Lebensgefühl des Prosaisten und Epikers. Aber Thomas Mann erkannte in der zauberischen Verbindung von fiebriger Nervosität und heiterer Anmut, der Präzisionsakrobatik, in dem lächelnden Erbringen des Äussersten viel vom Wesen des Künstlers, eine tiefgründige und geheimnisvolle Verwandtschaft zu sich selbst. Auch er arbeitete am Hochtrapez, einsam über dem Publikum, Tod und Genickbruch vor Augen, hochdiszipliniert und kühn, ohne Mätzchen, ohne Netz.

Die Nacht der tausend Wunder enttäuschte nie. Jedesmal war Thomas Mann begeistert über ein «erstklassiges Programm voller Komik und Reiz», ein «Füllhorn splendider Gaben» (Tb 14.8.53). «Der Cirkus gestern war ein grosser Genuss», schrieb er am 15. August 1953 an seine Tochter Erika. «Die Leistungen waren zum Teil unerhört. Diese Schweizer haben jetzt Artisten von Barnum, vom Olympia-Cirkus in London und von überall her das Beste, ich weiss nicht wieso. Und dann die reizenden Pferde, die liebevoll erzogenen Raubtiere, die gutmütigen Elefanten. Es ist doch noch schöner als meine Beschreibung im Krull [. ..].» – Ein letztes Lob, denn doch.

Der sechzigste Geburtstag

Entzogen hat Tomas Mann sich den öffentlichen Feiern nie. Er nahm sie auf sich, «gutmütig und gewissenhaft, nicht ohne eine gewisse ironische Feierlichkeit»[1], als etwas, das Beruf und Ruhm mit sich brachten. An der Feier seines fünfzigsten Geburtstages hat er dazu ausgeführt (XI, 365):

> Es gibt verschiedene Arten, sich an Jubiläumstagen zu verhalten und zu festlichen Veranstaltungen, die sie etwa mit sich bringen. Man hört von Jubilaren, die an solchen Tagen auf dem Lande verschwinden, sozusagen in die Wüste gehen, um sich ‚den Ehrungen zu entziehen'; und das wird wohl als Zeichen der Bescheidenheit und der Abneigung gegen äusseren Tand gewürdigt. Sie sehen, ich habe es nicht so gemacht; und zwar nicht aus einem unüberwindlichen Verlangen, mich feiern und hudeln zu lassen [...], sondern weil ich finde, dass man sich nicht ‚entziehen' soll, überhaupt nicht, dass man dem Leben gehorsam sein und darin seinen Mann stehen und auch die Feste feiern soll, wie sie fallen.

Auch an der Feier von Heinrich Manns sechzigstem Geburtstag im März 1931 rechtfertigte er diese Stunden, die er nicht zu den «ernsthaft grossen» zählen, sondern «kindlich-gross» nennen wollte, «Fest- und Ehrenstunden, Stunden der Verwirklichung und des ‚Wer hätte es gedacht'» (X, 307f.).

Nun, im Juni 1935, war er selbst mit dem Sechzigsten an der Reihe. Welchen Verlauf würde er nehmen? In Deutschland fragte man so und sondierte, ob er nicht Anlass sein könnte zur Rückkehr. Aber auch Thomas Mann sah gespannt auf das Datum, nicht ohne einige Ängstlichkeit im Hinblick auf ungenügende Huldigung, die ihn vorsorglich bitten liess, die Erwartungen zu zügeln (29.4.35 an F. Lion): «Es wird sehr still vorübergehen, wie ich mir denke. Woher sollten die Ehrungen und Festlichkeiten denn auch kommen? Und besser, wenn sie ausbleiben. Das halb Lächerliche und Qualvolle solcher Kultur-Demonstrationen, wenn man ihr Opfer ist, habe ich an meinem 50. in München zu schmecken bekommen. Dabei findet man, dass ich gut repräsentiere; aber heimlich leide ich unbeschreiblich.» Mehr Gewicht, gab er vor, lege er auf das trauliche Beisammensein im Familienkreis. Mitte Mai

erfuhr er von Robert Faesi, dass eine festliche Veranstaltung vom Lesezirkel Hottingen geplant war, schon auf den 26. Wo sollte sie stattfinden – im Schauspielhaus oder im Stadttheater? Der Lesezirkel kam auf ein Drittes und verlegte sie ins *Corso;* worauf dann weder die Direktion des Schauspielhauses noch jene des Stadttheaters zu einer Mitwirkung bereit waren.

Es kam der Tag der offiziellen Feier. Tausendköpfig hatte sich das Publikum zur Matinée versammelt – unter den Ehrengästen sah man Direktoren, Präsidenten und Räte aller Art, Professoren, Chefredaktoren –, als Thomas Mann seine Loge betrat. Ein Rosenstrauss wurde überreicht, Begrüssungsbeifall setzte ein, für den der Dichter dankte. Das Programm eröffnete die

I. Ouverture: Concerto grosso in d-moll von Antonio Vivaldi, gespielt vom verstärkten Corso-Orchester
Musikalische Leitung: Robert Blum.

Es folgte

II. Rede: Prof. Dr. Robert Faesi.

Faesi wies daraufhin, dass Thomas Mann diesen Geburtstag zwar nicht im Vaterland feiere, aber doch «in einem Bereich, wo Ihnen die eigne, geliebte und meisterlich beherrschte deutsche Sprache – nur in härterer Klangfärbung – entgegentönt»[2]. «Uns Schweizern, Zürchern», schloss er, «ist Ihre Gegenwart auf unserm heimatlichen Boden – unsichtbare Nähe an stillen Arbeitstagen, sichtbare Anwesenheit an diesem Festtag – ein guter, lieber Gedanke. Wir freuen uns Ihres Da-seins; wir danken Ihnen für empfangene Gaben, wir hoffen auf die künftigen!»

Eine Gabe empfing jetzt auch der Gefeierte, nämlich die

III. Festgabe der Stadt Zürich, überreicht durch Vice-Präsident Stadtrat J. Gschwend.

Sie bestand aus einer Mappe mit Lithographien und musste von Thomas Mann in der Loge gelassen werden, da ihm nun das Wort gehörte:

IV. Ansprache: Dr. Thomas Mann.

«Unter Beifallskundgebungen» dankte der Jubilar dem Veranstalter, «der altberühmten Kulturorganisation des ‚Lesezirkels Hottingen'» (XI, 447ff.). Der Name Hottingen stehe heute aber für eine grössere Gemeinschaft: «Ja, Zürich selbst, diese altdeutsch-bürgerliche Stadt mit europäischem, mit Welt-Horizont, in der ich seit

zwei Jahren leben und arbeiten darf, ist es, der ich für diese Stunde zu danken habe; denn ich darf mir sagen, dass *sie* es auch war, die durch den Mund des Zürcher Gelehrten und Dichters sprach [. ..].» Und noch weiter war der Kreis zu ziehen: die Danksagung musste sich an das ganze Schweizerland richten, «dessen freien Frieden ich nun schon so lange geniesse und in dem ich mich glücklich fühle».

> ‚Glück', das ist wohl im Wesentlichen *Harmonie*, Übereinstimmung mit der Umgebung; und diese Übereinstimmung eben habe ich in Ihrem Lande gefunden. Wie soll ich sie bestimmen? Die Ostschweiz, so könnte ich sagen, wo die deutsche Sprache erklingt, ist altdeutscher Kulturboden, sie ist keine Fremde, sondern Heimat einem Deutschen meiner Art, ein Stück Deutschland ausserhalb Deutschlands, – notwendiger- und unverbrüchlicherweise ausserhalb seiner, denn sie gehört geistig, seelisch, gesittungsmässig zu Westeuropa. Sie ist eines der unentbehrlichen Aussengebiete des Deutschtums, wo dieses ins Europäische übergeht, – und das ist nach meinem innersten Sinn, das beglückt mich, das schafft jene Übereinstimmung, von der ich sprach. – Oder, anders gesagt: Meinesgleichen findet sich mit der Schweiz in einer konservativen Gesinnung, – dies Wort ‚konservativ' in dem neuen, besonderen und notwendigen Sinn verstanden, der ihm heute zukommt. [...]
>
> Der schweizerische *Kulturerhaltungsiville* ist es, der mich und meinesgleichen mit der Schweiz verbindet und der sie mir heimatlich macht. Ein kleines unter den Ländern, ein Nachbarländchen, wir hörten es. Aber nicht aufs Quantitative, auf die Einwohnermillionen und die Quadratkilometer kommt es an. Worauf es ankommt, das ist die Gesittungshöhe eines Volkes; seine Bildung in dem nie veraltenden Sinn dieses Wortes; seine Fähigkeit zur Freiheit; seine Anteilnahme an der Ehre der Menschheit; seine Willigkeit zum Dienste an ihr. Und weil es auf *diese* Dinge ankommt und nicht aufs Kolossale, darum ist die Schweiz der Welt lieb und wert.
>
> Ich grüsse dies schöne, gastliche Land in Dankbarkeit. Ich wünsche ihm, dass es die Wirren und Qualen dieser Zeit, von denen es sowenig unberührt ist wie ein anderes, klaren und unverwirrten Sinnes durchschreiten möge, hinein in eine bessere Zukunft. Vielleicht wird es seine schönste Sendung sein, deutsche Werte, die Weltwerte sind und die sonst am Wege bleiben würden, in diese Zukunft hinüberzuretten.

Thomas Mann legte damit, auch hier Polemik vermeidend, ein weiteres Bekenntnis zur wahren deutschen Kultur ab. Aber ob die Schweizer Zuhörer mit der ihnen zugewiesenen Rolle als Konservatoren «deutscher Werte» so ganz zufrieden



Hotel «Baur au Lac»

I



Am Schreibtisch in München; um 1922



Küsnacht, Schiedhaldenstrasse 33; März 1934



Vor dem Haus.
Von links: Thomas Mann, Elisabeth Mann, Katia Mann,
Monika Mann, Michael Mann;
18. April 1935



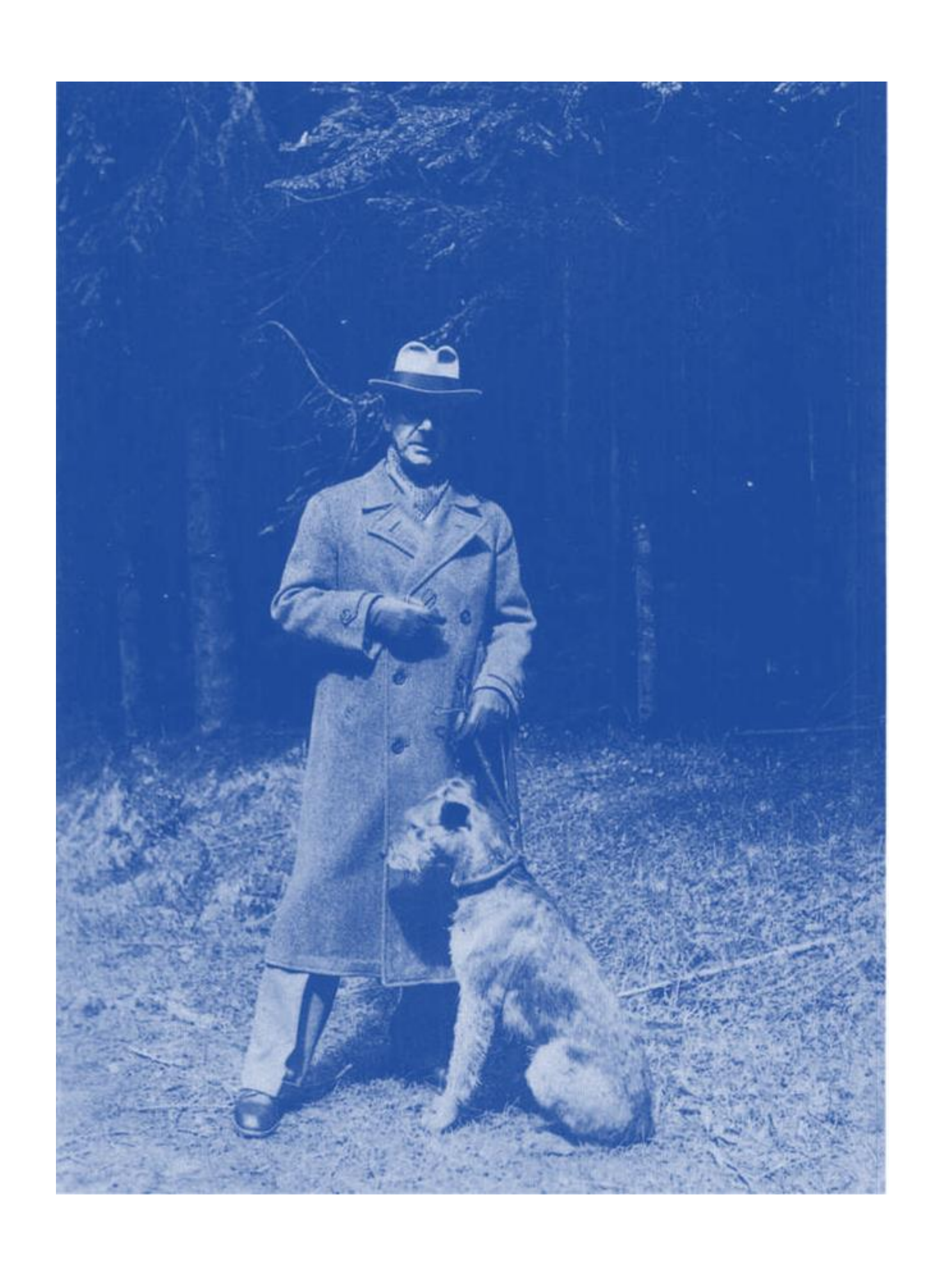
Auf der Terrasse; 6. Juni 1935



Wandel im Garten; 6. Juni 1935



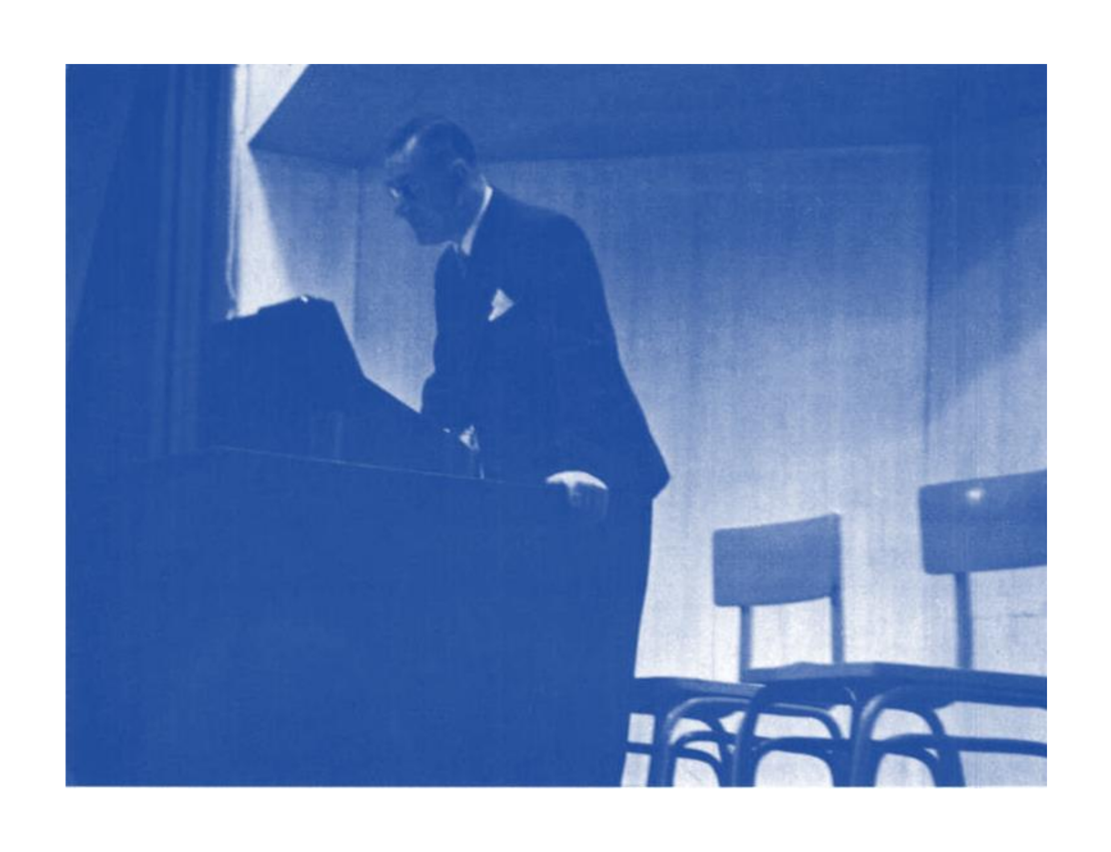
Ausflug auf den Pfannenstiel; 17. April 1935



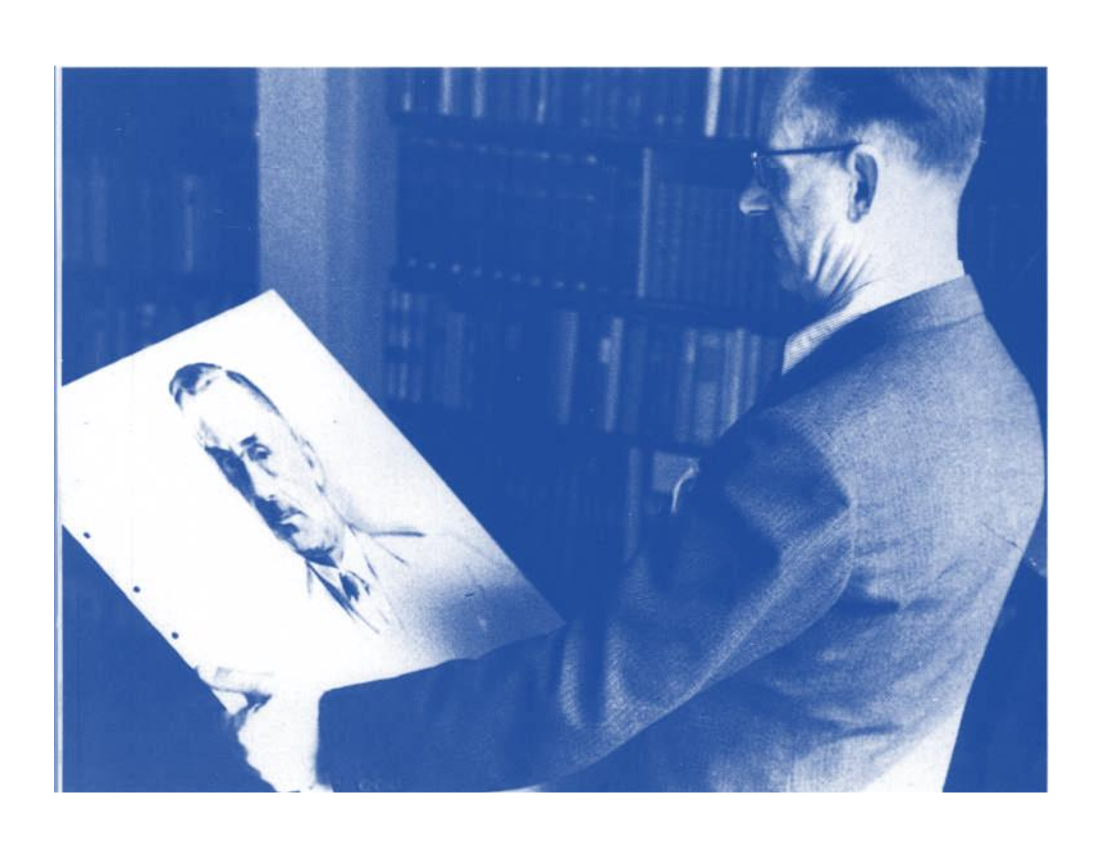
Waldspaziergang bei Küsnacht, mit Toby; 1936
(…kein glücklicher Hund…)



Marschhalt; August 1936



Vorlesung; um 1931



Thomas Mann, ein Geschenk zum 60. Geburtstag betrachtend;
6. Juni 1935



Abschied von Europa. Empfang bei Oprechts.
Von links: Richard Tennenbaum, Felix Braun (ehem. deutscher Finanzminister), Rudolf Hilferding, Emil Klöti (Stadtpräsident von Zürich), Kurt Düby, Emmie Oprecht (mit dem Rücken zur Kamera), Thomas Mann; 13. September 1938



Wiedersehen mit Europa. Ankunft auf dem Flughafen Dübendorf.
Von links: Gret Mann-Moser, Katia Mann,
Erika Mann, Emil Oprecht mit Toni Mann,
Thomas Mann mit Frido Mann;
24. Mai 1947



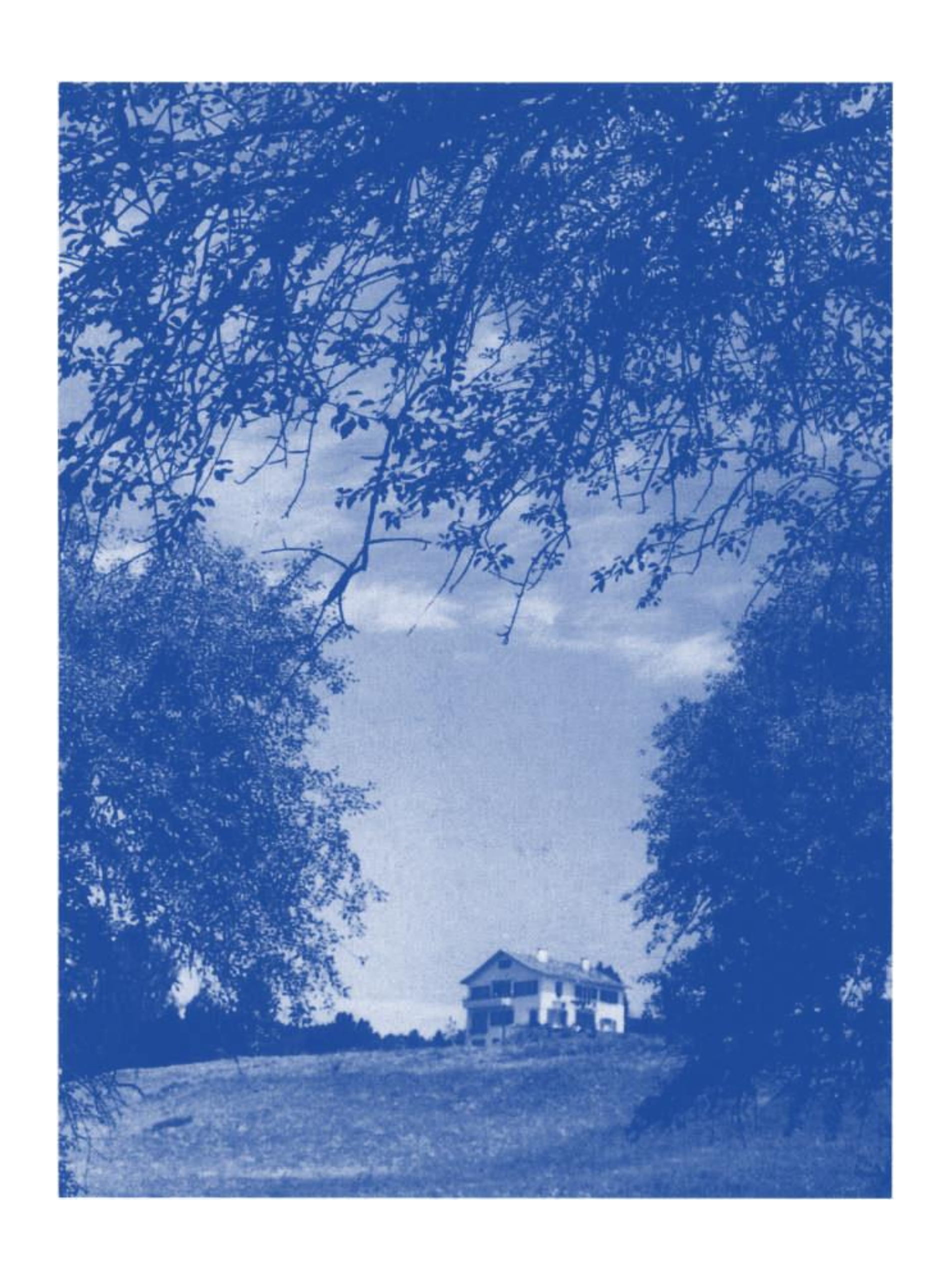
Festansprache «Goethe und die Demokratie»
im Schauspielhaus zur Eröffnung der Junifestwochen;
7. Juni 1949



Abschiedsgrüsse.
Flughafen Kloten, vor der Rückreise nach Amerika;
17. August 1950



Endgültige Rückkehr nach Europa. Ankunft in Kloten.
Links Emil Oprecht;
30. Juni 1952



Erlenbach, Glärnischstrasse 12; in den fünfziger Jahren



Im Wohnzimmer; 1953



Am Schreibtisch; 1953



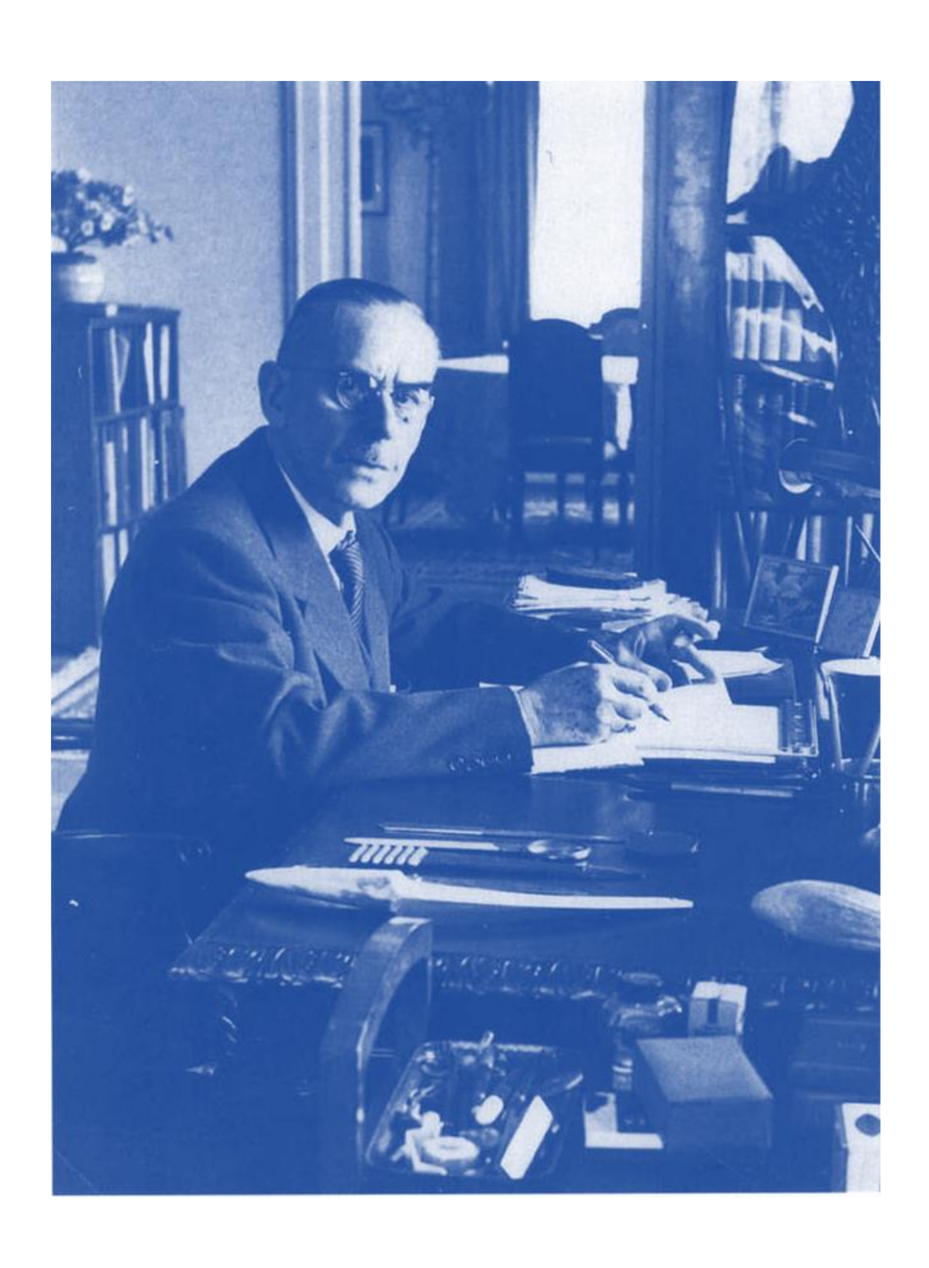
Im Arbeitszimmer; 1953



Feier zum 10. Geburtstag Katia Manns im Hotel «Eden au Lac».
Rechts Emmie Oprecht; 24. Juni 1953



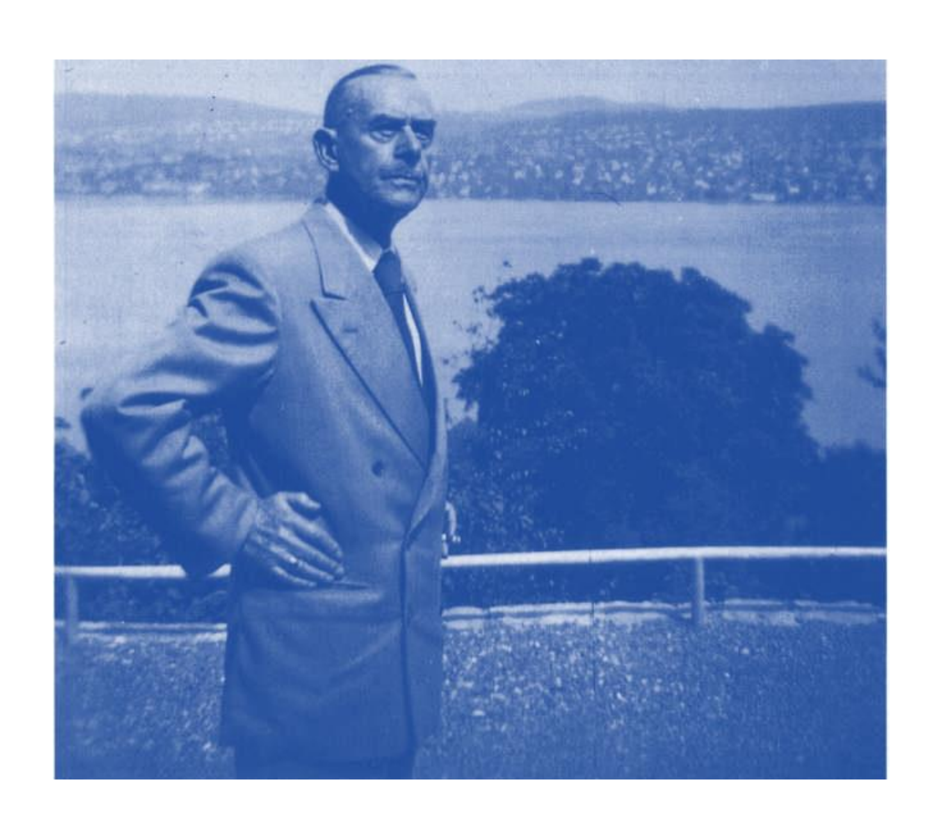
Kilchberg; 1956



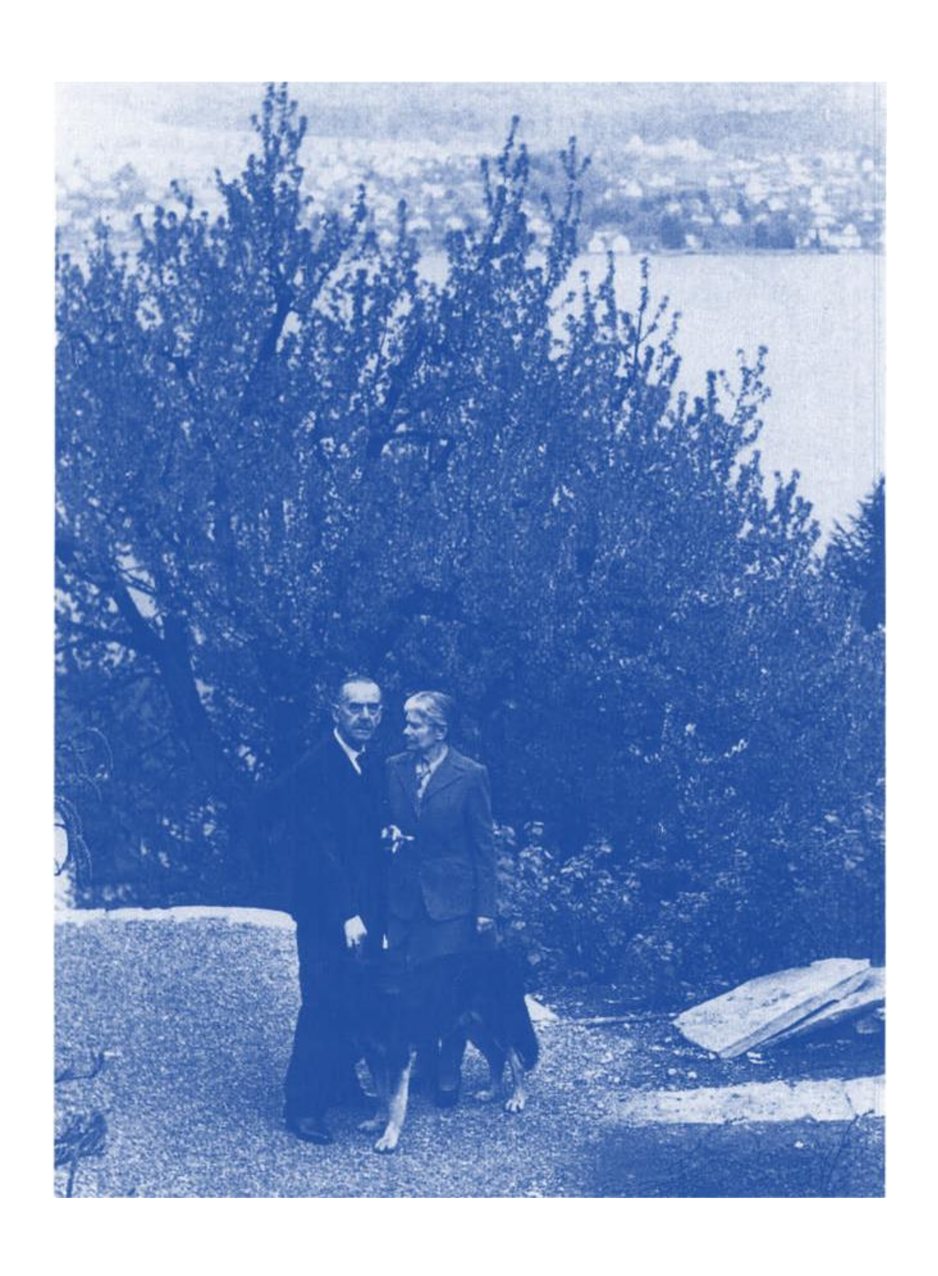
Am Schreibtisch; 1954



Im Wohnzimmer; 1955



Vor dem Zürichsee; 20. August 1954



Im Garten; 1954



Interview; 6. Juni 1955



Tonbandaufnahme von «Tonia Kröger»
durch den «Nordweestdeutschen Rundfunk»; 23. April 1955



Feier zum 80. Geburtstag. Glückwunsch durch den Zürcher Stadtpräsidenten Emil Landolt im Muraltengut; 4. Juni 1955



Feier zum 80. Geburtstag. Mit Bundespräsident Max Petitpierre im Kilchberger Conrad Ferdinand Meyer Haus; 4. Juni 1955



Am Grab. In der vordersten Reihe von links: Richard Schweizer, Monika Mann, Golo Mann, Elisabeth Mann, Katia Mann, Erika Mann; 16. August 1955



Thomas Mann-Archiv Zürich, Gedenkzimmer

waren? Ob sie es so richtig goutieren konnten, dieses ihr «Nachbar-ländchen» – einmal mehr – als «altdeutschen Kulturboden», als «Stück Deutschland ausserhalb Deutschlands», als «Aussengebiet des Deutschtums» gepriesen zu wissen, und sei es von einem Gegner des Dritten Reichs? Nicht, dass sie sich ein Unbehagen hätten anmerken lassen. Sie applaudierten so lange, dass Thomas Mann, in seine blumengeschmückte Loge zurückgekehrt, noch von dort aus danken musste. Die Bühne war nun frei für

V. Festaufführung: *Fiorenza*, 3. Akt, Schauspiel von Thomas Mann Regie: Direktor G. Falkenhausen.

Es handelte sich nicht um den ganzen dritten Akt, der da gewagt wurde, er war vielmehr stark gekürzt und überdies «provinziell besetzt» (die grossen Bühnen hatten ihre Schauspieler mit Gründen ja verweigert). Aber das tat dem «selten harmonischen Gesamtverlauf» keinen Abtrag. Für die Freundlichkeit, welche die Feier bestimmte, hat Thomas Mann auch später dankbare Worte gefunden.

Noch mehr aber als dieser Anlass beeindruckte ihn ein anderes. Nicht die Festartikel, die Geburtstagsbeilagen der grossen Schweizer Zeitungen und die «hohen Töne» (Tb 3.6.35) in ihnen, auch nicht das familiäre Hauptgeschenk, ein gleich in Betrieb genommener Radioapparat, noch das übrige «Geburtstags-Strandgut», mit dem er einbeschert wurde. Was sein Herz vor allem «festlich bewegte» (Tb 6.6.35), war die Flut von Glückwünschen, die sich zu ihm ergoss. Thomas Mann spricht mehrmals von «Hunderten von Briefen». An die hundert Telegramme sind im TMA erhalten. «175» – gedruckte – «Danksagungen» (Tb 23.6.35) wurden ausgefertigt. Thomas Manns Arbeitszimmer fungierte, noch mehr als zehn Jahre zuvor, als «Dankbureau mit Grossbetrieb» (26.7.25 an M. Rychner).

Herausgehoben seien zwei Glückwünsche schweizerischer Provenienz. Für Fritz Fleiner war Thomas Mann «Zeuge und Bürge dafür geworden, dass das Deutschland, zu dem wir in tiefer Verehrung hinüberblicken, einen ‚character indelebilis' besitzt»[3]. Meinrad Inglin schrieb[4]: «Hochverehrter Meister! Vor mir steht eine Reihe Ihrer Bücher, die mir wichtiger sind als die meisten andern Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur. Ihren Abhandlungen und Aufsätzen verdanke ich eine Förderung, wie ich sie seit meiner jugendlichen Nietzsche-Lektüre nicht mehr erlebt habe. Ihre Romane und Erzählungen sind massgebend, Ihre Existenz ist mir vorbildlich.»

Der S. Fischer Verlag gratulierte mit einer gediegen ausgestatteten Kassette, deren Schmuckstück ein Autograph Goethes war und die handschriftliche Glückwünsche von vielen Verlagsautoren, Künstlern und anderen Freunden (u.a. Albert Einstein, Bernhard Shaw, Knut Hamsun) enthielt. Robert Faesi trug die Verse bei[5]:

Es ward manch guter Mann seit Huttens Tagen In unsre Stadt, an unsern See verschlagen.
Mag dies Geschick dem Gast nur halb behagen:
Er bleibt mit Lettern, welche rühmlich ragen, Ins Gastbuch unsres Herzens eingetragen.

Wichtiger noch als ihre schöne Fülle war, dass die Glückwünsche auch aus Deutschland kamen. Wenn Thomas Mann dieses Fest schon in der Fremde verleben musste, «unter Umständen, die sich von dem, was recht und natürlich wäre, schmerzlich-abenteuerlich unterscheiden» (16.4.36 an M. Hermann-Neisse), so war es doch ausserordentlich wohltuend, dass auch aus der Heimat Briefe eingingen, und was für welche: «Ergüsse, Verse, Erinnerungen, Beteuerungen leidender Herzen, erschütternd zu lesen oft und nicht ohne Respekt zu lesen vor dem Mut der offen sich kundgebenden Absender» (14.6.35 an E. Bertram). Es handelte sich nicht um aus Pflicht und gesellschaftlicher Konvention ausgerichtete Glückwünsche. Aus ihnen sprachen echte Bewunderung und Leidensdruck; die erkennen liessen, welche Hoffnungen man auf Thomas Mann setzte. (Manche fassten sogar schon die Geburtstagsfeier selbst als politische Manifestation auf, als Wende und Ende seiner reservierten Haltung.[6]) Die Glückwünsche waren, wie schon die wiedergegebenen Sätze von Fleiner und Inglin zeigen, in einem noch nicht gewohnten *Ton* geschrieben. «Die Artikel und Briefe», schrieb Thomas Mann ins Tagebuch (4.6.35), «ergeben ein wesentlich anderes Bild von mir, wie es der Welt vorschwebt, als die Kundgebungen beim 50. Werk und Person sind gewachsen, die Akzente sind feierlicher, rein-ehrerbietiger». Diese Teilnahme, die ihm auch ernster und tiefer zu Herzen gehend schien als jene nach der Verleihung des Nobelpreises, ergriff, ja erschütterte Thomas Mann. «Hat dies schwierige Leben sich also gelohnt», fragte er in halbem Unglauben (Tb 6.6.35), «und war es grösser, besser als meine sorgende Bescheidenheit glauben wollte?»

Die Objektivierung – «dies Leben», nicht «mein Leben» – geschah weder zufällig noch einmalig. Der sechzigste Geburtstag bezeichnet den Moment, in dem Thomas Mann seine Existenz wie nie zuvor von aussen zu betrachten begann. Die Wirkungen, die der Geburtstag zeitigte, waren nicht nur «geeignet [...], mein Lebensgefühl zu verändern» (7.6.35 an I. Herz), sie taten dies auch. Er interpretierte sie so, dass «eine Art von Sicherung, Verewigung» eingesetzt habe (Tb 4.6.35). «Die Welt hat sich mit dem bleibenden Charakter dieses Lebens abgefunden und trägt einer geistigen Tatsache Rechnung in Ton und Haltung, die sich in schwankendem Prozess mit der Zeit, halb gegen ihren Willen, durchgesetzt.» Dies Leben also erwies sich als geglückt; als eine amerikanische Zeitung von Thomas Mann als «The saddest happy man alive today» (Tb 26.6.36) sprach, fand das superlativische Paradoxon seine Billigung. Das gefestigte, gehobene Lebensgefühl, das Einzigartig-

keitsbewusstsein dieses Manns von sechzig Jahren muss bei der Betrachtung alles Weiteren im Auge behalten werden. Es hat die öffentliche Distanzierung vom NS-Regime herbeizuführen geholfen, wie es überhaupt die folgenden politischen Stellungnahmen mitgetragen hat.

Die öffentliche Entscheidung

Drei Jahre lang schwieg Thomas Mann zu den Vorgängen in Deutschland; irrte er zwischen der Praxis seines öffentlichen Schweigens und dem Willen, es zu brechen. Dass es aber irgendeinmal zu *der* öffentlichen Erklärung kommen würde, kommen müsste, stand auch für ihn fest. Anfang 1936 endlich, mit einem offenen Brief an Eduard Korrodi, war es soweit.

Die Vorgeschichte

Die engere Vorgeschichte dazu begann mit Leopold Schwarzschild (1891-1950) und seiner in Paris erscheinenden deutschen Exil-Wochenschrift «Das Neue Tage-Buch», der angesehensten, einflussreichsten, «wichtigsten Publikation der deutschen Exilanten überhaupt»[1], zu deren regelmässigen Mitarbeitern u.a. Klaus Mann und Winston Churchill zählten. Thomas Mann seinerseits lieferte Beiträge erst ab 1937, nach seiner Ausbürgerung. Gelesen hingegen hat er das «Neue Tage-Buch» schon seit 1933 regelmässig, und zwar nicht *faute de mieux*. Es war für ihn «keine Frage, dass Schwarzschild mit den ersten europäischen Journalisten rangiert» (Tb 5.4.35).

Schwarzschild also richtete im Heft des Datums 11. Januar 1936 einen scharfen Angriff gegen Thomas Manns Verleger Gottfried Bermann Fischer. Er fand es verdächtig, dass der Fischer Verlag noch 1936 seine Geschäfte unbeanstandet weiter betreiben konnte, unter einem Regime, das im Allgemeinen mit besonderer Strenge darauf achtete, dass «das deutsche Kulturgut» von keinem Nichtarier verwaltet wurde, während die Autoren des Verlags, allen voran Thomas Mann, in der deutschen Presse unmöglich gemacht wurden, andere wiederum Polizeischikanen und Verfolgungen ausgesetzt waren. Schwarzschild nannte Bermann einen «Schutzjuden des nationalsozialistischen Verlagsbuchhandels» und stellte die nun erfolgenden Emigrationsversuche unter ein falsches Licht. Er warf ihm vor, mit Joseph Goebbels' Einverständnis und mit Thomas Mann als Aushängeschild in Wien einen «getarnten Exilverlag» gründen zu wollen. Es sei «äusserst wahrscheinlich, dass sein Unternehmen von deutschen Amtsstellen gewünscht und favorisiert wird», und er sei «der stillen Teilhaberschaft des Berliner Propagandaministeriums dringend verdächtigt».

Diesen Angriff (für den sich Schwarzschild später bei Bermann Fischer entschuldigt hat[2]) las Thomas Mann schon am 10. Januar; er fand ihn «boshaft» (Tb 10.1.36). Dem Attackierten selbst kam er in London zu Ohren, wo er mit dem Verlagshaus William Heinemann Ltd. am Verhandeln war. Aufgeregt telefonierte er am 14. nach Arosa, wo Thomas Mann am Vortag einen zweiwöchigen Urlaub angetreten hatte. Sie verabredeten eine öffentliche Erklärung, die Thomas Mann anschliessend, gelassen «zur Cigarre» (Tb 14.1.36), abfasste. Sie mitzuunterzeichnen, erklärte sich Hermann Hesse telefonisch einverstanden. Auch Annette Kolb sollte es tun; ein Brief an sie (datiert vom 13.1.36) setzte sie über den Artikel ins Bild:

> Ich war gleich recht unangenehm berührt davon, und nahm mir vor, zum mindesten privat an Schwarzschild darüber zu schreiben. Nun rief mich heute Bermann aus London an und zeigte sich begreiflicherweise sehr verstört über die Äusserung, die seine Bemühungen in der Schweiz und eventuell auch in Wien aufs Schwerste zu stören geeignet ist. Dass dies der Fall ist, ging mir auch schon aus einem telephonischen Anruf des Zürcher Stadtpräsidenten Klöti hervor, der mich erschrocken nach der tatsächlichen Grundlage dieses Artikels fragte. [...] Wenn Sie den Artikel lesen, werden Sie sehen, dass so gut wie kein wahres Wort daran ist. [...] Ich meine doch, dass man dagegen Front machen müsste. Bermann selbst regte heute an, dass Sie, Hesse und ich eine einfache Erklärung in der ‚Neuen Zürcher Zeitung' und in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlichen sollten [...].

Auch an Schwarzschild diktierte Thomas Mann einen Brief, worin er Bermann Fischer verteidigte. Zwar hätten dessen Autoren «es sehr bedauert und getadelt, dass Bermann nicht schon vor drei Jahren Deutschland verlassen und den grossen Emigrations-Verlag gegründet hat». Dass Bermanns jüngste Bemühungen nun aber, den Verlag in die Schweiz zu überführen, scheiterten, habe ganz andere Gründe gehabt, als Schwarzschild vermute. Nicht, dass er es so lange bei den Nazis ausgehalten habe, sei das Argument der Schweizer Verleger gewesen, sondern weil er ein jüdischer Grossverlag sei und seine Niederlassung ein Aufflammen des Antisemitismus zur Folge hätte haben können. In diesem Sinne lautete das Gutachten der Verleger, das er selbst gelesen habe. – Am Abend schien Thomas Mann dieser erste Urlaubstag doch ein «recht bewegter Tag für den Anfang» gewesen zu sein.

Annette Kolb gab am 16. telegrafisch ihre Zustimmung zu der Erklärung, und so konnte sie am 18. in der NZZ unter dem Titel *Ein Protest* erscheinen. Die drei Unterzeichner stellten sich darin hinter den Verlag, versicherten, dass sie ihm auch in Zukunft ihre Werke anvertrauen würden, und erklärten, «dass nach ihrem besseren Wissen die in dem ‚Tage-Buch'-Artikel ausgesprochenen und angedeuteten

Vorwürfe und Unterstellungen durchaus ungerechtfertigt sind und dem Betroffenen schweres Unrecht zufügen» (XI, 787).

Gar nicht glücklich über dieses Vorgehen waren die ältesten Kinder, Klaus und vor allem Erika Mann, die sich sogar noch bemüht hatte, die Veröffentlichung des *Protests* zu verhindern. Seit Beginn des Exils hatte sie auf Kombattanz gedrungen, hatte ihren Vater dazu zu bringen versucht, sich vom Fischer Verlag zu trennen und seine Bücher in einem Exilverlag erscheinen zu lassen. Sie hatte ihm auch wiederholt sein öffentliches Schweigen zur Last gelegt. Und nun verteidigte er ausgerechnet diesen Bermann, richtete er seine erste öffentliche Stellungnahme seit der «Machtergreifung» gegen einen Wortführer der Emigration!

Nachdem Klaus ihr den Text des *Protests* am Telefon vorgelesen hatte, schrieb sie Thomas Mann am 19. einen sarkastisch-bitteren Brief, in dem sie ihm im Sinne einer mehrfachen Steigerung vorhielt, er sei für Bermann öffentlich in der NZZ eingetreten. Für niemanden sonst habe er es bisher getan; immer habe er geschwiegen oder sich mit Privatbriefen begnügt. Auch habe seine Abwesenheit von Deutschland genügen müssen, um der Öffentlichkeit seine Abneigung gegen die Nazis zu demonstrieren, ohne dass er dieser Abneigung eigens Ausdruck verliehen habe. Und nun: «das erste Wort ‚für' aus Deinem Munde fällt für Doktor Bermann, – das erste Wort ‚gegen', – Dein erster offizieller ‚Protest' seit Beginn des dritten Reiches richtet sich gegen Schwarzschild und das ‚Tagebuch' (in der N.Z.Z.!!!)». Damit sei er der gesamten Emigration in den Rücken gefallen. Dreimal nannte Erika den *Protest* «traurig und schrecklich»; so «traurig und schrecklich» komme er ihr vor, «dass es mir schwierig scheint, Dir in näherer Zukunft überhaupt unter die Augen zu treten».

Erikas Philippika traf am 21. in Arosa ein; sie ging Thomas Mann empfindlich nahe (Tb 21.1.36): «Bei der Heimkehr leidenschaftlicher und unbesonnener Brief von Erika in Sachen Bermann-Tagebuch, der mich sehr schmerzte.» Mit einer Antwort wartete er zu. Dafür schaltete sich noch gleichentags Katia Mann ein und suchte zu vermitteln.[4]

Erika antwortete darauf am 23.[5] Sie blieb bei ihrer Kritik. Man werde Thomas Manns *Protest* allgemein als ein Sich-Abwenden von «uns allen», als ein Sich-nun-endlich-Entscheiden ansehen. Wieder warf sie dem Vater vor, er wolle nicht «zu uns gehören, so wenig, wie zu jenen in Deutschland [...], – er will über den Wassern schweben und das kann nicht erlaubt sein, auf die Dauer, weder ‚höheren Ortes' noch unten bei uns».

Als Thomas Mann diesen Brief am 24. zu lesen bekam, gleichzeitig mit einem von Klaus, der «kürzer, milder, resignierter» (Tb KM 22.1.36) war als jener erste Erikas, aber doch «ganz Eri's Meinung» (Tb 24.1.36), da hatte er seine eigene Antwort – «für sie und die Nachwelt» – schon niedergeschrieben, in einer Ausführlich-

keit von acht Folioseiten und so sorgfältig wie immer, wenn er in «gearbeiteten Briefen» (IX, 818) eine Rechtfertigung über den nominellen Adressaten hinaus an die Nachwelt richtete (23.724.1.36 an Erika Mann). Seine Verteidigung Bermanns und die Rechtfertigung für sein Hervortreten im *Protest* seien hier ausgespart und betrachtet nur die Argumentation bezüglich seines bisherigen Gesamtverhaltens. Ein Stichwort hiess Heinrich Mann.

Nicht nur die ältesten Kinder und die Ehefrau, auch der Bruder wirkte auf Thomas Mann ein – mit dem Unterschied, dass Heinrich kaum direkt Einfluss zu nehmen suchte und, vor allem, dass er wohl ein Gegner, aber auch ein *Grund* von Thomas Manns langem Schweigen war. Heinrich war nicht nur in den Jahren des ersten Weltkriegs der grosse Gegenspieler, die geistig-literarische, politisch-ideologische, durch geradezu physiologische Polarität geprägte Gegenexistenz; er war es schon zuvor und blieb es, in verschiedener Virulenz wohl, danach. Weshalb sonst hätte Thomas Mann das «Bruderproblem» als «das eigentliche, jedenfalls das schwerste Problem meines Lebens» (11.3.17 an I. Boy-Ed) bezeichnet? Weshalb sich durch Erikas «Lobsprüche auf des seligen Heinrich Zola-Aufsatz von 1914» noch 1953 (!) «peinigen» (Tb 29.5.53) lassen? Der «Grenzbote», Bratislava, hatte gewiss recht, als er im Herbst 1935 von Thomas Mann schrieb, er habe sich, «durch das gleiche Schicksal des Exils vereint, mit seinem Bruder Heinrich versöhnt, doch noch immer trennen ihn [...] ganze Welten von Weltanschauungen von [. ..] Heinrich Mann»[6].

Die dreissiger Jahre dienten nicht mehr wie der erste Weltkrieg als weltgeschichtliche Folie für einen aufbrechenden Bruderzwist. Dennoch aber lässt sich eine Verquickung des Geschichtlichen mit dem Persönlichen ausmachen. Thomas Manns jahrelanges Schweigen kann *auch* als Versuch gesehen werden, Distanz zu der «Heinrich-Sphäre» zu halten. Parteinahme gegen die Nazis umfasste daher die Schwierigkeit, sich zur Emigration zu bekennen, ohne sich gerade der «Emigrantenschaft» zuzählen zu müssen. Zuletzt zwang der Umstand allein, dass auch Heinrich ein Emigrant und damit der Kontinent der Emigration besetzt war, ein Emigrantentum *sui generis* zu statuieren. In seinem grossen Exkulpationsversuch gegenüber Erika hat Thomas Mann diese besondere persönliche Schwierigkeit betont:

> Hätte ich es von Anfang an wie Heinrich [.. .] gemacht, wäre meine ‚Stimme' viel mehr im allgemein Emigrantischen untergegangen, meine Möglichkeiten moralischer Einflussnahme wären heute schon abgenutzt. So, wie ich es gehalten habe, bilde ich eine Reserve, die eines Tages noch nützlich werden kann. Auch glaube ich an die natürliche Notwendigkeit einer gewissen Rollenverteilung: Heinrichs Sache war niemals genau auch meine [...]. Hier spielt das Bruderproblem in die Angelegenheit hinein, von dessen mühsam geordneter Schwierigkeit Du Dir kaum eine Vorstellung machst.

Die Vermutung, fuhr er fort, irgend jemand in der Welt könne glauben, er hielte es mit den Nazis, sei absurd. «Die ganze Welt weiss, dass ich in zurückhaltendem, aber radikalem Protest gegen das Dritte Reich, zu Hause beraubt, beschimpft und verpönten Namens, im Auslande lebe.» Auch sei er für die Sache der Emigration nicht ganz inaktiv geblieben. Er habe sich während Monaten an einer «Kampf-und-Zeit-Schrift von der Art der *Betrachtungen* geplagt. Aber «es ging nicht, es sollte nicht sein – vielleicht *noch* nicht. Man muss Geduld mit mir haben, ich selbst muss sie haben, meine eigentliche moralische Leistung bestand immer in ihr. Der Tag mag kommen, möge kommen, wo ich, ungehemmt von Vollständigkeitswahn, die Welt und die Deutschen selbst aufsuche und sage: Es ist genug, macht Schluss, fort mit dem Gesindel. Vielleicht durfte das nicht zu früh geschehen – vor allem der Deutschen wegen nicht, die erst durch Erfahrung reif dafür gemacht sein und von sich aus danach *verlangen* müssen.» Aber auch bei ihm gehöre «eine grosse, fast tötliche [sic] *Bereitschaft*» «zu dem, was ich um meines Gewissens und Deines Zornes willen wohl werde tun müssen».

Immer noch am gleichen 24. traf die «grosse Erwiderung Schwarzschilds» auf den *Protest* in der NZZ und Thomas Manns Privatbrief vom 14. ein.[7] Schwarzschild mokierte sich darin zunächst über die Promptheit, mit der Thomas Mann seine Widerrede hatte erscheinen lassen: «Die Langsamkeit, die Ihnen in anderen Angelegenheiten Überlegungsperioden von Jahren aufzwingt, ist in diesem Fall von einer bemerkenswerten Hast abgelöst worden.» Er stellte fest, dass die deutsche Literatur «nahezu komplett ins Ausland ‚transferiert' werden konnte, nahezu nichts von Bedeutung ist drüben geblieben», und forderte Thomas Mann auf, seine Protektion für den Fischer Verlag zu beenden.

Vergleicht man Thomas Manns Reaktion mit jener auf den Brief von Erika, dann kann sie als durchaus kühl bezeichnet werden. «Durchaus anfechtbar, wenn auch gut gemeint, mag sein», notiert er im Tagebuch – wäre da nicht das Wort von der «grossen Erwiderung», man könnte annehmen, Thomas Mann habe an diesem Tag eher Bedeutenderes als bei der doch direkt an ihn appellierenden Lektüre dabei erfahren, «den alten Hund Schnucki gestreichelt» zu haben. Er behandelte den Fall immer noch als «Affaire Bermann».

Vielleicht wäre es dabei geblieben, hätte sich nicht Eduard Korrodi zu einem Kommentar gedrängt gefühlt. Am 26. polemisierte er in seinem Aufsatz *Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel* gegen Schwarzschilds *Antwort an Thomas Mann:*

> Es ist Herrn Leopold Schwarzschild in Paris vorbehalten, in seinem ‚Neuen Tagebuch' zu entdecken, dass das gesamte Vermögen der deutschen Literatur rechtzeitig ins Ausland verschoben worden ist. [...].
>
> Wem trägt Herr Schwarzschild solchen Aberwitz vor? Ausgerechnet Herrn

Thomas Mann, weil seine Werke bisher noch in Deutschland erscheinen konnten und der Dichter der ‚Buddenbrooks' doch wohl diese Emigrantensprache als eine Unverschämtheit empfindet. Ein feiner deutscher Literaturkenner, den das Schicksal ebenfalls ins Ausland verschlagen hat, hat wohl das Recht, solche Äusserungen ‚Ghetto-Wahnsinn» zu nennen. [...] Was ist denn ins Ausland transferiert worden? [...] Wir wüssten nicht *einen* Dichter zu nennen. Ausgewandert ist doch vor allem die Romanindustrie und ein paar wirkliche Könner und Gestalter von Romanen. [...]

> Wir begreifen, wenn in Frankreich die Zahl derer wächst, die der Emigranten-Literatur eine ausgesprochene Skepsis entgegenbringen, und wir begreifen vor allem, dass es angesehene Schriftsteller in der Emigration gibt, die lieber nicht zu dieser deutschen Literatur gehören möchten, der der Hass lieber ist als das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

Dieser Schlussatz machte Schule. Überhaupt wurde der aggressive Text Korrodis, in dem er seinen bisher nur mühsam zurückgehaltenen Ressentiments gegen die deutschen Exilautoren Luft machte, sein berühmtester Artikel. Fatal an ihm war, dass Korrodi mit den «angesehenen Schriftstellern», die sich lieber von der deutschen Emigrantenliteratur distanzierten, wie auch mit den «wirklichen Könnern und Gestaltern von Romanen» zweifellos in erster Linie Thomas Mann meinte. Er berief sich auf dessen bisherige Zurückhaltung, die Einsprüche gegen manche Schrillheiten des literarischen Exils. Diese Behaftung war für Thomas Mann faktisch eine Herausforderung und zwang zur Parteinahme. Er musste Korrodis Einschätzung und Versuch der Verbündung durch Stillschweigen anerkennen oder sich eben öffentlich zu den Emigranten stellen.

Korrodi war sich nicht bewusst, in welche Situation er Thomas Mann trieb. Er wollte durchaus nicht den Fuchs aus seiner Höhle räuchern, das langersehnte Bekenntnis zur Emigration erwirken. Er wandte sich ja auch nicht an Thomas Mann, sondern an Schwarzschild, und was er schrieb, war nicht irgendwelche Taktik, sondern schlicht seine Meinung. Er hat an die Fortdauer der (für ihn immer massgeblichen) deutschen Kultur in Deutschland noch geglaubt, als das nationalsozialistische Regime schon längst ihre systematische Austreibung in Gang gesetzt hatte. («Er hinkt nach», spottete Heinrich Mann[8], «mit dem Dritten Reich – und gegen uns – kompromittieren geschickte Leute sich nicht mehr».) Korrodi spielte also nicht die Rolle des bewussten Provokateurs, sondern jene des unwillentlichen Katalysators.

Dies zeigte sich auch in dem abstrusen Brief Korrodis vom 9. Februar an Hermann Hesse[9]. Er tat darin einen kapitalen Fehlgriff, indem er Hesse – den Freund Thomas Manns! – für einen Sympathisanten hielt, dem er seine Animositäten gegen

Linke und Juden nicht zu verhehlen brauchte. In gehässigem Ton sprach er von seiner Besorgnis, «dass Zürich noch mehr Emigranten bekäme», zog gegen die «jüd.[ischen] Relationen u[nd] Filiationen» der «internationalen Romanciers» vom Leder und liess sich übel auch über Thomas Mann und seinen «Wälzer über Joseph u[nd] seine Brüder» aus.

Der offene Brief

Überraschen kann nun, dass Thomas Mann selbst die Zuspitzung seiner Situation nicht gleich erkannte. Besonders aufgeregt scheint ihn Korrodis Artikel nicht zu haben, ja sein Tagebuch-Eintrag tönt geradezu, als sei er mit ihm einverstanden gewesen (26.1.36): «Korrodi in der N.Z.Z. gegen Schwarzschilds unsinnige Behauptung, die ganze deutsche Literatur sei im Exil.»

Am Montagnachmittag, dem 27. Januar, kehrte man vom Ferienaufenthalt zurück. Noch in Arosa aber wurde «ein Offener Brief an Korrodi» geplant (Tb 27.1.36). Thomas Mann überliess es interessanterweise seiner Frau, «vormittags» einen «Entwurf dazu» zu verfassen; er selbst schrieb währenddessen «am neuen Kapitel weiter». Katia also machte den Anfang; hat sie überhaupt den entscheidenden Impuls gegeben? Und wie weit ging ihr Entwurf? Beides lässt sich den vorhandenen Dokumenten nicht entnehmen. Thomas Mann behandelte die Antwort an Korrodi offensichtlich noch als zwar unumgängliche, aber minder wichtige, in ihren Wirkungen begrenzte Angelegenheit, sträubte sich dagegen, ihr persönlich entscheidende Tragweite zuzuerkennen. Fast trotzig die Konzentration auf seine literarische Aufgabe: «Zu erhoffen und herbeizuzwingen sind Stimmung und Einfälle für den Schlussteil des Bandes.»

Aber der moralische Druck der Familie war schlechthin nicht zu ignorieren. Klaus, der zuerst an eine eigene Antwort gedacht hatte, schickte am 28. ein ultimativ beschwörendes Telegramm: «bitten inständigst auf Korrodis verhängnisvollen Artikel wie und wo auch immer zu erwidern stop diesmal geht es wirklich um eine Lebensfrage für uns alle». Elisabeth war «verlegen wegen des Konfliktes mit Erika, die sie sehr scheut und ehrt» (Tb 27.1.36). Diese wiederum konnte in ihrer Antwort vom 26. den Einwänden des Vaters keine Berechtigung zugestehen[10] und beharrte auf ihrem Standpunkt. Sie warf Thomas Mann «das Kotelettbrötchenhafte» seiner Einstellung vor, das Beibehalten des «Zwei-Stühle-Systems, das für Dich und Deine Person vermöge verschiedener Eigenschaften und Möglichkeiten, die ihr innewohnen, vielleicht vertretbar erscheint». Sie erinnerte ihn an «die Verantwortung, die Dich trifft, wenn Du, nach dreijähriger Zurückhaltung, als erstes Aktivum die Zertrümmerung der Emigration und ihrer bescheidenen Einheit auf Dein Konto buchst». Und indem sie schrieb: «niemand will Dir die Worte abringen, die Dir so schwer fallen», tat sie dies gerade.

Am 29. kam Erika nach Küsnacht zu Tische, und man sprach sich «liebevoll» (Tb 29.1.36) über die Dinge aus. Thomas Mann wird wohl die Berechtigung seiner Verteidigung Bermanns Erika etwas einsichtiger gemacht – und er wird selbst eingesehen haben, dass Erikas Argumente «höheren Rechts» (Hermann Kurzke) waren. Erika setzte an diesem Tag, wohl nach dem Gespräch, einen weiteren beschwörenden Brief[11] auf; sie «bete zu all unsern Göttern, dass Deine ‚Antwort' schön wird».

Ab Dienstag, den 28., machte sich Thomas Mann selbst an die «Antwort», vormittags und nachmittags, und noch am Abend wurde «der Brief im Kopfe gefördert». Die Niederschrift fiel ihm schwer und dauerte volle vier Tage. «Sehr müde» war er, «benommen und herabgestimmt» (Tb 28.1.36). Am Freitagabend schloss er den Brief ab, «in Bewegung» über seine «starken und entscheidenden Worte» (Tb 31.1.36). Mit Katia und Elisabeth fuhr er nach Zürich und gab das Typoskript eigenhändig bei der Redaktion der NZZ ab; Korrodi, hiess es dort, war krank. Im Tagebuch gab Thomas Mann sich dezidiert: «Ich bin mir der Tragweite des heute getanen Schrittes bewusst. Ich habe nach 3 Jahren des Zögerns mein Gewissen und meine feste Überzeugung sprechen lassen. Mein Wort wird nicht ohne Eindruck bleiben.»

Aber schon am andern Tag bröckelte die Entschlossenheit; nicht wenig erinnert die Situation an jene kurz vor dem Erscheinen der *Betrachtungen eines Unpolitischen,* als der bange Autor damit umging, das Buch noch zu unterdrücken. Es erfolgte eine «heftige Nervenreaktion auf den gestrigen Schritt» (Tb 1.2.36); «Ängste» plagten Thomas Mann, und «der Zweifel, ob ich natürlich-persönlich gehandelt oder mich zu Fremdem hätte treiben lassen». Er beschäftigte sich von neuem mit dem Brief, versuchte stilistische Verbesserungen, bevor ihn ein rückversicherndes Telefon mit Korrodi einigermassen beruhigte. Korrodi, merkwürdigerweise, fand den Brief «vorzüglich»; «ausweichendes Schweigen sei doch nicht durchzuhalten und führe zu schiefen Situationen». Man vereinbarte eine Bedenkzeit bis Montag; derer Thomas Mann aber nicht bedurfte. Nachdem sich seine Nervosität gelegt hatte, blieb er bei dem Entscheid zu publizieren und fasste jenen dazu, den Text «aufs Geratewohl bestehen [zu] lassen». Schon ganz als historisches Faktum sah er seinen Schritt an (1.2.36 an E.v. Kahler): «Ein vielleicht denkwürdiger Brief an die N.Z.Z. ist geschrieben worden.»

Am Sonntag, dem 2. Februar, hielten die Kopfschmerzen vorerst an; nachdem Thomas Mann Korrodi aber mitgeteilt hatte, «dass alles bleibe, wie es ist», befand er sich «zufrieden und heiter» (Tb 2.2.36). Diese Stimmung ist auch zu spüren in einem Brief an Annette Kolb, in dem er von seiner «notwendigen Antwort» berichtete (2.2.36): «Ich rette darin endlich meine Seele [...]. Das war fällig und musste einmal sein, welche Folgen es auch unmittelbar nach sich ziehen möge.»

Eigentlich hätte der Brief erst am Dienstagmorgen veröffentlicht werden sollen. Dies geschah aber schon in der Abendausgabe vom Montag – aus drucktechnischen Gründen? Oder muss man eine Angst davor vermuten, Thomas Mann könnte kurzfristig den Brief doch wieder zurückziehen? Wie auch immer – am Montag, den 3. Februar 1936 erschien der Brief (XI, 788-793), versehen mit einer «Anmerkung der Redaktion», die lautete: «Ungesäumt geben wir diesem freimütigen und entschiedenen Dokumente Thomas Manns Raum, das in ein Bekenntnis mündet, dessen Folgen der Dichter zu tragen gewillt ist. Nur *ein* Missverständnis sei behoben. Wenn in der Glosse ‚Deutsche Literatur im Emigrantenspiegeb von Romanindustrie die Rede war, so konnte sicher nicht ein Dichter vom Range Thomas Manns gemeint sein. Eine Antwort auf den Brief Thomas Manns wird tunlichst folgen. Die Red.» Es ist zu verstehen, dass der Briefschreiber diese Anmerkung «überflüssig» (Tb 3.2.36) fand.

In seinem offenen Brief gab Thomas Mann zunächst Korrodi recht: «Es war ein ausgemachter polemischer Missgriff des Herausgebers des ‚Neuen Tage-Buchs', zu behaupten, die ganze zeitgenössische Literatur, oder so gut wie die ganze, habe Deutschland verlassen, sei, wie er sich ausdrückt, ‚ins Ausland transferiert worden. Ich verstehe vollkommen, dass eine solche unhaltbare Übertreibung einen Neutralen wie Sie in Harnisch jagen musste.» An das Stichwort Neutralität knüpfte sich dann auch die Kritik an Korrodi:

> Eine wie schwere Kunst aber bleibt die Neutralität selbst bei so langer historischer Übung, wie ihr Schweizer darin besitzt! Wie leicht verfällt der Neutrale bei der Abwehr einer Ungerechtigkeit in eine andere! In dem Augenblick, da Sie Einspruch erheben gegen die Identifikation der Emigrantenliteratur mit der deutschen, nehmen Sie selbst eine ebenso unhaltbare Gleichsetzung vor; denn merkwürdig, nicht der Irrtum selbst ist es, der Sie erzürnt, sondern die Tatsache, dass ein jüdischer Schriftsteller ihn begeht; und indem Sie daraus schliessen, hier werde wieder einmal, in Bestätigung eines alten vaterländischen Vorwurfs, die Literatur jüdischer Provenienz mit der deutschen verwechselt, verwechseln Sie selber die Emigrantenliteratur mit der jüdischen.

Dies gehe nicht an. Heinrich Mann, er selbst und viele andere Emigranten seien keine Juden, und von einem durchaus oder nur vorwiegend jüdischen Gepräge der literarischen Emigration könne nicht gesprochen werden. Auch sei der Prozess der Europäisierung des Romans – der beherrschenden literarischen Gattung – nicht einzig von Juden bestimmt:

> Sie haben noch vor Kurzem, gelegentlich der Karlweis'schen Wassermann-Biographie, von dem Prozess der Europäisierung des deutschen Romans mit ge-

wohnter Divination und Feinheit gehandelt. Sie sprachen von der *Veränderung* im Typus des deutschen Romanciers, die durch eine Begabung, wie die Jakob Wassermanns, gezeitigt worden sei, und bemerkten: kraft der internationalen Komponente des Juden sei der deutsche Roman international geworden. Aber sehen Sie: an dieser ‚Veränderung', dieser ‚Internationalisierung' haben mein Bruder und ich nicht weniger Anteil gehabt als Wassermann, und wir waren keine Juden. Vielleicht war es der Tropfen Latinität (und Schweizertum, von unserer Grossmutter her) in unserem Blut, der uns dazu befähigte. Die ‚internationale' Komponente des Juden, das ist seine mittelländisch-europäische Komponente – und diese ist zugleich *deutsch-,* ohne sie wäre Deutschtum nicht Deutschtum, sondern eine weltunbrauchbare Bärenhäuterei.

Damit erst, im zweitletzten und letzten Abschnitt, kam Thomas Mann auf Deutschland und sein juden-, europa-, zivilisationsfeindliches Regime, auf die Trennung zwischen dem wahren (und eigenen) Deutschtum und dessen Entartung im Dritten Reich und formulierte seine eigentliche Absage:

Die tiefe, von tausend menschlichen, moralischen und ästhetischen Einzelbeobachtungen und -eindrücken täglich gestützte und genährte Überzeugung, dass aus der gegenwärtigen deutschen Herrschaft nichts Gutes kommen *kann,* für Deutschland nicht und für die Welt nicht, – diese Überzeugung hat mich das Land meiden lassen, in dessen geistiger Überlieferung ich tiefer wurzele als diejenigen, die seit drei Jahren schwanken, ob sie es wagen sollen, mir vor aller Welt mein Deutschtum abzusprechen. Und bis zum Grunde meines Gewissens bin ich dessen sicher, dass ich vor Mit- und Nachwelt recht getan, mich zu denen zu stellen, für welche die Worte eines wahrhaft adeligen deutschen Dichters gelten:

‚Doch wer aus voller Seele hasst das Schlechte,
Auch aus der Heimat wird es ihn verjagen,
Wenn dort verehrt es wird vom Volk der Knechte.
Weit klüger ist's, dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragens

Wie sein Schluss war der ganze Brief, der eine Wendemarke in Thomas Manns Leben bedeutete, in einer unpolemischen Diktion, «den gemessensten Worten» (11.2.36 an Heinrich Mann) abgefasst. Die vier Tage, die sich Thomas Mann die Niederschrift kosten liess, zeigen, wie viel Sorgfalt er auf sie verwandte, zumal manche Formulierungen und auch die schon mehrmals brieflich angeführten Verse Au-

gust von Platens seit Jahren bereitlagen.[12] Bei aller Zurückhaltung aber hatte er das Gefühl, unmissverständlich gesprochen und «dem niederträchtigen Regime einen zweifellos empfindlichen Schlag versetzt zu haben» (Tb 3.2.36).

Die Folgen

Dramatische Folgen zog der Brief keine nach sich. Die öffentliche Reaktion auf Thomas Manns Stellungnahme, der dieser so sehr ein grosses Echo hatte sichern wollen, war vorerst bescheiden. Der Zeitpunkt erwies sich als schlecht gewählt: Am 4. Februar 1936 wurde in Davos der nationalsozialistische Landesgruppenleiter Wilhelm Gustloff erschossen, was die Öffentlichkeit weit mehr beschäftigte und den Brief Thomas Manns aus den Schlagzeilen drängte. Noch auf Wochen hinaus brachten die Schweizer Zeitungen Einzelheiten über Tathergang, Prozess, Hintergründe, bevor sie ihre Spalten zur Abwehr von ebenso verlogenen wie heftigen Angriffen der deutschen Presse brauchten.

Dass die Wirkung von Thomas Manns Brief dennoch aber keineswegs gering zu veranschlagen ist, beweisen die spontanen Telefonanrufe und die unzähligen «Ergebenheitsbriefe Bekannter und Unbekannter» und «langen Dankbarkeitsergüsse von Leidenden» (Tb 7.2.36), die ihm in den nächsten Tagen zuströmten. Einige Stimmen seien angeführt, zunächst eine solche aus der Emigration, auf die Thomas Manns Bekenntnis so befreiend wirkte wie für diesen selbst. Hans Sahl schrieb[13]:

> Die deutsche Emigration hat seit dem 30. Januar 1933 wenig Gelegenheit gehabt, sich ihrer Existenz auf eine so repräsentative Weise bewusst zu werden wie an jenem Tage, als Ihre Antwort an Korrodi in der ‚Neuen Zürcher Zeitung' erschien.
>
> Es wäre vermessen von mir, dieser grossen Konfession, die uns alle aufs Tiefste bewegt hat, noch etwas hinzuzufügen. Sie gehört bereits der Zeitgeschichte an, und uns, die wir Zeugen dieser säkularen Äusserung sein durften, bleibt nur die verpflichtende Genugtuung, sie mit den Gefühlen tiefster Dankbarkeit zur Kenntnis zu nehmen.

Auch bei den Schweizern wurde der Brief «viel besprochen und anerkannt» (Tb 9.2.36). Bei ihnen schien «hauptsächlich die Abfuhr Korrodis Genugtuung zu erregen» (Tb 7.2.36). Noch am Erscheinungstag wurde aus der Redaktion der Basler «National-Zeitung» «Erschütterung» gemeldet (Tb 3.2.36). «Wie ein Lauffeuer», teilte RJ. Humm mit[14], «hat sich die Kunde von Ihrem Brief in der Stadt verbreitet. Man ist bewegt und begeistert. Es ist wie das Ausbrechen einer neuen Zeit. Der Mann, der es sich leisten kann, spricht wie aus dem Herzen des einfachsten Men-

schen. Diese Berührung ist das Perfekteste, das in der Geschichte der Literatur *und* Politik seit Hitler's Machtergreifung erlebt werden konnte.» Der «Cornichon»-Autor Walter Lesch benutzte einen Briefbogen des *Cafés Nebelspalter* am Bellevueplatz und schrieb[15]: «verzeihen Sie mir den Gebrauch dieses hässlichen Wirtshauspapieres, aber es gibt Wünsche, die man sich herzlich unbedacht erfüllen muss. Und ein solcher Wunsch plagt mich seit einer halben Stunde unwiderstehlich. Ich habe Ihren Brief an Dr. Korrodi gelesen, dem ich nicht ganz ferne stehe, und freue mich über Ihre so herrlich würdigen Worte der Abwehr. Der Geist der wahrhaftigen Gerechtigkeit der sie zu diesen Worten inspirierte ist mir und sicher vielen Mitleidenden in dieser Zeit eine befreiende Wohltat.» In einer von Erwin Kaiser verfassten und von Teo Otto, Kurt Hirschfeld, Leonard Steckel, Ernst Ginsberg, Wolfgang Langhoff u.a. unterzeichneten Zuschrift bekundeten auch Schauspieler des Schauspielhauses ihr tiefes Einverständnis.[16]

Selbstverständlich drückte auch die Familie ihre Genugtuung aus. Erika Mann versicherte ihrer Mutter, wie sehr sie sich über den Vater gefreut habe – «nun hat er alles gut gemacht und steht klar und richtig da»[17]. Klaus Mann richtete einen Glückwunsch an diesen selbst aus, «zu der schönen Antwort an den schlechten Doktor Korrodi»[18]. Ihm gefiel an der «ersten entschlossenen, rührenden Tat» besonders der «kühne, die Nazis provozierende Schluss» (Tb KM 4.2.36).

Interessieren musste die Reaktion Hermann Hesses, der ja den *Protest* gegen Schwarzschild mitgetragen hatte. Sie fiel differenziert und eigenständig aus, war darin doch auch die eigene Position zu legitimieren[19]. Hesse zeigte zwar Verständnis für Thomas Manns Vorgehen, liess doch aber auch ein stilles Bedauern darüber erkennen, «da er erwartet, nun in Deutschland allein zu bleiben, auch weil er den Bruch als durch die Emigranten erpresst ansieht» (Tb 7.2.36). Thomas Mann wies Hesse in seiner Antwort (9.2.36) auf «den grossen Unterschied zwischen Ihrer Situation und der meinen» hin, «der von Anfang an bestand und Ihnen soviel mehr Freiheit, Distanz, Unberührtheit sicherte». Dann begründete er sein Vorgehen:

> Ich musste einmal mit klaren Worten Farbe bekennen: um der Welt willen [...] und auch um meinetwillen; denn schon lange war mir dergleichen seelisch nötig. Nach Korrodi's hässlichem Verhalten nun gar gegen die Emigration unter Verwendung meines Namens war ich dieser eine Genugtuung, ein Bekenntnis zu ihr schuldig. Vielen Leidenden habe ich wohl getan, das zeigt mir der Briefstrom; vielen Unbeteiligten auch ein Exempel gegeben, dass es doch noch etwas wie Charakter und feste Überzeugung gibt. [...] ich meine doch, im rechten Augenblick das Rechte getan zu haben [...].

Noch in mehreren anderen Briefen rechtfertigte Thomas Mann sein Handeln – als ob in den Augen seiner Freunde nicht eher sein vorheriges langes Nichthandeln legitimierungsbedürftig gewesen wäre. Mag sein, dass er davon ablenken wollte. Wahrscheinlicher ist, dass Thomas Mann noch nicht ganz mit sich im reinen war und sein Tun vornehmlich sich selbst immer wieder zu legitimieren hatte. Auch deuten die forcierte Betonung seiner – ganz und gar nicht vorliegenden – Gewöhnlichkeit (»diese paar einfachen und selbstverständlichen Worte» [21.2.36 an P. Amann]) sowie Ansätze eines Auftrumpfens (wie vor dem Hintergrund des jahrelangen Schweigens die Sentenz [5.2.36 an E. Frisch]: «Wer überhaupt noch ein Schriftsteller sein darf in dieser Welt, wäre ein Elender, wenn er nicht davon Gebrauch machte») auf eine noch nicht ganz ausgeräumte Unsicherheit, ob sein Hervortreten in Art und Zeitpunkt richtig gewesen war.

In seinem Glückwunschbrief hatte Klaus Mann geschrieben[20]: «Ich hoffe, nun wird niemand mehr ‚antworten'. Still sein sollte vor allem Korrodi.» Er hatte damit wohl weniger ein Ende der Debatte herbeigesehnt, als gewünscht, jedermann möge einsehen, dass dieses Ende schon da war. Aber Korrodi hatte die Gnade zu schweigen nicht. Er verkannte, dass Thomas Manns Stellungnahme mehr war als eine alltägliche Sympathiekundgebung für die internationale Linke, dass sie den Rahmen der Polemik gesprengt hatte und dass er, soweit er überhaupt Adressat und Gesprächsgegner Thomas Manns und nicht nur «ein sehr äusserer Anlass» (11.3.36 an A. Zweig) für dessen Bekenntnis gewesen war, es jedenfalls jetzt nicht mehr sein konnte. Immer fort, als wäre es je um ihn gegangen, schickte er sich an, Missverständnisse abzuwehren und Fragezeichen anzubringen. Seine Antwort auf die Antwort auf die Antwort vom 8. Februar lief darauf hinaus, dass «die deutsche Literatur nicht mit den Grenzen des deutschen Reichs zusammenfällt» und die deutsche Sprache es der Schweiz verbiete, sich «in die Hasszone zu begeben»[21].

Thomas Mann schenkte Korrodis «schwachem, tückischen und gleichgültigen» (Tb 8.2.36) Artikel keine grosse Aufmerksamkeit mehr. Er hatte sein Wort gesagt; was an Widerspruch folgte, fiel unter den Titel Störungen oder «lokale Unannehmlichkeiten» (21.2.36 an O. Basler) und wurde im Tagebuch nur noch flüchtig registriert. Am 7. Februar erreichte ihn «ein anonymer Schmähbrief, frontistisch». Ein anderer Herr Namenlos rief durchs Telefon «Pfui Teufel!». Schliesslich hatte Thomas Mann am 14. den Brief des Zürcher Privatdozenten Emil Staiger zu öffnen. «Was würde er dazu sagen?» (21.2.36 an O. Basler)

Es war nicht intime Bekanntschaft, die Staiger empfahl[22]: «Der eine Abend bei Herrn Prof. Medicus, an dem ich die Ehre hatte, Sie persönlich kennen zu lernen, berechtigt mich zwar kaum, einen Brief an Sie zu richten.» Dennoch rechnete er mit Dankbarkeit «für ein orientierendes Wort, das nicht aus dem Lager Ihrer engsten

Freunde kommt, sondern aus dem Lager derer, die nichts anderes sein wollen als Schweizer ‚mit Kulturgewissem – auch wenn sie dabei zwischen Stuhl und Bank fallen sollten.» (Diese letzte Wendung fand sich schon – zufällig? – in dem erwähnten Brief Korrodis vom 9. Februar an Hesse; Subjekt waren dort «wirkliche Schweizer».) Staiger fuhr fort:

> Herr Dr. Korrodi schreibt mir soeben, er habe aus der ‚ganzen Schweiz wider alles Erwarten eine ungeheure (und das ist keine Hyperbel) Ermutigung bekommen'. Ich zweifle nicht, dass dem so ist, wie ich ebenso wenig zweifle, dass die ganze Schweiz es sich zur höchsten Ehre anrechnet, Sie in ihrer Mitte zu wissen. Wir durften die Verehrung Ihres Werks und Ihrer Persönlichkeit umso herzlicher bekennen, als sie sich in bewundernswerter Weise von aller Tagespolitik und Gehässigkeit fernzuhalten wussten.
>
> Nun sehen wir, schmerzlich berührt, dass Sie es für richtig hielten, eine Gruppe in Schutz zu nehmen, [...] der gewiss kein Schweizer, dessen Blick nicht politisch getrübt ist, Ihre verteitigenden [sic] Worte gönnt.
>
> Es kann Ihnen nicht entgangen sein, von welcher Seite Ihrem offenen Brief Beifall gezollt worden ist, vom ‚Volksrecht' und von der ‚Nationalzeitung', von Blättern, die für die Haltung der Schweiz ebenso wenig repräsentativ sind wie etwa die Nationale Front oder andere kleine Kreise, die mit dem heutigen Deutschland sympathisieren. Seien Sie überzeugt, dass es unser bester und echtester Geist ist, der Ihr grosses Werk verehrt. Sollten Sie diese echte Verehrung allen Ernstes mit einer sehr unlauteren tauschen wollen?

Thomas Mann empfand das Schreiben als «sehr unangenehm durch Dummheit und Dreistigkeit» (Tb 14.2.36). Es ist nicht leicht zu erkennen, was den 28jährigen Dozenten dazu bewog, seine Unberufenheit zu überwinden und dem Nobelpreisträger Ratschläge zu erteilen. Drängte dazu ein Wunsch nach persönlicher Profilierung? (Dann hätte ein offener Brief grösseren Effekt gemacht.) Oder war der Brief einfach der sinistre Ausfluss von Staigers politischer und kunstästhetischer Konservativität, die – wie bei Korrodi – lange zur Blindheit vor den Ereignissen in Deutschland führte?[23] Ganz scheinen sich vorläufig Umstände und Absicht dieser sonderbaren Zuschrift nicht enträtseln zu lassen.

Thomas Manns Replik vom 15. Februar war selbstredend nicht von besonderer Wärme getragen. In seinem Brief an Korrodi habe er nicht eine Gruppe in Schutz genommen, sondern sich grundsätzlich zur Emigration bekannt. «Dass ich mit meiner Äusserung die ganze Schweizer Öffentlichkeit gewinnen würde, habe ich nie geglaubt. Hatte Ihr Brief nur den Zweck, mich vor dieser Illusion zu bewahren, so mussten Sie ihn nicht schreiben [...]. Allen zu gefallen wäre auch hier unmöglich, wenn es nur auf das Gefallen ankäme.» Er habe aber erfahren dürfen, dass es ein

zahlenmässig nicht geringes Schweizertum gebe, das Worte wie die seinen nicht als gegen das Kulturgewissen verstossend empfinde.[24]

Was geschah in Deutschland? Wann würde es dort «losgehen» (16.2.36 an I. Herz), worin sich die Rache des «machthabenden Gesindels» (11.2.36 an Heinrich Mann) äussern? Fürs erste nahm Thomas Mann nur die Deutschen wahr, die bei ihm vorsprachen «und sich über meinen Brief wie die Schneekönige freuten» (19.2.36 an R. Schickele). Sein Brief, fasste er am 7. März dessen Wirkung in Deutschland zusammen (7.3.36 an H. Hesse), «wird viel eingeführt, herumgetragen, vorgelesen; er ist aus Versehen sogar ein paarmal in extenso dort abgedruckt worden und – weiter nichts. Oder fast nichts. Etwas Rumor in der Partei-Presse [...]. Aber nichts Amtliches, keine Ausbürgerung, kein Verbot.»

So verhielt es sich tatsächlich. Zwar wetterte Heydrich, der Stellvertretende Chef der Geheimen Staatspolizei, über die «wohlformulierten Sätze des repräsentativsten deutschen Dichters»[25], nicht ohne ihrer formalen Qualität noch ungewollt Reverenz zu erweisen: «Diese masslosen Äusserungen stellen eine Beschimpfung und Verächtlichmachung des Deutschtums, des deutschen Volkes und seiner Führer dar, wie sie in ihrer stilistisch formvollendeten Umkleidung nicht gemeiner gedacht werden kann.» Thomas Mann kam aber «zugute», dass die Olympischen Spiele in Berlin vor der Tür standen. Sie räumten ihm aus propagandistischen Gründen, der Furcht vor aussenpolitischen Auswirkungen, eine «Schonzeit» (8.3.36 an M. Mohr) ein. Thomas Manns Bücher konnten in Deutschland weiterhin gekauft werden; nach einer Abrechnung von Anfang April hatte sich der jüngste Absatz sogar gesteigert. Erst am Jahresende erfolgten Ausbürgerung, Bücherverbot und definitive Enteignung.

«Mass und Wert»

Von Plänen zur «Gründung einer politisch-literarischen Monatsschrift im Verlage Oprecht» hatte Thomas Mann schon im Februar 1936 gehört; im Dezember sodann von einer «hohen Jahresspende der Frau Mayrisch für die Emigration»[1]. Das Tagebuch-Notat vom 3. Januar 1937 bringt beides zusammen: «Zu Tische der recht alberne *Breitbach* aus Paris. Gespräch über die grosse Spende der Frau v. Mayrisch und die Gründung einer Monatsschrift, möglicherw. mit Lion als Redakteur. Besuch Schlumbergers in Aussicht gestellt.» Damit sind die Namen fast aller Hauptbeteiligten an «Mass und Wert», wie die Zeitschrift zu heissen kommen sollte, schon gefallen: Aline Mayrisch de Saint-Hubert, liberale Sozialistin, vermögliche Witwe des luxemburgischen Stahlmagnaten Emile Mayrisch, stille Förderin vieler emigrierter Schriftsteller, fungierte als stärkste Stütze der finanziellen Trägerschaft. Joseph Breitbach war ein seit 1929 in Paris lebender deutsch-französischer Erzähler und Journalist, befreundet mit Emil Oprecht, dem Verleger, und mit Erika und Klaus Mann. Er und Jean Schlumberger, französischer Schriftsteller aus elsässischer Industriellenfamilie, gaben moralische und mäzenatische Beihilfen.

Ferdinand Lion

Die Vorstellung Lions, des Redakteurs, kann nicht in einem Satz erfolgen.[2] Lion stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Mühlhausen im Elsass. Das Grenzgängertum bestimmte ihn wesentlich. Zweisprachig wuchs er auf; sein ganzes Leben lebte er amphibisch zwischen zwei Nationen, Sprachen, Kulturen. Er war in Deutschland und in Frankreich zu Hause, in der Schweiz und in Italien, zwischen welchen Ländern er unablässig vagierte; ein Umgetriebener, dessen romantisch eingerichteten Lebensumstände auf eine Vielzahl von Protektoren abgestellt waren. Regelmässig nahm er die Gastlichkeit von wohlgesinnten Hoteliers in Anspruch. Den Mittagstisch bestellten Freunde und Gönner, über deren Einladungen er in seiner kaum lesbaren Schrift genau Buch führte.

Eine inkommensurable Figur; ein «Heinzel» (XIII, 215). Klein und zierlich, trug er einen buschigen Schnurrbart nach der Weise Nietzsches. Er betätigte sich als

Journalist (der wenig Zeitungen las), Essayist und Librettist. Er war Bohémien und Charmeur, Autodidakt, durchschlagsloser Dilettant, «Literatur-Clochard» (R.J. Humm). Dem Leicht- und Luftigen war sein Wesen zugetan, dem Neuen, Nächsten, der Vielfalt und dem Wechsel. Sein Faible für die Arabeske, das Schnurrige, seine Liebe zu Einfällen, ein überwältigender Spieltrieb machten den feinen und feinsinnigen Ästheten immer etwas unfassbar und unzuverlässig. Nie liess er sich ganz zur Rechenschaft ziehen, trat er mit beiden Beinen in die Schranken ausfluchtloser Verantwortlichkeit. Er beschied sich selbst, folgt man Klaus Mann, «Sensibilität als Lebensinhalt»; woraus denn «völlige Standpunktlosigkeit» und «totaler Mangel an Gesinnung» resultieren mochten (Tb KM 15.7.35, 1.3.37).

Thomas Mann, acht Jahre älter als Lion, kannte diesen aus seiner Münchner Zeit. Er traf ihn 1934 in Arosa wieder – Lion war 1933 in die Schweiz emigriert – und sah ihn später häufiger in Zürich. Lion war ein rückhaltloser Bewunderer Thomas Manns. Er verdankte ihm, wie er gerne zugab[3], einen Teil seiner Bildung und verfasste zwei Monographien über ihn. Es gelang ihm regelmässig, das zu sagen, was Thomas Mann hören wollte. So bestärkte er ihn gleich nach dem Wiedersehen in seiner abwartenden Haltung gegenüber der deutschen Entwicklung. Wer liebt nicht, der ihn in seinen Ansichten, zumal den ungefestigten, bestätigt! Vermutlich beeindruckte Thomas Mann auch Lions graziös-geschmeidige Weltläufigkeit, seine Beschlagenheit in der französischen Literatur und Kultur, welch letztere ihm selbst weitgehend abging. Aber sein Verhältnis zu dem «häkelig-mäkelig Köpfchen» (6.9.37 an M. Gumpert) war doch ein kritisches. Lion, höchstens der äusseren, nicht der moralischen Statur nach ein Settembrini, beurteilte alles, selbst den Nationalsozialismus vorwiegend unter ästhetischem Gesichtspunkt; er zog sich so auch Thomas Manns Tadel zu, «charakterlos» (Tb 23.1.38) zu causieren.

Die Konzeption

Die Spende der Frau Mayrisch betrug dreimal 10 000 Schweizerfranken. Dass mit dem Geld eine Zeitschrift gegründet werden sollte, war bald beschlossene Sache, und Thomas Mann entschied auch die Frage der ihm angetragenen Herausgeberschaft: schnell in positivem Sinn. Unterstützt wurde er durch den Umstand, dass – wie er es sah – nach einer freien deutschen Zeitschrift «von allen Seiten gerufen» (Tb 2.2.37) wurde. Gerade teilte René Schickele mit, «Die weissen Blätter», seine 1915-1919 herausgegebene pazifistische Zeitschrift, erneuern zu wollen. «Die weissen Blätter»? Dort war doch einst, im November 1915, Heinrich Manns Zo/zz-Essay erschienen und hatte dem darin attackierten Bruder eine Wunde geschlagen, die zu schwären nie ganz aufhörte. Daran muss Thomas Mann sogleich gedacht haben; mit rein sachlichen Gründen lässt sich die Stärke seiner Reaktion – «fatal, Fusionierung

der Pläne notwendig» (Tb 2.2.37) – kaum erklären. Abwehrend nahm er also ohne Zögern Stellung für die zu gründende Zeitschrift und verteidigte sie, als sei sie schon eine Tatsache. (Später tendierte er gegen andere Zeitschriften zu Rivalitätsgefuhlen.)

Die sich aufdrängende Frage, weshalb Thomas Mann so spontan positiv auf den Zeitschriftenplan reagierte und die Herausgeberschaft mit allen damit verbundenen Belastungen annahm, wäre näherer Untersuchung wert. Zu vermuten ist, dass die beiden öffentlichen Absagen an das Nazi-Regime, insbesondere der unmittelbar vorangegangene Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn, mit dem er auf den Entzug der Ehrendoktorwürde reagierte (XII, 785-792), nicht nur von fernerer Rücksichtnahme frei machten, sondern sogar ein Bedürfnis schufen nach neuer Bindung, weiterer Solidarisierung mit der Emigration, Betätigung und Bestätigung in der neu definierten Position. Der Zeitschrift war Thomas Manns Neigung sicher, weil sie vertreten und verbreiten würde, was er unlängst auch öffentlich zu seiner Sache gemacht hatte. In ihr konnten Geist und Kunst als organisierte Mächte dem Ansturm der Barbarei die Stirn bieten.

Es ging also nicht mehr um das Ob-überhaupt, sondern nur noch um das Wie der Zeitschrift. Die Konzeptionsphase galt der Entwicklung des Plans, der Erörterung von Entwürfen, dem Einbezug der Vorstellungen aller Beteiligter. Sie brachte vielfachen Austausch über Sinn und Geist, Beratung über Programm und «inneren Umfang» (Tb 20.1.37), die personelle, die finanzielle Seite; Konferenz auf verschiedenen Schauplätzen.

Einiges stand von Anfang an ausser Frage. So der Verleger: dafür kam «nur Oprecht in Frage» (Tb 31.1.37). Bestimmt war auch der Herausgeber. Sollte es einen Mit-Herausgeber geben? Mehrere Namen wurden diskutiert. Unter ihnen trat jener des Basler protestantischen Theologen Karl Barth hervor, der vor 1935 in Bonn Professor gewesen, dann von den Nazis verabschiedet worden und seither in seiner Heimatstadt tätig war. Von ihm sah man aber ab, da seine «Stellung Hemmungen brächte» (Tb 18.2.37). Das schob Konrad Falke in den Vordergrund. Dieser hatte Thomas Mann Mitte März ein Manuskript gesandt; es wurde zwar abgelehnt, brachte seinen Autor aber als Herausgeber ins Gespräch. Man fragte ihn an, und Falke liess sich gewinnen.

Konrad Falke (Pseudonym für Karl Frey) wusste sich finanziell unabhängig. Nach einigen Jahren als Privatdozent für Ästhetik zog er sich 1916 auf sein Gut *Morgensonne* in Feldbach zurück und führte ein Leben als Privatgelehrter und Schriftsteller. Er schrieb in klassizistischem Stil zahlreiche Dramen und mehrere Romane, unter anderem *Im Banne der Jungfrau* (1909), zu dessen Erfolg die Zweideutigkeit seines Titels einiges beigetragen haben soll. Falke hatte sich als Verfasser antinationalsozialistischer Aufsätze in der NZZ seine Unbeliebtheit in Deutschland redlich verdient und passte gut ins Konzept. Er spielte bei «Mass und Wert» aber

keine sehr gegenwärtige Rolle und diente vorwiegend als Alibischweizer, zur Absicherung der Exilzeitschrift gegen deutschen Druck und gegen innerschweizerische Polemik. Im August 1938, nachdem weitere Beiträge von ihm abgelehnt worden waren, wünschte Falke gekündigt zu werden. Im Impressum wurde er freilich bis zur letzten Ausgabe angeführt.

Die Rolle Thomas Manns

Was macht ein Herausgeber, oder genauer: der Herausgeber von «Mass und Wert»? Antwort: alles. Thomas Mann half der Zeitschrift in den Sattel und half ihr, sich darin zu halten. Überall nahm er, wie er es recht zurückhaltend ausdrückte, «einen gewissen allgemeinen Einfluss» (14.10.37 an C. Seelig). Entsprechend seine Inanspruchnahme: fast tägliche Beratungen über die Zeitschrift, Korrespondenz in ihrem Interesse, mit Lion, Oprecht; mit Dutzenden anderen. Thomas Mann hatte massgeblichen Anteil an der Gestaltung. Er prüfte die Druckvorlagen über Farben des Titelblatts, entschied das Satzbild. Er warb um Mitarbeiter, bat um Beiträge. Er kümmerte sich um Honorarfragen und Bezahlungsmodalitäten. Er nahm Angebote entgegen, sichtete unzählige Manuskripte, beurteilte sie, sandte sie zurück, unter Hinweis auf die geringe Aufnahmefähigkeit der Zeitschrift oder mit anderen diplomatischen Formeln. Wo er sie weiterleitete (»Abwälzung an Oprecht» [Tb 2.4.37]), fugte er gutachtende Sätze an. Er trat für von Lion abgewiesene Beiträge ein und setzte sie wenn nötig autoritativ durch. Er machte Vorschläge zur Aufteilung der einmal ausgewählten Beiträge auf die verschiedenen Hefte. Er redigierte Texte, telefonierte mit Autoren «wegen Tilgung einer Schärfe» (Tb 26.7.37), las Korrekturen. Er vertrat die Zeitschrift gegen aussen und nahm sie in Schutz.

Und er war selbst der eifrigste Beiträger, durch seine Vorworte, den Zürcher Vortrag *Richard Wagner und der «Ring des Nibelungen»,* die *Rede bei der Eröffnung der Thomas Mann Library an der Yale-University,* weite Teile seines Princetoner Kollegs über *Faust,* das Vorwort zu einer amerikanischen Ausgabe von *Anna Karenina,* und vor allem durch den Roman *Lotte in Weimar,* der vom ersten Heft an als Vorabdruck in Fortsetzungen erschien. Peter Stahlbergers Fazit ist demnach nichts hinzuzufügen[4]:

> Letztlich jedoch war ,Mass und Wert' [...] die Zeitschrift Thomas Manns. Er gab ihr mit seinen Vorworten zu jedem der drei Jahrgänge [...] das Gepräge; er stand am Anfang und bestimmte schliesslich auch das Ende; er bewegte verschiedene Freunde zur Mitarbeit an der Zeitschrift und vermittelte bei Spannungen zwischen Redakteur und Mitarbeitern, Redakteur und Verleger; kurz: er war ,der feste Punkt* (Ferdinand Lion), er war selber das Mass und bestimmte den Wert von ,Mass und Wert'.

Auch der Titel stammte von Thomas Mann. Rasch, nach wenigen Tagen gefunden, wurde er unverändert beibehalten. Als Untertitel kam «Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur» hinzu. Thomas Mann machte kein Hehl daraus, dass er den Titel, der so sehr sein Künstler- und Repräsentantenselbstverständnis reflektierte, programmatisch verstand (23.2.37 an H. Hesse): «Der Name sagt Einiges aus über den Geist, in dem die Zeitschrift geführt werden soll, den Sinn und die Haltung, die wir ihr zu geben versuchen werden. Sie soll nicht polemisch, sondern aufbauend, produktiv, zugleich wiederherstellend und zukunftsfreundlich zu wirken suchen und darauf angelegt sein, Vertrauen und Autorität zu gewinnen als Refugium der höchsten zeitgenössischen deutschen Kultur für die Dauer des deutschen Interregnums.» Sie sollte «der Würde und Autorität des deutschen Geistes und des humanen Gedankens überhaupt dienen» (22.2.37 an K. Barth).

Das Vorwort zum ersten Jahrgang

Der Zeitschrift «Last, Verlegenheit und Sorge» (Tb 4.5.37) spürte Thomas Mann schon in der Vorbereitung auf die erste Nummer, vor allem nach seiner Amerika-Reise vom April 1937, die ihn der «Zürcher Pflichten» (Tb 28.4.37) für kurze Zeit enthoben hatte, und er empfand eine «starke Neigung das Ganze abzuwerfen». Auf dem Magen lag ihm vor allem das Problem des Vorworts. Lustlos machte er sich daran und «erkämpfte» (Tb 9.5.37) sich während gut zweier Wochen Zeile um Zeile. Wo die Arbeit privatim mitgeteilt, in Abschrift übermittelt oder vorgelesen wurde, traf sie auf Billigung bis Begeisterung. Lion liess wissen, das Vorwort sei «‚das einzig Gute, das er habe'» (Tb 30.5.37). Mit Missmut, dem vielleicht auch etwas Stolz einschlägig war, kommentierte Thomas Mann: «Ich habe gleich gewusst, dass ich die Zeitschrift allein machen muss.» In einem Brief fügte er hinzu (31.5.37 an R. Schickele): «woran die Sache denn auch wohl scheitern wird».

Das Geleitwort, mit dem Thomas Mann das erste Heft auf den Weg schickte (XII, 798-812), sollte vieles leisten. Es sollte die Titelwahl begründen, die Existenz der Zeitschrift überhaupt rechtfertigen, ihre Aufgabe erörtern, das Programm darlegen, und das alles konnte nur vor der Beschreibung der allgemeinen Problematik der Zeit geschehen. Entsprechend viele Aspekte enthält dieses gute Dutzend Seiten; gefragt sei hier nur danach, was es für Thomas Mann selbst bedeutete.

Man merkt dem Vorwort die starken Ischias-Schmerzen an, unter denen es geschrieben wurde, müsste man sagen, meinte man nicht zu wissen, dass Kampf und Krampf, seine umständliche Gedankenführung, die ins Substanzlose verallgemeinerte Begrifflichkeit («revolutionärer Traditionalismus», «Totalität des Humanen») von tiefer her rührten. Das Vorwort agiert aus der Defensive, er ist im Wesentlichen

Apologie in eigener Sache. In Frage stand letztlich die Legitimation von Thomas Manns Position, ja Existenz, der Sinn des eigenen dichterischen Tuns. Durfte Kunst in finster politischer Gegenwart sein, durfte das ästhetische Schaffen in überwältigend «schundigen», den Geist depravierenden Zeiten, in Zeiten der Inflationierung aller Werte und Begriffe ein kleines Trotzdem glaubhaft behaupten? Es ist ein Fragender, der versichert: «Künstler wollen wir sein und Anti-Barbaren, das Mass verehren, den Wert verteidigen, das Freie und Kühne lieben und das Spiessige, den Gesinnungsschwund verachten – ihn am besten und tiefsten verachten, wo er sich in pöbelhafter Verlogenheit als Revolution gebärdet.» Es ist ein Zweifelnder, der behauptet, «dass Kunst als Gesinnung und menschliche Haltung nie beispielhafteren, nie hilfreicheren, ja rettenderen Berufes gewesen ist als eben heute». Beweise dafür brachte Thomas Mann keine bei; seine Idee von der «beispielgebenden Sendung der Kunst in dieser Zeit» blieb unbelegt. Seine Deklaration: «Not tut die Besinnung auf ein souveränes Mass, an dem die Tatbestände, die Menschen, die Werke zu messen sind, von dem sie ihren rein menschlichen Wert erhalten», wirkt vor dem Hintergrund der realen Weltpolitik als hilfloser Idealismus, eskapistisch nicht in der Intention, aber im Effekt. Es liegt deshalb nahe, dieses Vorwort in eine Reihe mit den *Betrachtungen eines Unpolitischen* zu stellen: auch hier ging es um qualvolle Standortbestimmung, die Selbstrechtfertigung eines Geistigen, aus Anlass oder unter dem Vorwand einer politischen Abhandlung. Zu vergleichen wäre dieses Vorwort aber auch mit der Rede *Von Deutscher Republik*, insofern es sich nicht nur nach rückwärts richtete, sondern – wenn auch mit unzulänglichen Mitteln – versuchte, sich der Gegenwart und Zukunft und ihren Forderungen zu stellen.

Lions Redaktionsführung

Im September 1937 trat «Mass und Wert» auf den Plan. Erster Abonnent war, tatsächlich, das italienische Generalkonsulat. Die NZZ brachte eine «freundliche Besprechung» (Tb 17.8.37), und überhaupt begegnete die junge Zeitschrift «grossem Interesse der Weltpresse» (Tb 20.8.37). Thomas Manns Vorwort wurde in Leitartikeln besprochen und nachgedruckt; es soll auch in Deutschland verbreitet worden sein. Das zweite Heft fand Thomas Mann «vorzüglich» (Tb 16.10.37), und so auch die grosse Mehrzahl der folgenden.

Aber schon bald auch traten «Mängel» (Tb 26.12.37) zutage. Sie lagen hauptsächlich in der Amtsführung des Redakteurs, mit der niemand so recht glücklich wurde. Lion war vor allem der Kandidat der Mäzenin gewesen, weniger jener Thomas Manns, der auch an andere gedacht hatte.[5] Lion hatte den Redaktorenberuf sowenig gelernt wie einen andern und gebärdete sich doch als «Herr Redakteur» (16.12.37 an Klaus Mann). «Sehr eifersüchtig auf seine Befugnisse» (6.9.37 an M.

Gumpert), waltete er mit Wankelmut und Willkür und wählte mit spitzen Fingern aus. Er gab sich streng und unnachgiebig, lehnte Beiträge ab, die Thomas Mann gerne veröffentlicht gesehen hätte, oder brachte sie erst nach ultimativem Insistieren. Er liess Artikel an den Autor zurückgehen, deren Erscheinen er fest zugesagt, ja die er schon in Satz gegeben hatte, und musste vom Herausgeber gemahnt werden, Ausfallhonorare zuzugestehen. Zu Lions Usanzen gehörte es auch, sich selbst auszubreiten, Beiträge anderer aber in selbstherrlicher Weise, ohne vorgängige Konsultation der Verfasser kräftigst zu kürzen. Seine Eigenmächtigkeit verbitterte diesen Autor und schreckte jenen ab. Mit einem Wort: Lion war ungeeignet für sein Amt und überfordert. Er verstand es nicht, der Zeitschrift zu Konstanz, zu einer Linie zu verhelfen. Später räumte er selbst ein, dass ihm mit der Redaktionsführung von «Mass und Wert» eine Aufgabe gestellt worden sei, die seine «spielerische Freude am Neuen» weit überstiegen habe[6].

Im Gegensatz zu allen andern bedeutenden Exilzeitschriften erschien «Mass und Wert» nur jeden zweiten Monat. Dieses konzeptionelle Handicap aber, auf Fragen der aktuellen Politik nicht spontan reagieren zu können, war nur ein theoretisches. Denn Lion brachte ohnehin kaum Themen, welche die Emigration bewegten. Aktualität war nicht nur bloss bedingt möglich, sie war bei ihm auch wenig erwünscht. Stellungnahmen zum weltpolitischen Geschehen begegnen nur marginal und grundsätzlich-überzeitlich. Lion bevorzugte das Esoterische und das Beiläufig-Absei tige. *Die Götter der Griechen-, Jesus oder die Kirche-, Weisser Mann, wohin?; Bemerkungen über den Indeterminismus in der Quantenphysik-, Die Schönheit des Lyrischen-, Prometheus und das Primitive-, Trilogie altindischer Mächte und Feste der Vegetation* – dergleichen als «höchste zeitgenössische deutsche Kultur»; dergleichen für ein Emigrantenpublikum? Gelegentlich wurde die Zeitschrift für ein trocken-akademisches Fachblatt im Bereich Mythologie und Philosophie gehalten, für eine Plattform zur Rehabilitierung der Langeweile. Das Odium des Faden haftete ihr mit einigem Recht an. Sie mied nicht nur die Polemik, sie hielt sich nicht nur der schrillen Kontroverse fern, sondern frei auch von Witz, Humor und Satire. All dies war es nicht eben, womit sich mögliche Klientel anlocken, der an sich schon begrenzte Leserkreis vergrössern liess.

Finanzierungsprobleme

Durch den Anschluss Österreichs an das Dritte Reich vom März 1938 verkleinerte sich das Absatzgebiet noch weiter; «Mass und Wert» sah sich «von einem wertvollen Tausend unter die totalitäre Fuchtel geratener Leser abgeschnitten» (XII, 816). Dies geschah in einem Moment, als Thomas Mann eben in den Vereinigten Staaten weilte. Dort erfuhr er, dass man in der Schweiz die Zeitschrift weiterfzuführen ge-

dachte, und er versicherte, ihre Herausgabe beizubehalten. «Die Zeitschrift wird fortbestehen, trotz aller Ungunst der Zeiten», schrieb er im Vorwort zum zweiten Jahrgang (XII, 812). Er liess dieses auch der «Washington Post» zukommen, in der Absicht, mit der Zeitschrift in den USA Fuss zu fassen. Aber die Hoffnung auf amerikanische Leser und Mitarbeiter erfüllte sich nicht. Es tönt etwas verdächtig und zweckoptimistisch, wenn Thomas Mann betonte, die *geistige* Lebensfähigkeit der Zeitschrift habe sich nachgerade erwiesen (6.1.39 an F. Lion) – von der *ökonomischen* Lebensfähigkeit schwieg er.

Die Auflage von «Mass und Wert» befand sich in stetem Krebsgang. Mit 6‘000 war man gestartet; im zwei ten Jahr erreichte man 3‘000-3‘500, nach Kriegsausbruch schliesslich noch etwa 1‘500 bis 2‘000 (gedruckte, nicht verkaufte) Exemplare pro Nummer. Kostendeckend war die Zeitschrift nie; nur ganz am Anfang, wenn überhaupt je, hatte sie mit Finanzierungsproblemen *nicht* zu kämpfen. Zum Grundstock, den Frau Mayrisch bereitstellte, kamen andere Spenden. Aus Amerika gingen mehrere «Briefe mit kleinen Cheks ein, veranlasst durch das Vorwort» (Tb 27.8.37). Auch Agnes E. Meyer, Thomas Manns amerikanische Gönnerin, beteiligte sich an der Unterstützung.

Aber bereits im Herbst 1937 zogen die ersten dunklen Wolken auf, als die Hauptgeldgeberin drohte, ihre Zahlungen einzustellen, offenbar, weil sie – was Thomas Mann sehr betraf – der Kassenführung misstraute. Schon jetzt wurde das Gespenst eines vorzeitigen Eingehens der Zeitschrift beschworen und wurden die ersten Durchhalteappelle laut. Frau Mayrisch zahlte vorerst weiter, begann dann aber, Bedingungen zu stellen; Anfang 1939 hörten ihre Zuschüsse auf.

Der Subventionierungsabbruch war ein schwerer Schlag für die Zeitschrift und Ersatz nicht leicht zu beschaffen. Thomas Mann erklärte sich bereit, auf ausstehende und zukünftige Honorare ganz zu verzichten, machte Vorschläge für eine «allerrationellste und sparsamste Geschäftsführung» (30.1.39 an E. Oprecht) und bemühte sich um neue Finanzierungsquellen. Von «russischem» Geld (Tb 14.1.39) ist die Rede; nur einmal. Es gelang Thomas Mann dann, Agnes E. Meyer abermals zu einer Spende von namhaften 2000 Dollar zu bewegen. Das reichte – bis auf weiteres.

Im Juli 1939 stand es um die wirtschaftliche Lage von neuem, zart gesagt, übel. Im Januar hatte Thomas Mann, nach den genannten Enttäuschungen, eine Verpflanzung der Zeitschrift noch abgelehnt – sie sei europäisch von Natur, und mit den Deutschamerikanern sei wenig anzufangen –; nun regte er wenigstens eine Verlegung der Herstellung nach Holland an, wo günstigere Verhältnisse vorlägen und die Druckkosten billiger seien. Der Kriegsausbruch liess diese Pläne nicht weiter verfolgen.

Das erste Heft war noch nicht ausgeliefert, als man sich schon über Lions Ablösung und Nachfolge Gedanken zu machen begann. Lions Position blieb allezeit bedrängt; dass er sich so lange halten konnte, ist wohl der Protektion der Hauptmäzenin zuzuschreiben. Im Dezember 1937 hatte Emil Oprecht den Wunsch, den Schweizer Schriftsteller Albin Zollinger (1895-1941), der seit 1936 «Die Zeit» in Bern redigierte, hinzuzuziehen und ihm den kritischen Teil zu übergeben. Zollinger wurde ab Heft 5 als Kritiker im Impressum aufgeführt, nachdem er schon in Heft 4 mit Gedichten vertreten gewesen war. Am Rande sei erwähnt, dass neben Zollinger (und Konrad Falke) eine ganze Reihe anderer Schweizer Schriftsteller in «Mass und Wert» zu Wort kam, wie Ludwig Hohl, R. J. Humm, Denis de Rougemont, Hermann Hiltbrunner, Hans Mühlestein, Albert Ehrismann, Annemarie Schwarzenbach, Hans Albrecht Moser, Adrien Turel, Erwin Jaeckle.

Lion erhielt Anfang 1938 nochmals einen neuen Vertrag; immer vernehmlicher war aber schon von Golo Mann als zukünftigem Redaktor die Rede. Im Juli 1939 erfolgte die Ablösung. Thomas Mann bat Lion, der auf sie seit Langem vorbereitet war, das Interesse an «Mass und Wert» zu behalten. So schlecht sei er mit der Zeitschrift ja gar nicht gefahren, vielmehr habe er in den zwei Jahren «rund und nett 17000 Franken eingesäckelt»[7]. – Lion tat nach seiner Absetzung nicht mehr mit, blieb aber, nachdem er den Weltkrieg in einem französischen Benediktinerkloster versteckt überlebt hatte, in Thomas Manns Nähe und Sphäre und schrieb sein zweites, vom Protagonisten ironisch-distanziert eingeleitetes Buch über ihn. Er starb 1965, in Kilchberg.

Seinem Nachfolger war es nicht vergönnt, sogleich die Arbeit aufzunehmen, «Mass und Wert» attraktiver zu gestalten und die von «Lion Erniedrigten und Beleidigten» (20.8.39 an A. Neumann) zu versöhnen. Golo Mann nämlich fiel unter die am 20. Januar 1939 über alle Emigranten verhängte Visumspflicht, wodurch sich seine Einreise hinauszögerte. Im Juli ersuchte er um die Aufenthaltsbewilligung in Zürich. Das städtische Arbeitsamt bat daraufhin den Schweizerischen Schriftsteller-Verband um eine Stellungnahme. Am 24. August gab dessen Sekretär Karl Naef Antwort. Er beantragte, dem Gesuch nicht zu entsprechen. Mit der Ablehnung sei es Golo Mann nicht unmöglich gemacht, die Redaktion von einem anderen Land aus zu leiten. Es findet sich in Naefs Schreiben nun auch eine Anmerkung, deren Häme herunterzuspielen auch der Umstand, dass sie vertraulich behandelt werden sollte, nicht geeignet ist[8]: «Im Übrigen muss, bei aller Hochachtung vor Thomas Mann, gesagt werden, dass sich der Aufenthalt dieser Familie in der Schweiz nicht gerade vorteilhaft ausgewirkt hat. Es sei nur an den Skandal erinnert, den Erika Mann s.Zt. mit ihrem Kabaret heraufbeschworen hat.» – Dank Emil Oprechts guten Beziehun-

gen zu sozialdemokratischen Amtsinhabern gelang es dann doch, dem «rasanten Politiker» die Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis zu verschaffen[9]. Er besorgte, zusammen mit Oprecht, die Redaktion ab Heft 1 (November bis Dezember 1939) des dritten Jahrgangs, des letzten, den die Zeitschrift noch durchstand.

Trotz Zweifeln hatte Thomas Mann auch nach Ausbruch des zweiten Weltkriegs den Wunsch, die Zeitschrift weiterzuführen. Schwierigkeiten bereiten würde ihm aber, «unter diesen Umständen die richtige Haltung» für die Zeitschrift zu finden (26.9.39 an Golo Mann). «Wie schwer das sein wird, zeigen mir die Hemmungen, die mich jedesmal befallen, wenn ich versuche, mir das prinzipielle Geleitwort vorzustellen, das ich [...] für die Kriegsausgaben von ‚M.u.W.' schreiben müsste.» Kein Vorwort hat Thomas Mann mit leichter Hand verfasst; auch die Arbeit an jenem für den dritten Jahrgang kam nicht über den Status einer «notgedrungenen Beschäftigung» (Tb 14.10.39) hinaus. Es wurde von allen Vorworten das kürzeste und entschiedenste, mit starker Orientierung auf das «Soziale». Mit ihm geriet Thomas Mann – das einzige Mal, wie es scheint – in Berührung mit der schweizerischen Militärzensur[10], der die Zeitschrift seit Kriegsbeginn unterlag. Das um zwei Monate verspätete Erscheinen des Heftes – es kam wegen des Kriegsbeginns statt im September 1939 erst im November heraus – erklärte das Vorwort wie folgt (XII, 818): «Es war nur ein Zögern und kurzes Besinnen. Unser Beschluss ist gefasst: diese Zeitschrift soll fortbestehen.» Ab der März/April-Ausgabe 1940 musste der Untertitel von «Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur» in «Zweimonatsschrift» verkürzt werden. Zu diesem Zeitpunkt verlor auch Golo Mann den Glauben an die Notwendigkeit von «Mass und Wert».

Die Einstellung

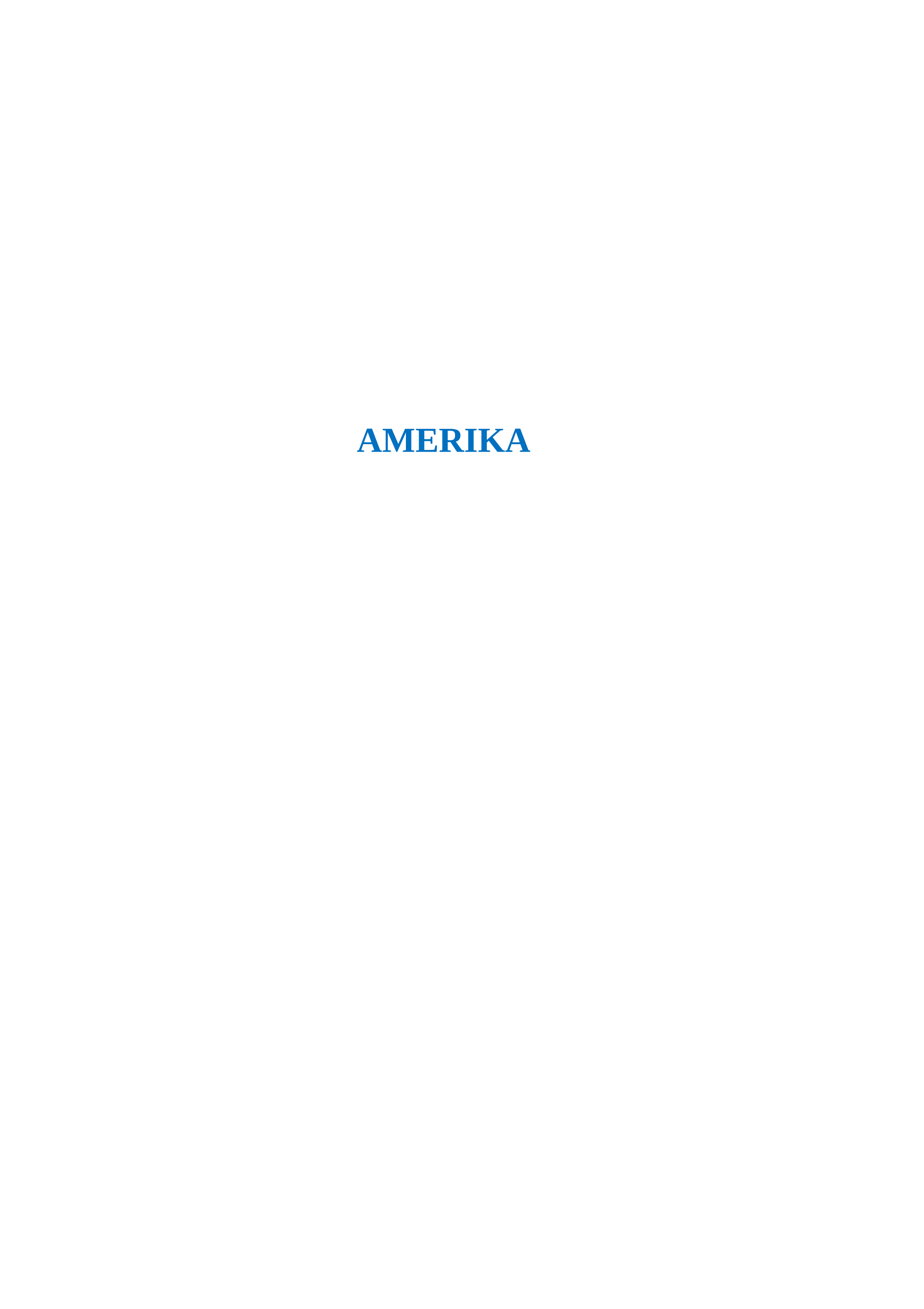
Im Herbst 1940, nach dreijähriger Lebensdauer, musste die zeitlich letzte Kulturzeitschrift des deutschen Exils von Bedeutung eingestellt werden; mit knapper Not und unter Deklarierung des September/Oktober/November-Hefts als Doppelnummer erreichte man so wenigstens noch die Vollendung des Jahrgangs. Das Schlussheft wurde anstelle Golo Manns, der sich Ende Mai als Kriegsfreiwilliger in Frankreich hatte nützlich machen wollen (und prompt interniert worden war), von Emil Oprecht mit Hilfe Hans Mayers redaktionell zusammengestellt. Die Gründe, die den Untergang besiegelten, waren wirtschaftlicher, politischer, personeller und technischer Natur.

Der Zuschuss, den Agnes E. Meyer im Frühling 1940 noch einmal leistete, änderte an der chronischen Unterbilanz wenig. Immer hatte man nur schmale Leserschichten erreicht; durch das Kriegsgeschehen wurde der Markt noch einmal drastisch verkleinert. Die finanziellen Schwierigkeiten erwiesen sich als unüberwindlich.

Hinzu trat die noch verstärkte Zurückhaltung bei der Kommentierung politischer Ereignisse, die in der Schweiz seit Kriegsausbruch zu üben war und die noch stärker dazu zwang, «das Politisch-Gesinnungsmässige im Indirekten [zu] halten» (12.7.40 an H. Kesten). Da Thomas Mann nunmehr in Amerika lebte, hätten sich Kommunikationsprobleme ergeben, technische und andere (16.2.41 an A. E. Meyer): «Die Communication zwischen der Schweiz und Amerika ist so schwierig geworden (und kann eines Tages ganz abreissen), dass die Verteilung der Redaktion auf Zürich und New York oder gar Californien nicht möglich sein wird. Und ausserdem würde man Editorials von mir erwarten, die zu schreiben ich ganz ausserstande bin, da sie den gegenwärtigen europäischen Verhältnissen angepasst sein müssten und ich nicht einmal weiss, was man in der Schweiz noch sagen kann und was nicht mehr oder noch nicht wieder.» Schliesslich blieb das Problem der verwaisten Redaktion – Emil Oprecht, der als Fourier der Bäcker-Kompanie 7 häufigen Militärdienst leistete, konnte sie alleine nicht besorgen.

In seiner Gedenkrede für Oprecht hat Thomas Mann darauf hingewiesen, dass der Verleger trotz der hohen Kosten mit mehr Eifer und Zähigkeit an «Mass und Wert» gehangen habe «als wir Herausgeber und Redaktoren selbst, und als wir nach ein paar Jahren fanden, zu viele Umstände [...] sprächen dafür, das Unternehmen einzustellen, war er es, der rechnende Geschäftsmann, der sich dagegen wehrte, der weiter zusetzen und die Zeitschrift fortgeführt sehen wollte» (X, 527). Nein, es war Thomas Mann, der einsah, dass die Zeitschrift unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr zu halten war, und das Ende verfugte. Er hatte Gefallen an der Zeitschrift bis zuletzt und hing ihr an mit der Treue, mit der er allem einmal Angefangenen verpflichtet blieb. Aber er sah einfach nicht mehr, wie das «in jedem Sinn [...] traurige Ereignis» (30.1.39 an E. Oprecht) zu vermeiden wäre. Ausserdem war es auch so, dass er selbst in Amerika das Forum von «Mass und Wert» nicht mehr brauchte. Vielleicht hatte er es schon gleich nach seinem Vorwort zum ersten Jahrgang nicht mehr gebraucht; sicher aber stand nunmehr die Zeitschrift für ihn, der wieder einen Schritt gemacht hatte, schief in der biographischen Landschaft, war überlebt, aus einer überstandenen Epoche, und die Lösung von ihr bedeutete auch eine Entlastung und Bereinigung.

Beide, Mann wie Oprecht, sprachen nur von vorläufiger Einstellung (16.2.41 an A. E. Meyer): «Nennen wir es eine Ruhepause. Vielleicht kommt der Tag ihrer Auferstehung.» Emil Oprecht wollte denn auch, trotz der erlittenen Verluste, die Zeitschrift 1945 wieder ins Leben rufen. Thomas Mann aber, dessen tatkräftiger Unterstützung und Energie es bedurft hätte, unternahm nichts zur Erneuerung. «Mass und Wert» war für ihn ein abgeschlossenes Kapitel.



AMERIKA

Annäherung an die Vereinigten Staaten

Die ersten drei Amerika-Reisen

Thomas Manns erste Amerikafahrt ergab sich erst von der Schweiz aus. Mittlerweile waren fast alle erzählerischen Werke bei seinem amerikanischen Verleger Alfred A. Knopf erschienen. Knopfs Gattin Blanche hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jedes Jahr nach Europa zu kommen, um sich nach Autoren umzusehen. Im April 1934 besuchte sie dabei das Ehepaar Mann und lud es in die USA ein. Sowohl Thomas wie Katia Mann sagten spontan zu. Die Reise «ins Weite auf die andere Seite der Erdkugel» (Tb 17.5.34) dauerte vom 18. Mai bis zum 19. Juni und war ein voller Erfolg. Thomas Mann stiess auf eine Popularität, die ihn überraschte. Man behandelte ihn überall aufs Ehrenvollste und machte ihn mit wichtigen Persönlichkeiten bekannt.

Dieses erste Amerikaerlebnis führte zu einer Überprüfung des Standortes in der «Mausefalle» Schweiz. Man bedachte «die Gefahren einer europäischen Explosion, die uns in der Schweiz beträfe» (Tb 20.6.34). Kein Wunder, fand Thomas Mann die Verse Freilingraths, die ihm René Schickele zum Jahresende schickte, «hübsch gewählt» (Tb 31.12.34):

Mir ist, als müsst' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Teils Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Die zweite Amerikareise folgte schon 1935, vom 10. Juni bis zum 13. Juli. Auch diesmal handelte es sich um einen Triumphzug mit «Welttrubel» (Tb 7.7.35) zuhauf. Thomas Mann durfte, zusammen mit Albert Einstein, den Ehrendoktor of Letters der Harvard University entgegennehmen. Eine Audienz bei Präsident Roosevelt nutzte er, diesen über die Nazis zu unterrichten. Es kam übrigens auch, zwischen New York und Washington, zu Thomas Manns erstem Flug (10.7.35 an G. Bermann Fischer): «ein technisches Abenteuer [...], mit einem Blick wie vom Rigi».

Eine Auswanderung nach Amerika fasste Thomas Mann nun ernsthaft ins Auge,

daneben auch die Übersiedlung in «periphere Gebiete» Europas (Tb 22.1.36). Man legte den Manns die Niederlassung da und dort nahe und allgemein die Ratsamkeit des Fortziehens aus der unsicheren Schweiz. Als Resultat ihres Schwankens aber hielt Thomas Mann das vorläufige Verbleiben in der Schweiz fest – «ein wahrscheinlich vernünftiges Resultat» (Tb 13.5.36). Man blieb an Ort – und schwankte weiter. «Warum bringt man sich nicht in Sicherheit?» fragte Thomas Mann sich rhetorisch selbst (Tb 21.10.36). «Man lebt mit eigentümlichem Fatalismus in den Tag und in das Chaos hinein.» Auch Klaus und vor allem Erika Mann betrieben die Übersiedlung. Erika berichtete aus New York von einem «äusserst seltsamem Gefühl in der Magengegend, an Euch zu denken, im Zusammenhang mit dem Hexenkessel in welchem Ihr sitzet [...] vielleicht entschliesst Ihr Euch doch urplötzlich, nächstes Jahr hierherzuverziehen, ehe Europa deutsch wird»[1]. Ihr Drängen aber wie auch Klaus' Insistieren blieben zunächst ergebnislos.

Bei der Vorbereitung zu seiner dritten Reise in die Vereinigten Staaten vom 6. April bis zum 2. Mai 1937 zog Thomas Mann – wie dann auch 1938 wieder – Mary Hottinger-Mackie (1893-1978) bei, eine seit 1926 in Zürich ansässige schottische Schriftstellerin, Übersetzerin und Herausgeberin, bis 1950 Dozentin für englische Literatur und Sprache an der Volkshochschule und der Universität. Ein knappes dutzendmal sprach er bei Mrs. Hottinger an der Forchstrasse vor oder empfing sie bei sich, um den korrekten englischen Vortrag und seine «Akzentuierung» (Tb 3.4.37) zu üben.

Die Reise trug keinen eigentlichen Rekognoszierungscharakter, sowenig wie die vorhergegangenen. Die Erfahrung der «exzeptionellen Stellung [...], deren ich mich hier erfreue» (15.4.38 an G. Bermann Fischer), machte Thomas Mann aber besonders hellhörig. Er nahm zur Kenntnis, dass sich in Amerika seine Bücher verkauften, dass er hier ein nicht sehr grosses, aber dankbares Publikum sein eigen nennen durfte. Die Presse war neugierig auf ihn; die Interviews begannen sich zu häufen. Auch in ihnen nahm er die Gelegenheit wahr, nach bewundernden Worten für das amerikanische Speiseeis über die deutschen Verhältnisse aufzuklären und öffentliches Interesse dafür zu erregen. Auf der Rückfahrt sann Thomas Mann über die «Eröffnung neuer Lebensperspektiven» (Tb 28.4.37); zu Hause «über die Vorzüge Amerikas» (Tb 5.6.37). Aber würde er die Kraft überhaupt noch aufbringen zum neuerlichen Fortschritt?

Die vierte Amerika-Reise 1938

Am 15. Februar 1938 brach Thomas Mann das vierte Mal nach den Vereinigten Staaten auf, zu einer Vortrags tournee durch fünfzehn Städte, die ihn vom Atlantik bis zum Pazifik führte. Es wurde die mit Abstand längste Reise, sie dauerte fast fünf

Monate. Schuld daran war hauptsächlich der deutsche Einmarsch in Österreich vom 11. März 1938 und die darauffolgende Annexion. Sie lösten, was an Gewissheit noch vorhanden war, in lauter offene Fragen auf (Tb 17.2.38): «Die Wirkung auf die Schweiz? Wohin? Paris? London? Amerika?» Die Entwicklung erinnerte Thomas Mann beklemmend an die Umstände des Exilbeginns (14.3.38 an F. Lion): «Das Spiel von 1933, als ich von der Reise nicht nach Deutschland zurückkehrte, wiederholt sich auf weitrem Plan.» Wie damals suchte er, unter Rekurs auf die eigene Glückhaftigkeit, Zuversicht zu erlangen (Tb 20.3.38): «Mutmasslich ist es wieder ein Glück, dass wir draussen sind. Zu vertrauen, dass der individuelle Charakter meines Lebens stets wieder durchschlägt. Auch die Aufrechterhaltung eines deutschen Geisteslebens meines Gepräges wird so oder so möglich sein [...].» Im Übrigen beherrschte grosse Ratlosigkeit, ein endloses Hin und Her und Für und Wider die ersten Tage und Wochen. Gleich in Amerika Quartier machen? Rückkehr nach Küsnacht? Man wartete ab, spielte mit Gedanken, die andere Überlegungen sehr bald ersetzten. Die Zeit war nicht danach, definitive Pläne zuzulassen.

Der Grundentscheid allerdings: Niederlassung in Amerika, fiel Ende März, also relativ schnell; was zeigt, wie sehr er innerlich schon vorbereitet war. Man kam endlich auch zu dem «vernunftgemässen Beschluss» (Tb 25.3.38), selbst in Amerika zu bleiben und Erika allein nach Europa fahren zu lassen. Sie sollte in Küsnacht den Haushalt auflösen, die Situation der jüngeren Kinder ordnen und den Transport von Bibliothek und Hausrat leiten. Am 21. Mai reiste sie ab.

Nach Abschluss der Vortragstournee, die nun auch, sogar vornehmlich, den Zweck verfolgte, das Gelände zu sondieren, Hindernisse zu applanieren, Thomas Mann bei den zukünftigen Mitbürgern einzuführen, bemühte man sich darum, «ein neues Zu Hause entstehen zu lassen» (Tb 25.4.38); möglichst im bewährten Stil. Dessen ökonomische Grundlage war auch im neuen Land durchaus vorhanden, schätzte sich Thomas Mann doch glücklich, «dass es in Amerika Geldsorgen kaum für mich gibt» (Tb 27.6.38). Ein offener Viersitzer der Marke Ford wurde unverzüglich in Besitz genommen; Hoffnung bestand auch, dass die Küsnachter Mädchen die Übersiedlung mitmachten. Arbeit sollte über die unvermeidliche vorläufige Wirrnis hinweghelfen: sie würde «ein gutes Mittel sein, die Zeit hinzubringen, bis [...] alles sich zu grösserer Endgültigkeit ordnet» (Tb 22.5.38).

Unangefochten blieb der getroffene Entscheid nicht. «Beschwörungen, nach Europa zurückzukehren» (Tb 16.4.38), erinnerten Thomas Mann an 1933, als es um die Frage der Rückkehr nach Deutschland ging. Die Versuchung war, zu seinem eigenen Erstaunen, gering. Wie jene Nichtrückkehr aber war auch diese zu begründen. Thomas Mann tat dies u.a. in einem Brief vom 8. April an G. Bermann Fischer: «Wir würden nach dem Fall Österreichs auch in der Schweiz sicher eine veränderte

Atmosphäre finden, und die ganze europäische Lage lässt es mir weder ehrenvoll noch auch nur geheuer erscheinen, dort ferner zu leben. Hier umgibt meinesgleichen eine freundwillige Luft und es gibt in diesem Land noch wirkliche Achtung und Sympathie für das, was man darstellt.» In den Vordergrund stellte er demnach weniger die grössere Unsicherheit in Europa als sein höheres Ansehen in Amerika. Er tat dies mit Stolz, ja nicht ganz ohne aufzutrumpfen, in der Attitüde «Europa ist mir zu klein geworden». Nun musste sich nicht mehr die Schweiz allein, sondern der ganze Kontinent, «das baufällige Erdteilchen» (13.7.38 an K. Fiedler), den Diminutiv gefallen lassen. Auch eine Trendsetter-Funktion schrieb sich Thomas Mann zu, werde sich doch «mehr und mehr besseres ‚Europa'» (28.5.38 an B. v. Brentano) nach Amerika verziehen. Natürlich aber waren auch die Ungewissheit über den politischen Fortgang in Europa, der drohende Krieg starke Motive dafür, seine Existenz dem Schutz dieser mächtigen, als sicher geltenden Nation zu unterstellen. Hinzu kam zweifellos der Wille, nicht im Sumpf der Zagheiten steckenzubleiben. Mindestens Katias pragmatischem Sinn war es klar, dass man nicht warten durfte, bis man zur Weiteremigration fremdenpolizeilich gedrängt würde oder, schlimmer noch, gar nicht mehr ausreisen könnte.

Binnen Kurzem machte sich Heimweh nach der Schweiz, dem «Küsnachter Refugium» (8.4.38 an G. Bermann Fischer) geltend. Golo Mann schrieb «ausführlich und interessant, übrigens positiv über den Schweizer Zustand» (Tb 21.4.38). Zweifel, sogar «erneute Zweifel an der Richtigkeit unseres Tuns» begannen zu nagen (Tb 27.5.38). «Wäre uns nicht, trotz dem drohenden Kriege, an den ich nicht glaube, wohler in Küsnacht?» Das Heimweh hatte auch Katia Mann erfasst; von ihm suchte sie Klaus zu kurieren, indem er ihr alle Küsnachter Probleme und Negativposten von nennenswerter Tragweite nochmals ironisch vor Augen führte[2]:

> Küsnacht ist jetzt hübsch und sommerlich; aber es ist doch *unrecht* und schier unvernünftig, dass Du Dich so nach dem verrotteten kleinen Erdteil sehnst. Erstens sprechen die Schweizer doch einen sehr hässlichen Dialekt, sind furchtbar aufs Geld aus, die Zitig [vermutlich: NZZ] hat immer diese hässlichen Sachen gegen Léon Blum gebracht, der 60. Geburtstag [Thomas Manns] ist nicht genug gefeiert worden, [der Schauspielhaus-Direktor] Rieser hat Schwierigkeiten mit den Freikarten gemacht, bei Reiffs war es meist etwas langweilig, in den Geschäften wurde man langsam bedient, auf dem Postamt wollte niemand so originell sein, für das Auto regnete es Bussen, die Leute mochten uns nicht wegen Toby [dem Airdale-Terrier], wegen des deutschen Akzents und wegen des Bolschewismus, Korrodi ist ein schlechter Charakter, zu viele Menschen sind homosexuell [...]: mir scheint, Du hast das alles etwas vergessen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass Angriffe auf Thomas Manns «Europa-Untreue» (Tb 15.6.38) laut wurden. Assistiert von Erika, versuchte er ihnen die Spitze zu brechen, indem er seinen Wegzug bagatellisierte; Problem und Lösungsversuch würden sich beim Abschied von Amerika wiederholen. Thomas Mann verwies auf seine langjährige Verbundenheit mit den USA und die Berufung nach Princeton – er sollte dort eine Professur als *Lecturer in the Humanities* übernehmen – und versicherte, es handle sich bei dieser Verlegung des Schwergewichts seines Lebens nach Amerika nicht um eine Absage von Europa und nicht um eine Geringschätzung der schweizerischen Gastfreundschaft. Er werde auch inskünftig die Sommermonate am Zürichsee verbringen.[3]

Auszug aus Küsnacht

Ende Mai trat die Idee in den Raum, nach Abschluss der amerikanischen Verpflichtungen doch noch einmal selbst für zwei Monate nach Europa und in die Schweiz zu fahren. Sie wurde begrüsst, verworfen, schliesslich gutgeheissen. Thomas Mann wunderte und freute sich über den Gedanken, «die Zürcher Freunde in Küsnacht noch einmal um uns zu versammeln» (24.6.38 an G. Bermann Fischer). Am 7. Juli traf man dort ein.

Es wurde ein Aufenthalt von starker Emotionalität. Thomas Mann genoss ihn mit der melancholischen Leidenschaft, mit der man das Geliebte ein letztes Mal erlebt, ergreift, von ihm ergriffen wird. Alles kam ihm «wie im Traum» (Tb 7.7.38) vor. Die vertraute Umgebung wiedersehen, die Seeufer mit dem Auto befahren! Die Vorzüge der «Schiedhaldi» im Sommer sich gefallen lassen! Die Schweizer Blätter lesen! «Die in fünf Jahren heimatlich gewordene Luft [...] atmen und die alten schönen Waldspaziergänge [...] machen» (18.7.38 an A. E. Meyer)! Die Superlative häufen sich dieser Tage. Im Tagebuch vom 22. August bekennt Thomas Mann seine Freude ein «am Stadtbild, den Gesichtern, der Schweizer Menschenrasse, die eigentlich wohl die mir sympathischste der Welt». (Fünf Jahre zuvor hatte sich der Dichter noch «über den komplizierten u. schwierigen, verkniffenen, neurotischen Charakter der Schweizer» [Tb 13.10.33] alteriert.)

Nach einem einwöchigen Aufenthalt im Engadin kehrte man zum letztenmal an die Schiedhaldenstrasse zurück. Dies Haus stand, wie Thomas Mann in Goethes Nachfolge gerne sagte, für eine «Epoche» (Tb 30.8.38) in seinem Leben; die nun zu Ende ging. Am 1. September war «Haupt-Auszugstag». Thomas Mann sass abschiedselend «auf der Steinstufe der Garten-Platform» und sah zu, wie die epochalen Kisten und Möbel hinausgetragen warden, «der Empire-Fauteuil, worin ich den Schluss des Briefes nach Bonn geschrieben». Leidlich wurde das Haus für die restlichen Tage mit dem abgemagerten Mobiliar bewohnbar gehalten.

Bedroht durch die politische Lage fühlte Thomas Mann sich in diesen Wochen nicht sonderlich. Die schweizerische Haltung gegen Deutschland seit dem Fall Österreichs beurteilte er als sehr positiv; im Sinne eines Vorbehalts merkte er allerdings an, «diese an sich erfreuliche Folge von Hitlers Untat» sei «mit wachsenden geistigen und politischen Autarkie-Tendenzen [...] verbunden» (18.7.38 an A.E. Meyer). Er nahm wahr, wie sehr schon das Bewusstsein der andauernden Gefährdung das Leben in der Schweiz prägte. Der bekundeten Gelassenheit ist im Übrigen so ganz nicht zu trauen, und einem Notat wie «Unmöglichkeit des Krieges» (Tb 23.8.38) ist weniger der Stellenwert eines unumstösslichen Kredos einzuräumen als jener einer Blüte unter anderen in Thomas Manns immergrünem Rankenwerk politischer Projektionen und Spekulationen. Schon am 10. September fand er «Berichte über deutsche Spionage in der Ostschweiz und systematische Vorbereitung der Bemächtigung» zwar «phantastisch, aber wenn die C.S.R. fällt, ist alles möglich».

Am 13. September las Thomas Mann im überfüllten Schauspielhaus aus *Lotte in Weimar*. Noch einmal ein Auftritt, mit Blumen, mit Hervorrufen, eine Abschiedsfeier inmitten der Freunde. Seine Einleitung begann Thomas Mann mit dem «Dank an Zürich für die Gastlichkeit, das freundliche Asyl, den Arbeitsfrieden, den es mir so lange gewährt hat»[4]. Es schloss sich eine Passage an, die beschwichtigen, seinen Schritt als möglichst klein erscheinen lassen sollte; vielleicht auch vor dem Redner selbst. Der Eindruck sollte entstehen, Thomas Mann setze sich nicht ab, sondern folge, halb gezwungener-, jedenfalls gerechtfertigtermassen, einem Ruf. Es sei kein Anlass zu übertriebener Wehmut, hiess es also weiter, «eine eigentliche Trennung von Europa steht nicht in Rede, sie ist innerlich unmöglich, und ich bin fest entschlossen, sie, so lange die Umstände es irgend erlauben, durch alljährliche Rückkehr auch räumlich aufzuheben». Er verlagere nur, doch immerhin, den Schwerpunkt seines äusseren Lebens in «das grosse, junge, an Möglichkeiten und Aufgaben reiche Land jenseits des Ozeans, das mich ruft; den grösseren Teil des Jahres soll ich fortan dort verbringen». Dann zog Thomas Mann Bilanz über seine Schweizer Zeit:

> Ich werde diese fünf Jahre, die ich in Ihrer Mitte, in dieser schönen, würdigen und lebendigen Stadt, in ihren Hügeln, ihren Wäldern verleben durfte, nie vergessen, nie das heitere Küsnachter Haus, das uns beherbergte, mein Arbeitszimmer überm See, das der abendliche Schauplatz so manches freundschaftlichen Zusammenseins bei Vorlesungen und Gesprächen war und wo ich mich in Stunden der Einsamkeit mit mehr oder weniger Gelingen der symbolischen Bemühung um das Gute und Rechte hingab, die wir Kunst nennen. Hier habe ich mein, glaube ich, reifstes Buch, Joseph in Ägyptern, geschrieben, hier einen schon aus Jugendtagen stammenden Traum: von Goethe selbst zu erzählen, seine Gestalt

in meinem Wort erstehen zu lassen, der Verwirklichung nahe geführt und zwischenein, in wiederholten Ansätzen, durch das kritische Bekenntnis versucht, zur Klärung der Geister und inneren Vorbereitung einer besseren Zukunft womöglich beizutragen.

Ohne geradezu in den *Pluralis majestatis* zu fallen, ergriffen von den eigenen Schicksalen, fuhr Thomas Mann weiter:

> Bei alldem habe ich unter Ihnen gelebt, habe die Luft Ihrer Berge geatmet, Ihr kulturelles Leben geteilt, mich in Ihrer hohen und ausgeglichenen Civilisation geborgen gefühlt, und, wie es so geht, erst jetzt, wo Abschied, oder etwas wie Abschied, die Stunde regiert, werde ich recht gewahr, wie sehr doch dieses Jahrfünft, in das ja auch mein rührend freundlich begangener sechzigster fiel, mich dem Schweizer Leben, schweizerischer Landschaft, schweizerischer Menschlichkeit verbunden hat. Ja, ich glaube etwas verstehen gelernt zu haben von dieser Menschlichkeit, von ihrer Wackerheit und Zartheit, ihrer Wärme und Sprödigkeit, ihrem Frohsinn und ihren seelischen Schwierigkeiten, ihrem Stolz und ihrem Misstrauen; Verständnis aber und Sympathie und Bejahung hellen immer einander auf, sie sind rasch ein und dasselbe, und mich bewegt der Vorsatz, für diese besondere Menschlichkeit, wo immer und wann in der Welt die beurteilende und abwägende Rede darauf kommt, aus meiner Erfahrung einzustehen.

Den Abschluss bildete «schöne Rede», wie Joseph in Ägypten sie geübt hatte, stützende, ermutigende Worte, mit denen Thomas Mann ein weiteres Mal das «Übervölkische» dieses Landes sowie seine Kleinheit und Vielfalt als «Vorbildung zukünftigen europäischen Zusammenlebens» namhaft machte.

> Inmitten einer sich verändernden Welt könnte es dem oberflächlichen Blick zuweilen als stehendes Idyll, als eine Art von Naturschutzpark erscheinen; aber man weiss wohl, wie die Problematik unserer geängstigten Übergangszeit auch auf sein Gebiet hinübergreift, sein Menschentum beschwert, seine Lebenswilligkeit und Anpassungsfähigkeit herausfordert. Möchte dem Schweizervolk für sein Ringen um die Lösung dieses Problems zweierlei vom Schicksal gewährt sein: der *Friede* – und jenes andere, ihm nah verwandte höchste Gut, auf das sein ganzes Wesen sich gründet, und das es vielleicht mehr als jedes andere Volk liebt und verdient, die *Freiheit.*

Bei Oprechts kam man anschliessend gesellig zusammen, und Thomas Mann durfte Abschiedsgeschenke entgegennehmen. Dem Abend hat er ein freundliches Gedenken lange bewahrt.

Gleich dreifach erfährt man aus dem Tagebuch, dass der nächste der letzte Tag in Küsnacht war. In Paris schon war es, dass Thomas Mann seine «Unruhe und Ergriffenheit von dem Abschluss dieser 5jährigen Lebensepoche» (Tb 15.9.38) bekannte, aber auch Zufriedenheit darüber, dass der Weggang regelrecht und in Formen vor sich gegangen, «dass durch die Rückkehr ein bewusster Abschied, die letzte Ausfahrt aus der Schiedhaldenstrasse herbeigeführt» worden war.

Über die Reaktion der Schweiz auf Thomas Manns Auswanderung weiss man nicht viel. Gewiss hat man in dieser und jener Amtsstube aufgeatmet (eine deutsche Empfindlichkeit weniger), aber doch wohl auch nicht zu sehr. Eine absolute Notsituation in der Schweiz ergab sich erst durch den Kriegsausbruch und verstärkt noch, als Frankreich fiel.

Wenn Thomas Mann eine eigentliche Trennung von Europa verneinte, dann war dies, selbst im Äusseren, so gemeint. Tatsächlich hatte er schon seit Mitte Juli 1938 intensiv versucht, sich das Baugrundstück zu sichern für ein europäisches *Pied-à-terre*. Er sah sich in Zürich und vor allem entlang des rechten Zürichsee-Ufers um, in Küsnacht und Itschnach, auf den Höhen oberhalb Erlenbach, schliesslich in Zumikon. Beraten von Richard Tennenbaum, inspizierte er eine Vielzahl von Bauplätzen, liess sich die Quadratmeterpreise nennen, bedachte Zufahrts- und Erschliessungsbedingungen. Wenn es zu Kontrakt und Kauf nicht kam, dann allein, weil sich kein Verkäufer fand; nicht aber, weil Thomas Mann doch noch zum Schluss gelangt wäre, dass, nach der Annexion Österreichs und den skrupellosen Vertragsbrüchen Hitlers, die kleine und im dunklen Strahlungsbereich Deutschlands liegende Schweiz ins Ungewisse treibe, ihre Neutralitätsgarantie keinen sicheren Schutz mehr biete. War er, könnte man fragen, nicht Kaufmannssohn genug, um zu wissen, dass hasardiert, wer an Untergangbedrohtes noch Mittel bindet? Man kann in Thomas Manns Verhalten ein Aufbegehren gegen Hitler sehen oder gegen die Zumutung der politischen Welt überhaupt; viel eher aber, ohne in die billige Klugheit der Nachgeborenen zu fallen, den Ausfluss etwelchen Wunschdenkens und irrationaler Unvorsicht. Die bekundete heillose Unentschlossenheit und Auslieferung an die augenblickliche Lage lässt jedenfalls weder die Ansicht aufrechterhalten, Thomas Mann habe von vornherein an das Überleben der Schweiz in einem kommenden Krieg geglaubt, noch jene, er habe ein als unfehlbar sinkend erkanntes Schiff mit kaltem Kalkül verlassen.

Im November, schon in Amerika, optierte er wieder für Zurückhaltung. «Jetzt unserem Herzenswunsch nachzugeben, uns am Zürichsee ein Besitztum zu sichern», schrieb er an Frau Faesi, die ihn auf ein verkäufliches Landhaus hingewiesen hatte, wäre «wohl leichtsinnig» (14.11.38): «Die Lage ist gar zu ungewiss.» Und doch wiederum bemühte er sich Mitte August 1939 – zwei Wochen, bevor die deutschen Truppen den Krieg eröffneten! – aufs Neue um das ins Auge gefasste Grund-

stück beim Zumiker Golfplatz. Allerdings vergebens, der Eigentümer blieb verkaufsunlustig. Noch in den fünfziger Jahren hat Thomas Mann der verpassten Gelegenheit nachgetrauert.

Europareise 1939

Am 28. September 1938 zog der «Refugee Nr. 1» in Princeton, New Jersey, 65 Stockton Street ein. Im Juni schon hatte er dort für ein Jahr ein Haus gemietet, eine bequeme Backsteinvilla mit Doppelgarage, die «gegen Küsnacht zweifellos eine Erhöhung des Lebensniveaus» (Tb 27.6.38) bedeutete. «Unser Haus», hatte er gut reden (19.10.38 an E. v. Kahler), «ist sehr komfortabel und ein Fortschritt gegen alle früheren. Ich lege Wert darauf, immer die Treppe hinauf zu fallen.» Wie Küsnacht an München, so hatte sich nun Princeton an Küsnacht zu messen, und es tat es so, dass es immer mehr «Schiedhaldencharakter» (11.12.38 an K. Fiedler) annahm; sogar die Stockton Street permutierte zur «Stockhaldi». Das Haus erinnerte Annette Kolb dergestalt an Küsnacht, dass sie «durch die Zweige [.. .] immer wieder den Zürcher See aufblitzen zu sehen [glaubte], und es war doch nur das Gitter des gegenüberliegenden Gartens, den die Sonne beschien»[5]. Alle Ähnlichkeit aber vermochte nicht, das «Heimweh nach der Schweiz» (5.10.38 an O. Basler) zu unterdrücken, die «sehr deutliche Heimweh-Vergegenwärtigung meiner Küsnachter Zimmer» (Tb 20.12.38). Thomas Mann half sich mit vieler Lektüre in Schweizer Zeitungen und der Hoffnung, den nächsten Sommer in der Schweiz zu verbringen.

Die erste Europa-Reise und Rückkehr in die Schweiz erfolgte tatsächlich schon 1939. Am 13. Juni traf man in Le Havre ein. In Zürich waren Hotelzimmer reserviert; die ungehinderte Weiterreise, über Paris hinaus, sah Thomas Mann aber durch seine Schwiegereltern verunmöglicht. Mit dem alten Ehepaar Pringsheim verhielt es sich nämlich so, dass es in München im Begriff war, eine Ausreisegenehmigung in die Schweiz zu erhalten, jedoch in Furcht stand, die Erlaubnis würde im letzten Moment verweigert, käme den deutschen Machthabern zu Ohren, dass Thomas und Katia Mann sie in der Schweiz erwarteten. Sie baten deshalb, Manns sollten erst dorthin kommen, wenn sie, Pringsheims, sicher über die Grenze seien. Im holländischen Seebad Noordwijk aan Zee bezog man deshalb eine «Wartestation» (Tb 6.6.39).

Am 6. August endlich wurde der Weg nach Zürich frei. Es war eine Rückkehr ins Vertraute, und wie in der Musik war auch hier das Vertraute das Geliebte. Zürich, in Thomas Manns glühender Erinnerung, leuchtete. Es sei die Stadt, schrieb er, in der er sich unter allen am meisten zu Hause fühle, und mit Rührung sehe er die Stätten wieder, wo er fünf Jahre seines Lebens verbracht habe. Er ging die alten Gänge, machte die bewährten Ausfahrten, konsultierte die bekannten Ärzte, tätigte Einkäufe in den gewohnten Geschäften. Er genoss, vom «Waldhotel Dolder» aus,

den «hübschen Lichterblick auf die Stadt» (Tb 17.8.39) und wie nur je ein Felix Krull «die prächtigen Auslagen» (Tb 9.8.39) in der Bahnhofstrasse. Und nicht unerwidert blieb solche Empfänglichkeit. Verschiedentlich freute sich das Personal ob seiner Gegenwart, und die Besitzerin eines feinen Herrenmodegeschäftes lief ihm gar auf die Strasse nach.

Von der Direktion eingeladen, besuchte Thomas Mann auch die Schweizerische Landesausstellung, die *Landi*. Noch ein zweites und ein drittes Mal ging er hin, wobei er den «Eindruck rührender Selbstverherrlichung, berechtigt, gewinnend, notwendig» (Tb 8.8.39) erlangte. Die Landesausstellung war der Ausdruck eines patriotischen Aufschwungs wie nie mehr seit 1848, der Höhepunkt einer verbissenen Selbstfindung, die Selbstdarstellung der «politischen Willensnation» Schweiz. Sie sollte, wie es im Ausstellungsreglement hiess, «durch Betonung des allgemeinen Schweizerischen und Gemeinsamen eine eindrucksvolle nationale Kundgebung sein». Der Widerstand gegen die Ideologie des Nationalsozialismus im Sinne einer «geistigen Landesverteidigung» (ein seit Mitte der dreissiger Jahre populär werdender, integrativ wirkender Begriff) forderte und förderte zugleich die Bildung einer einheitlichen Identität, eines nationalen Kulturkonsenses. Die *Landi* wurde dafür das einzigartige Symbol.

Bevor er ein zweites Mal Abschied nahm, fuhr Thomas Mann zu dem einstigen Haus. Er hielt das Erlebnis mit einer Einlässlichkeit und Detailliertheit fest, als wollte er es gleich nochmals erleben, als sei es nicht genug auszukosten (Tb 9.8.39):

> Nach dem Thee Ausfahrt mit K.[atia] nach Küsnacht, die vertraute Strecke in die vertrautere Landschaft, der Wald, wo ich tausendmal gegangen [...]. Dann in die Schiedhaldenstrasse. Wir fuhren den Wagen in die offene Garage, stiegen die verwachsenen Stufen hinauf. Die Steinplatform, wo ich sass, als die Möbel zum ‚Lift' hinuntergetragen wurden. Die Gartenterrasse vorm Essraum, der Hecke beraubt. Einblick in die Wohnhalle mit einigen der bekannten Möbel; ins Esszimmer. Aufblick zu meinem Arbeitszimmer, wo der dritte Band des Joseph, der Brief an den Dekan, der grösste Teil von Lotte entstanden. Tiefe Bewegung, erschüttertes Lebensgedenken, Trauer und Schmerz...

Es waren diese Tage, und je mehr sie sich neigten, von «andauernder Rührung» (Tb 13.8.39) bestimmt. Am 18. August flog Thomas Mann ab, über London nach Stockholm, um dort an dem vorgesehenen PEN-Congress über *Das Problem der Freiheit* zu referieren. «Ich scheide ungern von Zürich», hatte er am Vorabend des Abflugs notiert (Tb 17.8.39). «Ob wir im September zurückkehren?» Es sollte län-

ger dauern. Mit knapper Not gelang nach Kriegsbeginn die Flucht aus Europa. Thomas Mann blieb in Princeton bis Ende März 1941, wechselte dann nach Kalifornien, wo er sich in Pacific Palisades, 740 Amalfi Drive niederliess. Im Februar 1942 bezog die Familie das selbsterbaute Haus Pacific Palisades, 1550 San Remo Drive, wo man bis 1952 wohnte.

Die Schweiz in Amerika

Dass Thomas Mann in seinem «Schicksals- und Notheim» (Tb 19.9.39) schweizvergessen gewesen wäre, lässt sich nicht behaupten, im Gegenteil. Wäre sein Leben ein Roman, so müsste dem «lieben Ländchen» (20.8.40 an A. Kolb) auch im Hauptstück Vereinigte Staaten leitmotivischer Rang zuerkannt werden. Überall lugt Schweizerisches hervor und behauptet sich zäh im amerikanischen Alltag.

Liebe Dinge helvetischer Provenienz, Zürcher Andenken und Reliquien durchsetzten den Hausrat. Tag und Nacht zeigten Schweizer Uhren die Stunde an, im Schlaf-, im Wohn-, im Arbeitszimmer. In der *library* hing das «friedliche Bild» von Küsnacht «als schöner alter Stich», «von vielen Besuchern bewundert» (18.3.40 an R. Faesi); später kamen ein farbiger Stich und eine Radierung von Zürich hinzu. Die Bibliothek selbst wurde geschenkweise bereichert durch mehrere Zürcher und Schweizer Bilder-Alben. Vielfache und beifällige Erwähnung zeichnet das Schweizer Papier aus, auf dem die tägliche Rechenschaft geschah.

Thomas Mann las Schweizer Dichter: Werke Gotthelfs und Kellers, Briefe C.F. Meyers; auch Schillers *Teil*. Bisweilen speiste er in einem «Swiss Chalet», dessen Personal teilweise aus Zürich stammte, so der Wirt, der seinen Schwierigkeiten die Parole «‚Swiss dont give up!'» (Tb 8.7.43) entgegensetzte.

Am stärksten von der währenden Verbundenheit mit der «‚lieben, heiligen Schweiz deutscher Nation'» – wie Thomas Mann den jungen Goethe zitierte (7.2.39 an R. Faesi) –, zeugen ohne Zweifel die Heimwehgefuhle, von denen immer wieder Tagebuchno täte, Briefe und auch öffentliche Äusserungen reden. Insofern Heimweh eine spezifisch schweizerische Regung ist oder war (diese «uns Schweizeren besondere krankheit»), könnte man geradezu von einer einschlägigen «Verschweizerung» Thomas Manns sprechen. Je länger er in Amerika war, desto unangefochtener stellte sich die Zeit in Zürich als eine der glücklichsten (oder glücklichen) seines Lebens dar.

Dabei empfand er das Leben hier mit jenem dort in vielem als vergleichbar. Robert Faesis Zürich-Roman *Die Stadt der Väter*, im Sommer 1942 zugeschickt, war Anlass, dies festzustellen (23.8.42 an R. Faesi): «Der ganze Schweizer und Zürcher Mythos ist darin, der so sehr an den amerikanischen Mythos, die demokrati-

sche Väter-Legende unseres Landes erinnert. Wie oft haben sich mir die nahen Beziehungen, Ähnlichkeiten, Verwandtschaften zwischen Ihrer kleinen Welt dort drüben und der weitläufigen hier schon fühlbar gemacht! Sie reichen aus dem Atmosphärischen, Politischen, Sozialen bis in ganz materielle und konkrete Einzelheiten hinein. Ich würde mich in der Schweiz sofort wieder vollkommen zu Hause fühlen [...].» Die Möglichkeit, dass die Schweiz nicht nur hinter, sondern auch vor ihm liegen könnte, hat Thomas Mann nie ausgeschlossen.

Das innere wie das äussere Leben der Schweiz behielt er «mit einem gewissen Zugehörigkeitsgefühl» (XIII, 216) im Auge; er las «Schweizer Nachrichten» (Tb 24.2.42), wo er ihrer habhaft werden konnte. Auch und gerade in den Tagen der grössten Bedrohung, als man «nach Stunden mit der Invasion» (Tb 15.5.40) rechnete, dachte er, selbst dankbar dafür, «dass wir auf dem *vorläufig* noch sicheren Boden dieses Landes hier leben dürfen» (18.3.40 an R. Faesi), mit Bangen an die dort im Auge des Taifuns und konnte sich das «Todesschweigen» (26.6.40 an K. Fiedler) gut vorstellen, das sie beherrschte.

Familiären Grund zur Sorge hatte er zu dieser Zeit nicht nur wegen Golo, der in Zürich «Mass und Wert» redigierte; seit Ende 1939 fristeten dort ja auch seine weitgehend enteigneten Schwiegereltern ihr Dasein. Alfred und Hedwig Pringsheim bewohnten im ersten Stock des Roten Schlosses an der Beethovenstrasse 1 zwei Zimmer. Ihren – stark reduzierten – Unterhalt zu bestreiten, musste übrigens der Erlös von Schmuck helfen, den Katia vorzeitig geerbt und dann wieder zurückgegeben hatte. Mit spärlicher Regelmässigkeit trafen Nachrichten von dem hochbetagten Ehepaar in Amerika ein; nach dem 26. Juni 1941 nur noch von der müden Mutter Katias. Neunzigjährig war der Professor im Exil gestorben; ein Jahr später schon folgte ihm seine Frau.

Über die Schweiz

Gelegenheit, sein aktuelles Verständnis der Schweiz und das Verhältnis zu ihr darzustellen, bot der Brief «für ein Genfer Propaganda-Heft» (Tb 1.4.40), den Thomas Mann in den ersten Apriltagen 1940 schrieb. Der «Schweizer Brief» machte nach präludierendem Lobe sogleich klar, dass die Schweiz – zumal in der augenblicklichen Bedrohung – nicht einfach im Streubereich des Kriegsbeobachterblicks nach Deutschland lag[1]:

> Die Schweiz ist ein herrliches Land. Hundert Bilder gewaltiger Natur und stilvoll-würdigen städtischen Lebens erwachen, wenn man an sie denkt. Fünf Jahre lang, nachdem Deutschland mich entlassen, habe ich im Schutz ihrer Freiheit gelebt, und das Wort ‚Heimweh' scheint mir nicht unpassend für die Empfindungen, mit denen ich [...] an jene trauliche Epoche zurück denke. Auch habe

> ich letzten Sommer, noch vor Beginn des Krieges, um dessen Ausgang man sich nicht zuletzt darum in so tiefem Bangen und Hoffen sorgt, *weil er auch über das Schicksal der Schweiz entscheiden wird,* die alten lieben Stätten, die Freunde dort wieder aufgesucht [...].

Mit grosser Wärme sprach Thomas Mann sodann von seinen Besuchen der Landesausstellung 1939 in Zürich: «eine liebenswürdigere Veranstaltung ist mir Zeit meines Lebens nicht vorgekommen. [...] die Ausstellung war das Glücklichste seiner Art, was ich gesehen, und bleibt mir eine freundlichste und lehrreichste menschliche Erinnerung.» Das gesteigerte Nationalbewusstsein, das sich dabei manifestierte, die Verklärung eines geistig und politisch autarken Schweizertums begriff auch Thomas Mann als zwingende Folge des äusseren Drucks, die *Landi* als eine implizit gegen Nazideutschland gerichtete Veranstaltung und mithin ein Beweis dafür,

> dass man ein Land ohne Kolonien, ohne Bodenschätze, ohne ‚Rohstoffe' sein kann und dennoch keine Habenichts-Dynamik zu treiben, sich nicht auf Länderraub verlegen und Europa in Flammen zu setzen braucht, sondern dank seiner Intelligenz, seines Fleisses, seiner männlichen Friedens- und Freiheitsliebe, ein reiches, ringsum geachtetes Land, ein Land mit den besten Schulen, den besten Krankenhäusern, den besten und kunstvollsten Strassen zu sein vermag, ein Land, in dem der Mensch sich geborgen fühlt wie kaum in einem anderen, – das Land, von dem ein ungarischer Magnat, als er hörte, dass ich dort wohnte, mir einmal sagte: ‚Es ist das best-administrierte der Welt.'

Es war wohl diese Passage, die dem Schweizer Kunstkritiker Max Eichenberger ins Auge stach. Er meinte, «diese Bemerkung zeige, dass der Romancier noch nicht einmal die Anfanggründe der Demokratie begriffen habe. Die Schweiz sei kein gut regiertes Land, sondern ein Land, das sich gut regiere!»[2]

Interessant ist der «Schweizer Brief» im weiteren wegen der veränderten Rolle, die Thomas Mann der Deutschschweiz im europäischen Kontext zusprach. Vielleicht war der Kriegsausbruch daran schuld; oder es zwang der Umstand, dass sich der Brief an ein Westschweizer Publikum adressierte, zu Differenzierungen. Die Deutschschweiz war jedenfalls nicht einfach mehr ein Teil Deutschlands, dessen Besonderheit darin bestand, willensstaatlich mit den Welschen zusammenzuleben. In dem Mass, in dem die Westschweiz nicht von Frankreich unterschieden, sondern generell dem Westen zugeschlagen wurde, rückte die Deutschschweiz von Deutschland ab und in eine «glücklich vermittelnde Rolle» ein. Sie stand nun zwischen der westlich-»revolutionären Ideenwelt des Naturrechtes, der Humanität und des Fort-

schritts» und der deutsch-romantischen Idee. Eben der Nähe zum westlichen Denken hatte sie es zu verdanken, dass sie an der «im National-Sozialismus auf ihren elendsten Stand gekommenen Entartung der deutsch-romantischen Gegenrevolution» nicht teilhatte und die deutsche Kulturtradition bewahrte. Altechte deutsche Kultur im Konnex mit Offenheit für das Westlich-Europäische – Thomas Mann (der sich bei Gelegenheit direkt als Schweizer ausgab) wies der Deutschschweiz hier eine Position zu, die genau jener entsprach, in die er sich selbst gestellt sehen wollte.

Die Deutschschweiz war Vermittlerin zwischen Deutschland und der (westlichen) Welt; sie vertrat nicht geradezu das gute Deutschland, aber sie bewahrte das Gute an Deutschland, seine unverhunzte Kultur. Damit war sie Vermittlerin auch in der Zeit, zwischen dem vergangenen guten und echten Deutschland von einst und jenem, das, europäisch konföderiert, wieder gut werden sollte.

Einige Male äusserte sich Thomas Mann auch in Amerika selbst über die Schweiz und stand, wie er es versprochen hatte, für sie ein. So wandte er sich schärfstens gegen einen Geographie-Professor, der in – «schlechthin skandalösen», «ungeschminkt hochverräterischen» – geopolitischen Karten für ein Nachkriegseuropa die Aufteilung der Schweiz nach Sprachgebieten (und die Vereinigung aller deutschsprachigen Menschen im Deutschen Reich) vorsah[3].

1945 nahm er Stellung zu einem Artikel des Themas «What is Civilization?». Er hiess ihn gut, brachte aber den Vorbehalt an, der Verfasser habe eine zu kleine Zahl von Ländern ausgewählt und, nebst Italien, die Schweiz völlig übersehen[9]. «One doesn't see why. The smallness of Switzerland is no excuse, since he has included the Scandinavian countries. [...] taking into account the high degree of civilization prevailing in Switzerland and demonstrated by its unexcelled schools, hospitals, and so on, one must regard the exclusion of these two countries as an injustice. Who knows how many points [...] the oldest European democracy, Switzerland, would have scored!» (Solch ein Votum muss es gewesen sein, das die NZZ 1946 zu der Feststellung veranlasste, Thomas Mann habe «die unbestechlichen und gütigen Augen dafür, auch um die kleine Schweiz in ihrer grossen Bedeutung zu sehen»[5].)

Einmal sollte Thomas Mann auch für das «Swiss Journal», eine seit 1915 bestehende Familien-Wochenzeitschrift in San Francisco, etwas schreiben. Die Anfrage ihres Redaktors, «ob Sie mir nicht etwas aus Ihrer Schweizerzeit zur Veroeffentlichung ueberlassen koennten, Erinnerungen aus Kuesnacht oder Zuerich oder irgend etwas von speziell schweizerischem Interesse», wurde allerdings abschlägig beschieden[6]; was im Interesse der vorliegenden Publikation sehr zu bedauern ist.

Zur Haltung der Schweiz, die *manu militari* nicht direkt am Kriegsgeschehen teilnehmen musste, hat sich Thomas Mann unmittelbar wenig geäussert. Nach dem Krieg allerdings hat er in privaten Mitteilungen durchblicken lassen, es müsse 1940 in der Schweiz «böse genug» ausgesehen haben – «ich bin froh, dass ich damals

nicht da war und also nichts zu wissen brauche» (4.9.47 an H. Reisiger). Damit bezog er sich kaum auf gewisse anpasserischen Tendenzen nach der Okkupation Frankreichs. Er zielte, soweit dieses Wort hier taugt, wohl eher auf die schweizerische Asylpraxis, über die er durch die Presse, private Mitteilungen und weitere Kanäle einigermassen informiert war. R. J. Humm etwa schrieb ihm am 25. Oktober 1942 (TMA):

> Übber die elementare Auflehnung unserer Bevölkerung gegen schwebende Beschlüsse des Bundesrates in der Flüchtlingsfrage, haben Sie wohl aus den Zeitungen erfahren. Es werden keine Flüchtlinge bestimmt jetzt mehr zurückgewiesen, u. es kommen täglich Hunderte aus Frankreich über die Grenze, die man in Lagern unterbringt. Und nicht nur aus Frankreich; auch aus Belgien, Holland. Ja, wir haben jetzt auch ein Lager von Sowietrussen, mit etwa 70 Internierten, die aus deutscher Gefangenschaft geflohen sind.

Solche positiven Berichte mögen es ausgemacht haben, dass Thomas Mann, wie an der schweizerischen Asylpolitik bis 1939, so auch an jener nach Kriegsausbruch nie vernehmbare öffentliche Kritik geübt hat. Im Gegenteil hat er sie, mit Massen, doch immerhin verteidigt. 1945 meinte er, das Land habe sich «im Ganzen doch brav und gut erwiesen und seinen humanitären Traditionen die Treue gehalten» (7.2.45 [Poststempel] an K. Kerényi). Zwei Jahre später führte er am Schweizer Radio aus, die Schweiz habe ihre «einzigartige Aufgabe [...] während der Kriegszeit nach besten Kräften erfüllt». Das Land habe «seiner Sendung gemäss als Asylland der Freiheit prozentual mehr Flüchtlinge vor blutiger Tyrannei aufgenommen als manches Land mit gewaltigeren Räumen» (XIII, 218). Schon in seiner in San Francisco gehaltenen Rede *The Fall of the European Jervs* von 1943 hatte Thomas Mann bemerkt, «small Switzerland deserves honorable mention because it has received many despite its lack of room and its precarious position; and it could have received many more if it could have served as a point of transit and if there had been the guarantee that the Jews would obtain another haven elsewhere» (XIII, 497).

Jahre später wurde Thomas Mann deswegen von einer in Zürich erscheinenden jüdischen Zeitschrift zur Rede gestellt. Er hatte sich inzwischen in Kilchberg niedergelassen, was allein schon seiner Antwort Zurückhaltung nahelegte. Darin führte er aus (24.6.54 an die Redaktion «Das Neue Israel»), er habe damals weder der Schweiz noch ihrer Fremdenpolizei Komplimente machen wollen. Die Schweiz habe während des Krieges einen schweren Stand gehabt, und der Konflikt «zwischen ihren humanen Traditionen und den harten Notwendigkeiten» sei ihr von aussen nicht erleichtert worden. Seiner Meinung nach habe man sich nach Möglichkeit menschlich und anständig verhalten. Heute sei er Gast dieses Landes, und wenn jetzt

eine Gewissenserforschung angestellt werde, ob damals den demokratisch-humanitären Grundprinzipien des Landes volle Genüge geschehen sei, so fühle er sich nicht berufen, sich in diese Untersuchung einzumischen.

Kontakte mit der Schweiz

Während der amerikanischen Zeit wurde Thomas Mann sporadisch von Freunden, Bekannten, Verehrern, Diplomaten, Journalisten aus der Schweiz persönlich beehrt. Emil Oprecht war schon im April 1939 da, Richard Tennenbaum, der Washingtoner NZZ-Korrespondent Werner Imhoof, der Regisseur Leopold Lindtberg. Im Juni 1946 machte Richard Schweizer, «herzlich aufgeregt durch die Entrevue» (Tb 10.6.46), seine Aufwartung. Der nachmals so treu sich bewährende Freund hat über die sich dabei bekundende Verbundenheit des Dichters mit dem kleinen Land in Europa berichtet.[7]

Von seinem Ergehen und Verbleib hören zu lassen, diente auch das Telefon. Interkontinentale Gespräche waren damals freilich noch eher ungewöhnlich, ohnehin für Thomas Mann, der sein erfrischend ambivalentes Verhältnis zu dieser technischen Errungenschaft stets bewahrt hat. (Es musste sofort auch solch ein Gerät ins Haus; nur durfte es einen dann nicht stören.) Das «Hinwegsprechen über den halben Tag» (Tb 23.10.38) hat ihn, die seltenen Male, da er von Europa nach Amerika oder umgekehrt anrief – anrufen liess, angerufen wurde –, stets überaus fasziniert. Es dünkte ihn «abenteuerlich» (Tb 7.3.37): «Der Partner [...] spricht 5 Uhr morgens, ich ½ 11 Uhr, unter den Wellen des Ozeans hin.» Als er, im Frühling 1940, Golo Mann in Zürich telefonierte, notierte er nicht allein seine Segenswünsche, sondern auch, dass er sie «über Zeit und Raum hinweg in den Apparat» (Tb 16.5.40) gesprochen habe.

Vor allem der Briefverkehr sorgte dafür, dass hin und her die Pfade nicht verwuchsen. Gleich nach Kriegsausbruch berichteten die Korrespondenten über die militärische und psychologische Situation in der Schweiz, vermittelten Thomas Mann eine Ahnung von den Geschehnissen und der «Schweizer Grenz-Atmosphäre» (Tb 22.9.42) und überhaupt «Schweizer Luft» (Tb 12.6.40). «Ganz hervorragend», schrieb am 15. September 1939 Kuno Fiedler[8], «ist die Haltung der Schweiz – oder ich sage besser vielleicht: der Schweizer – in der gegenwärtigen Lage».

> Ich habe es ja immer gesagt: es sind Prachtmenschen, die hier leben! Aber so deutlich habe ich es noch nie empfunden wie gerade jetzt. Man behauptet immer, der Schweizer sei schwerfällig. Aber wenn er das ist, dann hat er vor allem die Vorzüge dieser Naturanlage, nämlich die Ruhe, die Besonnenheit, die Stetigkeit, die nicht umzubringende Zähigkeit. Und im Übrigen ging es mit der Grenzbesetzung eins-zwei-drei.

Robert Faesi erzählte am 20. Mai 1940 von der Flucht unzähliger in die Innerschweiz und fuhr fort[9]:

> Der Überfall auf Belgien und Holland hat die allgemeine Mobilmachung bei uns ausgelöst und auch den Schläfrigsten die Augen geöffnet. Viele verfielen dann in ebenso unfruchtbare Aufregung, aber der Chock hat doch zu längst nötigen überfälligen Massnahmen aller Art geführt: Waffenabgabe der Ausländer (jetzt endlich!), Ortswehren usw. Die Stimmung in der Armee ist ausgezeichnet, der Hass gegen die Nazis durchgehend gewaltig. [...]
>
> Letzte Woche schien uns der Einbruch der Deutschen ein paar Nächte lang unmittelbar drohend, ob mit Recht oder Unrecht ist noch nicht auszumachen. [...]
>
> Ja, es ist gut, dass Sie nicht mehr unser Nachbar sind in Küsnacht. Neulich ging im Morgendämmer gegenüber in Kilchberg aus Versehen eine Sirene los, wir erwachten mit der Überzeugung: nun ist es geschehen. Dieses ‚es' ist eine apokalyptische Grösse, ein Weltalbdruck.
>
> Und wenn ich Ihnen heut Abend endlich antworte, so trieb mich die Überlegung mit dazu, dass es in Bälde zu spät sein könnte. Wir werden, wenn es sein muss, unsre Schweizerhaut teuer verkaufen, das glaube ich sagen zu dürfen, und ich die meine auch, denn ich gehöre jetzt auch wieder unter die Waffen.

Bitter sein Schluss:

> Soweit hat man es nun gebracht: Man hat ein paar Jahrzehnte Deutsche Literatur gelehrt und selbst eine Reihe von deutschen Büchern geschrieben. Aber seinen Brief an den grössten deutschen Erzähler unserer Tage muss man ihm um die halbe Welt in die Emigration nachschicken, – und selber Uniform und Waffe jeden Abend bereitlegen gegen den brutalsten Überfall der verführten Deutschen.

Die Luft in der alten Heimat wurde «dicker und dicker» (11.6.41 an A.E. Meyer). Hermann Hesse schrieb am 26.4.1942[10], man spüre den Krieg «längst überall. Meine drei Söhne sind seit drei Jahren Soldat, mit Unterbrechungen und Urlauben, aber überall ist das civile, menschliche, natürliche Leben eingeschüchtert vom Staatlichen.»

Aus einem Brief R.J. Humms vom September 1941 schien Thomas Mann «unbändiger Hass auf die Deutschen» (Tb 27.9.41) zu sprechen. Er versicherte Humm, «dass alles, was Sie mich über den Zustand Ihres Landes, unserer Schweiz, den seelischen und den physischen, wissen liessen, mich aufs Tiefste interessiert und be-

wegt hat». Der Kontakt mit der Schweiz – der einzige mit Europa – sei ihm äusserst wichtig; er möge ihm so oft wie möglich und auch über Einzelheiten schreiben (26.10.41 und 24.9.42). Humm liess sich dies gesagt sein. Seine Briefe, informativ und bei Humor, erzählen in packender Weise von dem lokalen Geschehen Zürichs, dem inneren Leben der Schweiz, wie sie auf das Kriegsgeschehen reagierte, von diesem selbst. Thomas Mann erfuhr auch von Dingen, die direkt seine Person betrafen: wo und in welchem Zusammenhang von ihm gesprochen, im Radio über ihn berichtet worden war. Diese brieflichen Mitteilungen halfen mit, ihm die nötigen Informationen für seine *messages* nach Deutschland zu verschaffen. Was Deutschland selbst betrifft, so versuchte Humm Thomas Mann unter Hinweis auf Wörter wie «abspritzen» (eine tödliche Einspritzung vornehmen) und «liquidieren» «einen Geruch von der Sprache zu geben, die in Deutschland heute, auch von den schärfsten Gegnern des Regimes gesprochen wird»[11].

Nicht nur Humm – alle Zürcher Freunde und Bekannten, Basler, Beidler, Faesi, Fiedler, Oprecht und Rychner, sandten zum Teil lange Briefe und gaben kund, wer was tat bei ihnen und sich wie gut hielt. Thomas Mann gab einige Acht auf die Absender und monierte, wenn einer nicht antwortete oder sogleich zum Geburtstag gratulierte. Er hatte Gefallen an den Briefen, las sie wiederholt und «gab» sie im Familienkreis «zum Besten» (Tb 27.9.41). Immer wieder drückte er seine Freude darüber aus, dass der Kontakt sich erhalten liess. «Ein Brief aus der Schweiz» schrieb er Hermann Hesse (13.7.41), «das ist viel Freude. Sie glauben nicht, mit welcher Angelegentlichkeit ich so ein Post-Stück mit der Helvetia-Marke unter den dummen amerikanischen Lang-Couverts hervorziehe und ihm den Vorzug gebe vor allem andern.» Selbst unter der Schweizer Post aber ergaben sich noch gewisse Distinktionen (6.4.51 an W. Weber): «Was für einen eigentümlichen Reiz es doch immer hat, einen Brief mit dem Aufdruck ‚Neue Zürcher Zeitung' zu bekommen!»

In seinen Briefen erkundigte sich Thomas Mann nach dem Ergehen der Adressaten, teilte die eigenen Vorkommnisse, Absichten, Gedanken mit und machte Mut. Diese Briefe wurden von den Empfängern nicht selten, fast wie im epistolophilen achtzehnten Jahrhundert unter der Sozietät der bewundernden Geister und Herzen, weitergereicht und ausgetauscht; man verschaffte ihnen «eine gewisse Freundes-Publizität» (26.10.41 an R. J. Humm). Zwei der Briefwechsel wurden bald nach dem Krieg veröffentlicht: der um die Mythologie kreisende Austausch mit Karl Kerényi und jener mit Otto Basler, der unter dem Titel *Briefe Thomas Manns an einen Schweizer* erschien[12].

Viele der Briefpartner waren selbst Autoren, und sie dachten nur das Beste, wenn sie ihre Buchwerke, Aufsätze, Dissertationen den Briefen an Thomas Mann freundschaftlich beipackten. Oprecht übermittelte die Novitäten seiner Verlage. Nach Kriegsende nahmen die Büchersendungen einen Umfang an, dass selbst das

geräumige Haus am Pazifik vor der «wachsenden Schwierigkeit der Unterbringung» (Tb 6.2.47) stand.

Schliesslich seien hier noch einige Schweizer Periodika genannt, die Thomas Mann in Amerika gelegentlich las. Es handelte sich um einzelne Ausgaben der NZZ und der «Tat», dann aber auch um Publikationen wie das Basler Wochenblatt «Schweizer Zeitung am Sonntag», die Luzerner politische Zeitschrift «Extempore», die «Bücherschau». Auch diese Lektüre segelte zwischen Neugier und Ärger über vertane Zeit; zwischen dem Wunsch, mehr Schweizer Zeitungen zu sehen, und dem Unmut über «das dumme Pflichtgefühl, die Zeitschriften zu lesen» (Tb 26.9.46).

Ein ausführlicheres Wort verdient «Die Weltwoche», die 1933 nach dem Vorbild der bekannten Pariser Wochenzeitungen von Karl von Schumacher und Manuel Gasser gegründet worden war.[13] Beide hat Thomas Mann in den dreissiger Jahren nur am Rande wahrgenommen. Gasser war vor allem der Freund der Kinder, von Klaus und von Golo. Auch die «Unabhängige schweizerische Umschau» selbst, wie sich «Die Weltwoche» im Untertitel nannte, nahm Thomas Mann anfänglich kaum zur Kenntnis, und so auch nicht ihre prodeutsche Linie. 1935 kam es – der bisherige Kurs hatte die Zeitschrift in Geldnöte gebracht – zur diametralen Umkehr. Schumacher hatte überdies begriffen, dass Hitler letztlich Krieg bedeutete; alles, was er fortan schrieb, galt dieser Gefahr. «Die Weltwoche» wurde zum Anti-Hitler-Blatt *par excellence.*

Thomas Mann lernte sie so richtig erst ab etwa 1942 kennen. Die Nummern brauchten lange, bis sie bei ihm eintrafen, im Mai noch welche vom vorigen Herbst und im August solche vom Mai. Und doch las er sie «sozusagen vom ersten bis zum letzten Buchstaben» (15.5.43 an A. Kolb), was objektiv ihre Qualität, subjektiv ihre Wichtigkeit zeigen mag. «Die Weltwoche» führte ihm in deutscher Sprache politische Informationen, vor allem aber abendländische Kultur zu, faszinierend «europäische Luft» (Tb 22.1.44), immer wieder «viel Interessantes, Europäisches» und – es war *Faustus-Zeit* – «Musikalisches» (Tb 31.5.43). Nach dem Krieg, in veränderter Welt-, bei verbesserter Informationslage, nahm «Die Weltwoche» in Thomas Manns Zeitungsleben an Bedeutung ab. Man musste sich nicht mehr damit begnügen, über Europa zu lesen, man konnte es bereisen. Ausserdem ärgerte sich Thomas Mann über die USA-Berichterstattung der «Weltwoche», die nun im Zeichen des kalten Kriegs stand.

Hilfe aus Amerika

Zu den mühevollsten ausserliterarischen Beanspruchungen zählte der Einsatz für die Notleidenden aller Art. Kaum hatte Thomas Mann sich in den USA niedergelassen, als ihm schon Dutzende von «S.O.S.-Rufern» (Tb 4.11.38) in den Ohren lagen. Das

hatte zu tun mit seiner Rolle als Botschafter, Gesandter, Repräsentant, als «moralischer Protagonist der deutschen Emigration»[14]. Die herausragende, weithin sichtbare, nach Europa zurückstrahlende Stellung, die sich der «berühmteste Emigrant», wie jedermann wusste, auch in den Vereinigten Staaten erworben hatte, und seine Bereitschaft zu selbstloser Unterstützung machten ihn zu einer überbeanspruchten Anlaufstelle. Unter den Emigranten wurde es selbstverständlich, «dass die Gedanken in Frankreich, in der Schweiz [...] immer um mich kreisen» (11.6.41 an A.E. Meyer). Wer in Nöten war, traute ihm alles zu. Kraft seines ungeheuren Einflusses, mit Diarchengewalt und weltenwenderischer Macht sollte er sofort Wandel und Ordnung schaffen, das Unrecht beheben, das Unmögliche zustande zaubern. Manchmal gelang ihm dies sogar. Ganz seltsam kam es ihm vor, als einmal einer *ihm* Unterstützung anbot, wie es Carl Seelig im Juli 1941, kurz vor Kriegseintritt der USA, spontan tat (20.7.41 an C. Seelig): «Dass jemand aus Europa mich fragt, ob er etwas für mich oder die Meinen tun kann, ereignet sich wirklich zum ersten Mal! Ich war ganz betroffen und erheitert davon. Alle wollen sie etwas [...], aber dass jemand ‚mit Bewegung an *mein* Schicksal denkt', das ist neu.»

Es mangelte zunächst an Geld. Wiederholt griff Thomas Mann in den eigenen Sack, um die Kosten einer Flucht aus Europa zu bestreiten. Wo dies nicht mehr möglich war, ging er Solventere an. Er versuchte, wie erwähnt, für «Mass und Wert» Geldmittel erhältlich zu machen; für Emil Oprecht, seinen Verlag und seine Hilfeleistungen an Darbende, britische Subventionen zu erlangen. Im Februar 1939 setzte er sich zudem für wirtschaftliche Hilfe an die Schweiz ein. Er wandte sich deswegen – wie in solchen Fällen üblich – an die einflussreiche Agnes E. Meyer und schrieb ihr, er wäre glücklich, wenn er «dem Lande, das mir fünf Jahre lang Gastfreundschaft gewährte, einen Dienst erweisen könnte» (1.2.39). Und nachdoppelnd (7.2.39): «Die Schweiz ist furchtbar bedroht, und auf ihre wirtschaftliche Stärkung kommt alles an.»

Es mangelte den in Frankreich in Lebensgefahr schwebenden Antifaschisten auch an Papieren. Hier konnte Thomas Mann nicht direkt helfen, nur vermitteln: das moralische Gewicht seines Namens einsetzen, Affidavits erteilen, warme Empfehlungsschreiben verfassen, sich für die moralische und politische Integrität eines Gesuchstellers verbürgen, sich fürbittend an die zuständigen Instanzen wenden. Soweit er es mit Schweizer Behörden zu tun hatte, ging es nun nicht mehr darum, jemandem die Verlängerung des Aufenthaltsrechtes zu erwirken. Notwendig war im Gegenteil, den «untragbaren Gästen» (10.8.40 an A.M. Frey) die Ausreise zu ermöglichen. Seine Hilfsarbeit, seufzte er bei Gelegenheit (20.8.40 an A. Kolb), habe «mit viel Trägheit des Herzens und bureaukratischer Zähigkeit zu kämpfen». Vielen Bedrängten aber, nicht nur in der Schweiz, halfen die Zeilen Thomas Manns, den Weg nach Amerika und das Leben dort zu ebnen.

Einmal musste es tagen! Von Amerika aus hat Thomas Mann insgesamt 59 Antikriegsreden gehalten, monatliche Rundfunkansprachen an die Deutschen, wozu ihn im Herbst 1940 die British Broadcasting Corporation (BBC), London, eingeladen hatte. Er kommentierte darin während fünf, dann acht Minuten die Kriegsereignisse und versuchte, auf das deutsche Publikum im Sinne seiner Überzeugungen einzuwirken. Zuerst wurden die Texte nach London gekabelt, wo sie ein Angestellter der BBC verlas. Dann fand man einen technischen Weg, Thomas Manns eigene Stimme denen zu hören zu geben, die dies zu tun wagten. Der Umstand, dass das auf deutsch Geschriebene auch auf deutsch wirken durfte, war einer der Gründe (wenn auch gewiss nicht der vorderste), weshalb sich Thomas Mann bereitfand, sein Hauptgeschäft um der Lageberichte und Durchhalteappelle willen zu unterbrechen.

Woher hatte Thomas Mann die Informationen zu seinen anklagenden und ermutigenden Radioreden? Sie flossen, soweit eruierbar, aus allen möglichen, zum Teil in ihrem Wahrheitsgehalt leicht getrübten Quellen zusammen. Auch aus der Schweiz rieselten welche zu. So schrieb R.J. Humm am 12. August 1942 (TMA): «In Basel erzählt man von einem deutschen Lokomotivführer, der geflohen ist, weil er die Züge voller Juden führte, die auf offener Strecke halten und dann durchgast werden. Er hatte es nicht länger ausgehalten.» Thomas Mann hat diese Nachricht in seiner Sendung vom 27. September 1942 verwertet (XI, 1052f.): «In Paris wurden binnen weniger Tage sechzehntausend Juden zusammengetrieben, in Viehwagen verladen und abtransportiert. Wohin? Das weiss der deutsche Lokomotivführer, von dem man sich in der Schweiz erzählt. Er ist dorthin entflohen, weil er mehrmals Züge voller Juden zu fahren hatte, die auf offener Strecke hielten, hermetisch verschlossen und dann durchgast wurden. Der Mann hatte es nicht mehr ausgestanden.»

Thomas Manns Kampfreden wurden in der Schweiz von der Abteilung Presse und Funkspruch abgehört und aufgezeichnet, und auf hier relevante Äusserungen wurde reagiert. Vielleicht war die Geschichte von dem desertierten Lokomotivführer eine Kolportage. Die Polizeiabteilung, der die Bundesanwaltschaft den entsprechenden Radio-Abhörbericht zugestellt hatte, antwortete dieser jedenfalls, ihr sei nicht bekannt geworden, dass ein in die Schweiz geflüchteter Deutscher die erwähnten Aussagen gemacht hätte; ihres Wissens sei kein deutscher Lokomotivführer in die Schweiz geflüchtet.[15]

Auf seine «Messages» bekam Thomas Mann «viele Responses» (Tb 6.4.42). Eine Mehrzahl von Briefen unterrichtete ihn darüber, dass sich die Hörerschaft an schweizerischen Radios nicht auf die genannte staatliche Stelle beschränkte, dass die Sendungen dort vielmehr «sehr bekannt» (Tb 21.4.41) waren. R.J. Humm teilte

1942 mit, man spreche «so viel von Ihren Radio-Reden»[16]. 1949 liess Ernst Nobs mit eindrücklichen Worten Thomas Mann seine Dankbarkeit wissen[17]:

> In den Kriegsjahren war ich zürcherischer Regierungsrat, im Jahre 1941 Regierungspräsident und in den Jahren 1942/1943 Stadtpräsident von Zürich. Seither bin ich Mitglied des Bundesrates. In den schrecklich langen Jahren nach der Machtergreifung Hitlers bis gegen das Ende des Krieges haben wir mit Ungeduld und Bangen gute Nachrichten erwartet. In der grossen Gefahr und Bedrohung, in der die Schweiz während diesem Jahrzehnt stand, war uns jede Niederlage der Nazi und der Faschisten ein Lichtblick. Allein Sie wissen, wieviele Jahre lang wir sozusagen nichts als Enttäuschung hören durften. Bei allem Mut und der grössten Entschlossenheit der Schweiz, gegebenenfalls zu kämpfen bis aufs Äusserste, war es doch eine schreckliche und deprimierende Zeit und wir durften uns nicht einmal viel anmerken lassen, wie tief deprimierend das Weltgeschehen war, galt es doch, unablässig unserem Volke Mut zu machen zum Durchhalten und dem deutschen Druck, den Naziinfiltrationen und der fünften Kolonne einen beharrlichen Widerstand entgegenzusetzen. Ihre von amerikanischem Boden aus gesprochenen Radiovorträge haben ich und zahlreiche meiner Freunde sozusagen Vortrag für Vortrag angehört. Sie waren uns Ansporn, Ermutigung und bestärkten uns in jener Gewissheit, dass ein solches Regime unfehlbar seinem Schicksal verfallen sei. Sie nehmen es nicht als Schmeichelei, wenn ich Ihnen sage, dass von all den Radioreden her Ihre Stimme mir freundschaftlich, ja, ich möchte sagen familiär vertraut und lieb ist aus den schwersten Jahren meines Lebens. Dafür wollte ich Ihnen danken und da es leider nicht mündlich geschehen konnte, so muss es brieflich geschehen. Es unterlassen zu haben, wäre mir als ein Unrecht vorgekommen.

Werke, Kritiken

Auch während des Kriegs erschienen Thomas Manns literarische Werke in der Schweiz. Auf das Echo, den Absatz und die Rezensionen, war er stets überaus gespannt. Wie hoch er unter den gegebenen Umständen das einzige ihm verbliebene Publikum deutscher Sprache schätzte, geht aus dem Diktum hervor, dass er die zehntausend Leser der deutschen Ausgabe von *Lotte in Weimar* als für möglicherweise mehr wert halte, «als die hunderttausend, die unter der [Weimarer] Republik der ‚Zauberberg' hatte» (5.1.40 an A.E. Meyer). Der Goethe-Roman wurde am 25. Oktober 1939 beendet. Auf eher unkonventionelle Weise gelangte das Manuskript in den Druck: mit dem Klipper wurde es zur Schweizer Gesandtschaft nach Lissabon spediert und von dort mit Diplomatenpost nach Stockholm, wohin der S. Fischer Verlag exiliert war. Noch vor Weihnachten konnte die deutsche Ausgabe er-

scheinen, ja erreichten Thomas Mann sogar schon die ersten Schweizer Kritiken. Er las sie, wie alles, was folgte, mit grösster Begierde und freute sich herzlich über jedes warme Wort. Der ausgesprochene Erfolg, den sich die *Lotte* in der Schweiz zuschreiben durfte und der das «regelrechte Heimweh» ihres Autors schürte, war für diesen nicht unverständlich; er begründete ihn mit «gemeinsamer ‚mythischer' Tradition» (8.3.40 an O. Basler) und hielt ihn für ein «Zeichen, dass dort die deutsche Kulturtradition noch am meisten lebendig ist» (3.5.40 an M. Beheim-Schwarzbach).

Auf Anfang 1943 datiert das *Finis von Joseph der Ernährer*. Die deutsche Ausgabe auch dieses Romans wurde in Stockholm gedruckt, um sie den «immerhin wertvollen Resten» (6.2.43 an Frl. Neumann) des europäischen Marktes zugänglich zu machen. Der vierte *Joseph-^nA* brachte wiederum mehrheitlich eine Kritik, die gut genug war, dass sie Thomas Mann «mit heissen Backen» (4.4.44 an G. Bermann Fischer) aufnahm. Zwar komme in ihr viel Einfalt zum Zug. Aber es sei doch eine erregende, fast traumhafte Lektüre gewesen, denn «schliesslich, es war Europa, war die Schweiz, die da zu mir sprachen, und all diese Meinungen über ein deutsch erschienenes Buch auf mich eindringen zu lassen, war doch erregend».

Die sich anschliessende Moses-Novelle *Das Gesetz* kam, nach Umschiffung urheberrechtlicher Klippen, Ende 1944 auf den Schweizer Markt; auch sie hatte eine gute Presse.

Es folgte *Doktor Faustus^* der Roman Thomas Manns, der am meisten Schweizerisches in sich schliesst. Sein XXI. Kapitel enthält die Schilderung Zeitbloms von Leverkühns Schweizer Reise – Gelegenheit zu einer autobiographischen Eloge[18]:

> Meiner Erfahrung nach gibt es in der Schweiz viel Sinn für das Leiden, viel Wissen darum, welches überdies, mehr als an anderen Stätten hochgetriebener Kultur, etwa im intellektuellen Paris, mit dem Altstädtisch-Bürgerlichen verbunden ist. Hier war ein geheimer Berührungspunkt. Andererseits begegnete das introvertierte Schweizer Misstrauen gegen den Reichsdeutschen hier einem besonderen Fall deutschen Misstrauens gegen die ‚Welt', – so sonderbar es scheinen mag, wenn man das enge Nachbarländchen im Gegensatz zum weiten und mächtigen deutschen Reich mit seinen Riesenstädten als ‚Welt' bezeichnet. Es hat aber damit seine unbestreitbare Richtigkeit: Die Schweiz, neutral, mehrsprachig, französisch beeinflusst, von westlicher Luft durchweht, ist tatsächlich, ihres winzigen Formates ungeachtet, weit mehr ‚Welt', weit mehr europäisches Parkett als der politische Koloss im Norden [...].

«Weit mehr», das ist nicht ganz. Wiederum behauptet die Schweiz eine Mittelstellung. Die Abgrenzung gegen Deutschland ist schroff: Die Wendung vom «introvertierten Schweizer Misstrauen gegen den Reichsdeutschen» hätte ohne die Exilerfahrung des Autors kaum geschrieben werden können und ist, als für die Zeit vor 1910 geltend, historisch fragwürdig.

Was das Wort vom «Sinn für das Leiden» angeht, so trifft dies zumindest für Zürich, einer Hochburg der Psychoanalytik, gewiss zu. Anzumerken bleibt, dass Leiden in Thomas Manns Begrifflichkeit ein Hauptwort war, das sich meist mit Grösse assoziierte. Seine Anwendung auf die Schweiz sollte also durchaus ein Lob bedeuten: diese war territorial zwar klein, ihr Sinn für das Leiden aber verlieh ihr eigene Grösse. Als ein Schweizer in seiner Besprechung des Romans kritisierte, sein Land sei darin als minder interessant, aber gesund geschildert, verwahrte sich Thomas Mann dagegen unter Berufung eben auf das Wort vom Leiden (19.4.48 an R. Faesi): «Ich habe euch nicht derart auf die Schultern geklopft, und was wirklich über euch im Buche steht, lautet ganz anders. Es ist da einmal sogar von einem ‚Sinn für das Leidem die Rede .. .»

Im XXXIX. Kapitel (VI, 553-563) verbinden sich in roman typischer Weise Authentizität und Fiktion. Im Zürcher Salon des Ehepaars Reiff verkehren Paul Sacher, Willi Schuh, Volkmar Andreae, aber auch Marie Godeau. Dass sie, vom Deutschen Leverkühn kompliziert und erfolglos umworben, Schweizerin aus dem französischen Landesteil ist, hat seine innere Logik. In den beiden begegnen sich, einmal mehr, Deutschland und die «Welt».

Die Viola d'Amore verdankt ihre prominente Präsenz im *Doktor Faustus* hauptsächlich Willem de Boer. Der Konzertmeister des Zürcher Tonhalle-Orchesters spielte von 1908 bis 1953 als Solist sowie in verschiedenen Quartetten und war ganz allgemein die rechte Hand von Kapellmeister Andreae[19]. Zur Feier seines vierzigjährigen Dienstes hat Thomas Mann einen würdigenden Glückwunsch gesandt, in dem er auf seine Bekanntschaft mit dem silbrig klingenden Instrument durch de Boer hinwies (28.1.48 an M.W. Frey):

> Wie gern spreche ich es aus, dass dieser um das Zürcher Musikleben so hochverdiente Mann, in seiner Bescheidenheit und seiner natürlichen Würde, mit seinem Ernst, wo es das Ernste gilt, und seinem feinen Humor, zu den liebenswürdigsten Künstlerfiguren gehört, die mir in meinem Leben vorgekommen sind! Längst hatte ich ihn als Konzertmeister beobachtet, ihn gelegentlich auch als Virtuosen, an einem Abend, den er in der Tonhalle gab, bewundert (sein Vortrag des Mendelssohn-Violinenkonzerts war exzellent), als mir durch den Umstand, dass er der Lehrer meines jüngsten Sohnes war, die Freude seiner persönlichen Bekanntschaft zuteilwurde. Öfters war er damals bei uns an der Schiedhaldenstrasse, Küsnacht, zu Gast, nicht ohne sein Instrument mitzubringen, und

noch heute lacht mir das Herz, wenn ich denke, wie er uns nach Tisch mit der ‚Teufelstriller'-Sonate verblüffte und uns, zum erstenmal, dem akkordischen Vollklang der siebensaitigen Viola d'amore lauschen liess, die er zu handhaben wusste wie nicht leicht ein Zweiter. Wenn dies Instrument eine gewisse Rolle spielt in meinem jüngsten Roman, so ist das auf die Eindrücke von damals zurückzuführen.

Am 29. Januar 1947 wurde das Werk abgeschlossen; am 17. Oktober 1947 erschien es in Europa. Thomas Mann war in seiner kalifornischen Ferne «extrem neugierig auf die Reaktion gerade der Schweizer Kritik» (26.10.47 an O. Basler). In diesen letzten Wochen des Jahres 1947 scheint er nicht viel anderes getan zu haben, als auf die Post nicht warten zu können und sie dann auseinanderzuwerfen, um zu sehen, ob «Schweizerisches über Faustus» (Tb 10.11.47) darunter sei. Nie war er ein Verächter der Kritik gewesen; doch nie auch so rasend gespannt auf sie wie diesmal.

Und wie sich die Schweizer Federn in Bewegung setzten! Den Wettkampf darum, erster Gratulant und Eloge zu sein, entschied, nach «einer Nacht und einem Tag zum Lesen, einer Nacht zum Schreiben»[20], Max Rychner in der «Tat» für sich[21]. Man darf die Hast nicht ridikül nennen, denn Rychner hatte valable Gründe: er wollte «mit der Stimmgabel die Tonart [festhalten], in der über das Buch zu sprechen ist»[22]. Thomas Mann las den «enthusiastischen» (Tb 23.10.47) Artikel tiefbewegt. Robert Faesi, der sich über die manifestierte Schnelligkeit sanft mokierte, schrieb, er könne sich kaum erinnern, «dass ein Roman in Zürich dermassen Aufsehen erregt hätte und diskutiert worden wäre»[23]. Sogar Emil Staiger legte sich ins Zeug. Er publizierte in der «Neuen Schweizer Rundschau» eine Rezension, die man im Rückblick auf sein anmassendes Vorprellen nach Thomas Manns offenem Brief an Korrodi als bussfertig bezeichnen könnte[24]. Auch dieser «kühle Kritiker» räumte ein, «dass seit Langem kein deutsches Buch die literarischen Kreise der Schweiz so mächtig erregt hat, wie dieses» (11.12.47 an I. Herz). Mit Vergnügen zitierte Thomas Mann Staigers Ansicht, «dass hier ‚eine Leidenschaft am Werke ist, die vorauszusagen bei dem biblischen Alter des Verfassers wohl niemand die Kühnheit aufgebracht hätte'» (15.12.47 an E. v. Kahler). Er verfolgte jeden Widerhall, das geringste Echo, las die hinterste und letzte Winkelblattnotiz. Helvetien, kein Zweifel, hatte «Tränen der Erschütterung» (Tb 22.12.47) in den Augen; die wiederum den Dichter erschütterten. Diese nachhaltige Wirkung und Empfänglichkeit machten ihn glücklich. Er war «der literarischen Schweiz – aber das ist die Schweiz überhaupt – ungeheuer dankbar» (6.12.47 an E. Oprecht) für die seiner Auffassung nach exemplarische Aufnahme; sie verstärkte die Heimat- und Heimwehgefühle, die diesem Lande galten.

Die Europareisen nach Kriegsende

Die älteren Kinder, Erika, Klaus, Golo, waren vorangegangen, hatten sich noch während des Kriegs und wieder danach in die Schweiz aufgemacht. Von dort berichteten sie und fragten, wann die Eltern nachkämen. Ja, wann? Zu überstürzen war nichts. Im Frühling 1946 richtete Robert Faesi, in dem Thomas Mann einen überzeugenden Sachwalter an der Zürcher Universität besass – kein Student, dem er den Lübecker nicht als eiserne Ration in das germanistische Ränzel gepackt hätte[1] –, die Einladung an den Kalifornier, im Sommer 1947 am in Zürich tagenden PEN-Congress zu sprechen. Thomas Mann sagte zu.

1947

Am 25. Mai 1947 kam er, von London her, in Zürich an, wo Gret Mann-Moser mit den Enkeln und Oprechts ihn vom Flughafen abholten. Abends ging man, nach eherner Gewohnheit, ins Theater; gegeben wurde, wie passend, Strindbergs *Traumspiel*. Überhaupt war alles ganz wie früher – «Wie sehr fühle ich mich durch Bilder, Menschen, Atmosphäre an alte Zeiten erinnert» (Tb 28.5.47). Das Tagebuch schwelgt im Glück nicht aufhörenden Wiederholens, Wiedersehens, Wiederanknüpfens. Thomas Mann wurde in den «vertrauten Geschäften herzlichst begrüsst». Allgemein fand man ihn verblüffend jung und in Form. Er kaufte Cigarren und Schreibhefte, «wie man sie drüben nicht bekommt» (Tb 21.7.47); nahm einen Wermut vor dem Frascati; genoss «vorzügliche Mahlzeiten in eleganteren und traulicheren Wirtschaften»; freute sich an Land und Leuten; fuhr nach Küsnacht zum alten Haus; unternahm Landpartien, nach Erlenbach und Ermatingen; besuchte Wagners Tribschen, die Stiftsbibliothek von St. Gallen; nahm in der Offizin des «Winterthurer Tagblattes», wo eben *Doktor Faustus* gesetzt wurde, Einblick in die Arbeit.

Die alten Freundschaften bewährten sich. Seine turicensische Hilfstruppe, die standhafte Garde der Mannianer, meldete sich in alter Frische zur Stelle: die Oprechts, Carl Helbling, Franz Beidler, Kuno Fiedler und andere mehr. Otto Basler natürlich war da und schickte auch Rauchwaren. Richard Schweizer machte den Schwan, leistete Chauffeursdienste. Auch verwandtschaftliche Begegnungen gin-

gen über die Bühne. Thomas Mann besuchte die Familie Moser in Zollikon, die andern Grosseltern seiner Enkel. Mit der Schwiegertochter fuhr er an die deutsche Grenze, wo er den während des Kriegs in Deutschland gebliebenen Bruder Viktor traf, der mit ihm nach Zürich kam. Es sollte dies ihr letztes Treffen sein; der jüngere Bruder starb schon im April 1949.

Am 3. Juni begann der XIX. Internationale PEN-Congress. Thomas Mann, «Guest of Honor» der amerikanischen Sektion, sprach zur Eröffnung über *Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung.* Eine der Funktionen seines Vortrags war es, «die deutsche Sprache sozusagen zu rehabilitieren»[2]. Er selbst genoss es ausserordentlich, «nach einem fast zehnjährigen Leben in fremder Sprachsphäre wieder in der angeborenen Sprache zu meinen Hörern reden zu können» (XIII, 217). Einleitend sagte er[3]:

> Sie werden es begreiflich finden, dass es mir ein Bedürfnis ist, meinem Vortrag wenigstens ein kurzes Wort der Freude und Rührung vorauszuschicken darüber, dass ich den alten Boden Europas wieder unter meinen Füssen fühlen, wieder seine geistige Luft atmen, meine Augen wieder an seinen Landschaften, seinen historisch gesättigten Städtebildern weiden darf, wie ich's zuerst vor wenigen Tagen in England erlebte.
>
> Neun Jahre lang habe ich dort drüben in der weiten, jungen Welt, einer liebenswerten, in gewisser Weise herrlichen, menschlich gewinnenden Welt gelebt, deren Bürger ich geworden bin. Aber ich habe nie aufgehört, mich als Europäer zu fühlen, und konnte nie aufhören, es zu tun, – und wenn ich ‚Europa' dachte und ‚Europa' sagte, so meinte ich – ich will es nur gestehen – eigentlich immer die Schweiz: begreiflicher Weise; denn fünf Jahre lang, nachdem ich Deutschland verloren, hat dieses kleine, von Weltluft durchwehte Land, hat Zürich mir Schutz und Freiheit und Arbeitsfrieden gewährt, und ich habe es ihm nie vergessen, es ihm immer in meinem Herzen gedankt und mir gewünscht, es wiederzusehen.
>
> Meine Damen und Herren, es gab Jahre, wo die Erfüllung dieses Wunsches – auch persönlich, durch bedrohliche Krankheit, die mich anfiel – sehr zweifelhaft schien. Aber wir haben überlebt, die Schweiz und ich [Heiterkeit], und ein dritter Überlebender ist es, der uns zusammenführt, der mir den äusseren Anlass zu dieser Reise gegeben hat und mir die erste Gelegenheit bietet, wieder zu einem Schweizer Publikum zu sprechen: Es ist der Internationale PEN-Club, der seinen diesjährigen Welt-Kongress in Zürich abhält, – und wo könnte er ihn passender begehen als auf Schweizer Boden? Er ist ja mehr, viel mehr als eine blosse Interessensgemeinschaft von ‚Poets, Essayists und Novelists' der alten und neuen Welt. Er repräsentiert einen Willen, eine Gesinnung – man kann wohl sagen: eine schweizerische Gesinnung; die Idee einer freien Völkergemein-

schaft, der Zusammenarbeit und des gleichen Rechtes, des ungefesselten Gedankens, einer Welt des Friedens, einer sozialen Welt, die von vermeidbarem, nicht gottgewolltem Leid befreit sein möge.

Am 10. Juni sprach Thomas Mann vor den im Auditorium maximum der Universität versammelten Studenten. Anwesend war geschlossen auch die lokale Prominenz, die Magnifizenzen beider Hochschulen, der Stadtpräsident. Thomas Mann las aus dem VIII. und dem XXXVII. Kapitel des *Doktor Faustus*^.

Vorher noch, am 8. Juni, hatte er sich angeschickt, im Schauspielhaus Fiteibergs Riccaut-Szene vorzutragen. Das Publikum hatte ihm einen glanzvollsten Empfang bereitet. Kaum hatte er einige Worte der Begrüssung gesagt, «schwoll noch einmal das Gebrause der nicht minder gerührten Zuhörer an», rapportierte Eduard Korrodi[5], und der an sich *ex professions* der Distanz verpflichtete Kritiker, er bekannte sich selbst als gepackt:

> [...] denn solches konnte einen schon übernehmen: das Phänomen, wie die bösen Geister die geistige Kraft dieses Mannes nicht versehren konnten und wie die Götter die Ausnahme statuierten und ihrem Liebling das lange Leben verhiessen, die elastische Gestalt, das ungebleichte Haar, den Schalk in den Mundwinkeln und den totalen Charme des Geistes, der Stimme und der Haltung. So hat Weimar den über siebzigjährigen Goethe nicht gesehen wie Zürich den Mann, dem wir es freudig gönnen, dass er in seinem neuen Zuhause in Californien ungestraft unter den Palmen seines Gartens wandeln soll.

Der Auftritt im Schauspielhaus, der in traumhafter Weise genau die Situation der Abschiedsvorlesung neun Jahre zuvor wiederherstellte, als sei dazwischen nichts gewesen, war der offizielle Höhepunkt der ganzen Reise, und Thomas Mann hat das begeisterte Getrampel des Publikums sehr amüsiert. Es gab aber noch einen inoffiziellen Höhepunkt (26.8.47 an B. Walter): «Das Beste war, wenn ich's recht bedenke, das alte Mütterchen, das auf einer Landpartie mit Freunden, als wir im Wirtsgarten bei Tische sassen, aus dem Dorf zu mir kam, mit Blumen und Lebkuchen, um mir zu danken für meine Radio-Ansprachen im Kriege, denen sie immer zugehört habe, und die sie recht sehr gestärkt hätten.» Dem also Beschenkten imponierte die Episode, die ihm Wirkung in der Tiefe der Volksseele bezeugte, derart, dass er nicht umhin konnte, sie auch am Radio zu erzählen.

In seinem Bericht von dem *Wiedersehen mit der Schweiz* wie auch in «offenherzigen Interviews» (Tb 28.5.47) führte Thomas Mann nicht die sonst vielbewährte Gepflogenheit fort, das Land, in dem er sich gerade aufhielt, seiner besonde-

ren Zuneigung zu versichern. Hier hob aussergewöhnliche Wärme seine Äusserungen aus aller Diplomatenhöflichkeit hinaus. Wenn Thomas Mann das «reizende» und «liebe Zürich» (Tb 28.5.47; XIII, 215) pries, durfte man ihn beim Wort nehmen. Auch im Tagebuch – «Herzlich war die Freude [...] an Zürich» (Tb 2.7.47) – und in privaten Briefen derselbe Tenor. Thomas Mann wurde nicht müde, zu betonen, wie «unendlich wohl» ihm die Schweiz und ihre landschaftliche Schönheit wieder gefalle, wie herzlich aufgenommen und wie «aufs Rührendste gefeiert» worden er sei (27.6.47 an A.E. Meyer; 11.7.47 an E. Penzoldt).

Was die kulturelle und politische Schweiz betrifft, so war seine Sicht im Wesentlichen dieselbe geblieben. Die Aufgabe, «die deutsche Kultur zu hüten und zu bewahren», werde der Schweiz noch solange zufallen, bis «der grosse nördliche Nachbar bei allmählicher Gesundung die ehrenvolle Rolle wieder übernehmen wird, die der Genius der Menschheit ihm zuweist». Die Eidgenossenschaft wurde weiterhin als föderatives Muster eines zukünftigen Europa, ja als Modell für eine «zentrale Weltregierung und Weltverwaltung» proklamiert. Vielsprachigkeit und Vielgestaltigkeit, geographische Lage, demokratische Überlieferung bestimmten sie vor «zur Mittlerschaft zwischen den europäischen Volksgeistern» (XIII, 217f.). In einem Interview legte Thomas Mann – und in dieser Hinsicht setzte er vielleicht einen neuen Akzent – besonderes Gewicht auf das demokratisch-föderalistische Element[6]: «Er beantwortete die Frage, ob er das Vorbild der Schweiz mit ihrer starken gemeindebürgerlichen Selbstverwaltung und der politischen Beteiligung eines jeden Bürgers als selbstverantwortlichen Gliedes des Staates auch für Deutschland empfehlen würde, mit einem klaren Ja und fügte hinzu: ‚Auch wenn ich mich damit in Gegensatz zu manchen zentralistischen Parteien, wie der Sozialdemokratie, stelle. Ich habe erkannt, wohin der Verzicht auf politische Selbstbestimmung, besonders in der Intelligenz, führt. ‘»

Es drängte sich auf, auch das Schicksalsglück der Schweiz anzusprechen, ihre Unversehrtheit vor dem Hintergrund ubiquitärer Zerstörung (XIII, 217f.):

> Die Schweiz war von jeher [...] dank dem, was ihre Bürger in jahrhundertelangem Fleiss und klugem Ordnungssinn aus ihr gemacht haben, ein bevorzugtes und von Reisenden aus aller Welt gesuchtes Land. Ihr geschonter und wohlerhaltener Zustand aber jetzt im Rahmen der heutigen Welt hat geradezu etwas Märchenhaftes und Unglaubwürdiges. Er scheint einer sonst versunkenen Zeit des Wohlstandes und des Glückes anzugehören […].

Thomas Mann verkannte nicht die jede Glücksrenommisterei verbietende Ambivalenz dieser Einzigartigkeit: «wie in der Antike der allzu glückliche Mensch den

Neid und die Rache der Götter fürchtete, so mag heute mancher Schweizer [...] den ungeheuer bevorzugten Zustand seines Landes als eine fast bedrückende Schuld an das Schicksal empfinden»[7]. Kein Zweifel, dass Thomas Mann, sich mit der Schweiz hierin identifizierend (»wir haben überlebt, die Schweiz und ich»), dass die protestantische /e/zx-Natur auch von eigener (potentieller) Schuld sprach.

Den tumultuösen Tagen in Zürich fügten sich ab Ende Juni vier Wochen Erholungsaufenthalt in Flims an. Thomas Mann sass im Restaurant der Badeanstalt am Caumasee und sah zu, wie Katia mit energischen Stössen einem Felsinselchen zuschwamm, das alle Geübteren sich zum Ziel nehmen. Hier war Zeit, der kalamitös angehäuften Post zu wehren, und hier erst findet auch das Tagebuch eine Fortsetzung; im Trubel des Juni war Thomas Mann nicht dazugekommen, irgendwelche Aufzeichnungen zu machen. «Freundlichkeit wie überall», notierte er über seine Aufnahme in Flims, und gleich anschliessend (Tb 2.7.47): «Aus Deutschland Übles.» Vor dem Dunkel dort strahlte um so mehr das Licht hier. Des öftern begegnet das Wort «herrlich»; wenn nun selbst der Morgenkaffee als «von unvergleichlichem Wohlgeschmack» (Tb 8.7.47) bezeichnet wird, so lässt sich der Schluss schwer vermeiden, Thomas Mann habe sich in einer gewissen Euphorie befunden.

Am 20. Juli kehrte Thomas Mann nach Zürich zurück und nahm Logis im Hotel «Neues Schloss», ab dem 31. im «Baur au Lac». Am 5. August las er, auf Einladung Dino Lareses, im Oberthurgauer Dorf Amriswil aus *Doktor Faustus.* Er werde sich, hatte er den Veranstalter wissen lassen, mit einem Entgelt von 300 Franken begnügen und bitte um Diskretion wegen dieser Vergünstigung.[8] Obwohl der «gläubige Saal» «dichtgefüllt» war, erhöhte der «gesunde und ziemlich spitzbübische Kindervater Larese [...] keineswegs mein Gutmütigkeitshonorar» (Tb 5.8.47). Amriswil, schrieb er ihm (13.8.47), sei «wohl die kleinste Gemeinde» gewesen, in der er je gelesen habe. Aber «an gebildet entgegenkommender Empfänglichkeit des Publikums, das sie stellte, kann sie es wahrhaftig mit jeder grossen, berühmten Stadt und Kulturstätte aufnehmen». Dies sei «echt schweizerisch und *nur* schweizerisch»; «ein höchst eindrucksvolles Zeichen für die wahrhaft demokratischen Erziehungsverhältnisse» in diesem Land und die «eigentümliche Decentralisation der Bildung, bei der von ‚Provinz' nicht die Rede sein kann». – Vor und nach Thomas Mann kamen Carossa, Wiechert, Ionesco, Hesse, Zuckmayer, Frisch, Kästner, Heidegger, Ernst Bloch, Ortega y Gasset und viele andere mehr nach Amriswil. Der warmherzige Larese, selbst dichtend und aller Kultur enthusiastisch verbunden, hat mit Ausstellungen, Konzerten, Vorlesungen aus der ersten Station an der Linie Romanshorn-Frauenfeld ein Weltdorf und Kulturzentrum gemacht.

Am 10. August brach Thomas Mann vom Flugplatz Dübendorf (der nur in seinem Tagebuch «Bösendorf» heisst) wieder gen Amerika auf, wohlversehen mit

Omega-Uhr, Zürcher Schreibheften und anderen «greifbaren Trophäen» (26.10.47 an I. Herz). Rückblickend hatte er «das Gefühl, ‚noch einmab zurückzukehren, so als wäre Europa doch wieder mein und meiner Arbeit Heim geworden» (Tb 31.8.47). Das Gefühl bekam recht, der Konjunktiv erhärtete sich zur Wirklichkeit: Europa wurde ihm wieder zur Heimat; was zu sein es nie aufgehört hatte.

1949

Die Europareise von 1949, während der Thomas Mann zum ersten Mal den Atlantik überflog, war überschattet durch den Suizid Klaus Manns. Die Eltern empfingen die traurige Nachricht, mit der man allerdings seit geraumer Zeit hatte rechnen müssen, im europäischen Norden. Sie beschlossen, alle gesellschaftlichen Verpflichtungen abzusagen und nur eben die schriftstellerischen einzuhalten.

Am 1. Juni flogen sie nach Zürich, wo sich Ankunft und erster Aufenthalt «ganz wie erträumt» (Tb 2.6.49), also gleich wie zwei Jahre zuvor anliessen. Man bezog die gewohnten Zimmer im «Baur au Lac» und besuchte – «weil wir vor 2 Jahren auch gleich im Theater waren» – am Abend eine *Faust*-Aufführung im Schauspielhaus. Thomas Mann traf die alten Bekannten und treuen Freunde, die ihm Importe und goldene Schweizer Uhren schenkten. Nebst Besuchen bei Faesis und bei Mosers fuhr man auch wieder zum alten Heim nach Küsnacht, zum Ehepaar Studer-Guyer an der Schiedhaldenstrasse 33. Das Tagebuch gibt sich lakonisch (Tb 15.6.49): «Seltsam, seltsam. Das Wohnzimmer. Mein Arbeits- und Schlafzimmer oben [...]. Bewegt, traumhaft. Tranken Kaffee in der Nische meines Arbeitszimmers, wo ich oft vorgelesen: Aus ‚J.[oseph] in Agypten', den Bonner Brief.» – Es war sinnig, dass Thomas Mann selbst die Bemerkung, dass «alles Wiederholung» sei, noch wiederholte (Tb 6. und 25.6.49).

Den 74. Geburtstag, zu dem der Zürcher Stadtpräsident, der Sozialdemokrat Adolf Lüchinger (1894-1949), einen Glückwunsch schickte, feierte man bei *Huguenin.* Oprecht und Schweizer hatten eingeladen, und Schweizer war es auch, der die Gesellschaft mit komisch vorgetragenen Geschichten unterhielt.

Am 4. Juni wurden die Zürcher Junifestwochen eröffnet. Thomas Mann sprach auf der blumen- und lorbeergeschmückten Bühne des Schauspielhauses über *Goethe und die Demokratie.* Der minutenlange Beifall sagte ihm deutlicher als alle Worte, wieviel Zuneigung er hier besass. Was er selbst als «herzlichste Begrüssung» (Tb 4.6.49) erlebte, schilderte Korrodi so[9]: «Ein Rühren, ein mächtiges Rühren der Hände hob an, als Thomas Mann auf der Szene erschien. Danken wir den Göttern, dass sie doch nicht alle, die sie lieben, früh hinwegnehmen.» Noch ein zweites Mal las Thomas Mann im Schauspielhaus vor, diesmal aus dichterischen Werken, und

so auch in der «Sonne» in Küsnacht. Immer zwei Stufen aufs Mal nehmend, betrat er schliesslich – weitere Auftritte in der Deutschschweiz seien übergangen – das Podium im wie überall vollen Auditorium maximum der ETH.

Am 26. Juni waren die Manns Gast im Zunfthaus zur Zimmerleuten. Der Wirt zeigte dabei seine «antiquarischen Kochbuch-Schätze» (Tb 26.6.49) vor, unter anderem auch ein Lübecker Kochbuch. Das Essen wurde nach dem Wunsch des Ehepaars komponiert, und so servierte man: Zürcher Rahmschnitzel.[10] Tags darauf schloss sich ein dreiwöchiger Erholungsaufenthalt in Vulpera/Schuls an. Was es aber mit der Fahrt ins Unterengadin und dem Chauffeur Georges Motschan auf sich hat, davon nachstehend.

Die Begegnungen Motschans (1920-1989) mit Thomas Mann hoben früh an.[11] Zweimal wurde der halbwüchsige glühende Verehrer in Küsnacht empfangen. Während der amerikanischen Jahre blieb man in losem Kontakt. Im Herbst 1948, als Motschan in Pacific Palisades vorstellig wurde, charakterisierte ihn Thomas Mann wie folgt (Tb 23.10.48): «russischer Abstammung, Geschäftsmann, Moskau-Reisender». Der Mutter wegen war Motschan mehr als ein «Nur-Schweizer», ein «Russen-Schweizer» (Tb 27.7.37). Auch bei ihm also, wie bei Thomas Mann selbst, handelte es es sich um die Verbindung verschiedener Völker und Sphären; das machte ihn interessant. Weiter war Motschan ein gutaussehender junger Mann, wie der Dichter sie gerne um sich sah. Vor allem aber bot Motschan begeistert seine Dienste an, und da man einen Begüterten in ihm glaubte, dachte man sie auch annehmen zu dürfen. Der Eigentümer nicht allzu kleiner Amerikanerwagen machte sich anheischig, während der ins Auge gefassten Deutschlandreise als Chauffeur und Helfer zu amten. Als er sich nun wieder meldete, kam man überein, dass er fürs erste Katia und Thomas Mann in die Höhe führen solle.

Am 27. Juni fuhr Motschan mit seinem glänzenden Buick beim «Baur au Lac» vor. Thomas Mann nahm wie üblich auf dem Vordersitz Platz, Katia richtete sich im Fond ein. Motschan, der «teuren Fracht» wohlbewusst – der Ausdruck amüsierte Thomas Mann –, absolvierte unter den kritischen Augen Katias eine strenge Prüfung, während Thomas Mann seine Aufmerksamkeit nicht von der herrlichen Landschaft abzog. Zu Mittag machte man Rast auf der Lenzerheide, wo eine ansonsten sehr aufmerksame Serviertochter den Dichter mit der Frage ergötzte, in welcher Sportart er denn zu seiner Zeit berühmt gewesen sei. Motschan kam unfallfrei durch alle Kurven, bestand damit sein Rigorosum und wurde mit der Erlaubnis belohnt, das Ehepaar Mann auch in Deutschland zu chauffieren.

Dieser erste Besuch nach dem Krieg und nach über sechzehn Jahren der Abwesenheit konnte nicht anders als mit viel Aufregung auf allen Seiten ablaufen. Schon 1947 war Thomas Mann vorgeworfen worden, dass er Deutschland meide. Seither war der Druck nicht kleiner geworden. Thomas Mann empfand das Verhalten der

Deutschen zu ihm als «durchaus hysterisch» (26.6.49 an D. Sternberger), und «die deutsche Frage» (Tb 26.4.49) ging ihm unvermindert an die Nerven. Zwar tat die herrliche Gebirgslandschaft seiner Seele gut. Und doch trat in Vulpera unvermittelt ein kaum anders denn psychosomatisch zu erklärendes und so starkes Nasenbluten auf (eine «alles verschmierende Sache»[12]), dass der dortige Badearzt seiner nicht Herr werden konnte und ein Zürcher Spezialist beigezogen werden musste.

Auch in der Schweiz wurde Thomas Mann verübelt, dass er nebst Frankfurt auch das in der Ostzone gelegene Weimar besuchen wollte. Als denn der Tag der Abreise gekommen war, hatte er das «Gefühl, alsob es in den Krieg ginge»; am Morgen nahm er sicherheitshalber ein Bad, «denn wer weiss» (Tb 23.7.49). – Von der west-östlichen Fahrt soll hier nicht weiter die Rede sein. Allein verdient der «getreue Motschan» (Tb 4.8.49) eine angemessene Würdigung seiner Rolle. Der autorisierte Chauffeur fuhr die Manns nämlich «safely durch alle Abenteuer» (6.8.49 an R. Schweizer), wofür sie ihm geradezu unsäglich dankbar waren. Sein Buick aus dem jungen, starken, siegreichen Amerika repräsentierte prächtig und panzerte zugleich vor vielen Unbilden. In ihm konnte man sich zeigen, in ihn sich zurückziehen. Kein anderes Automobil hätte beides besser geleistet. Der zonenüberwindende Thomas Mann in Weimar – das Bild bleibt unvollständig, spart man die hochsymbolische Limousine (mit schweizerisch-russischem Chauffeur) aus. Viele Male noch hat Thomas Mann des «schönen Buick-Wagens, der überall ein Gegenstand neugierigen Staunens war» (XI, 508), Erwähnung getan. Der «Gentleman-Chauffeur durch Rot-Deutschland» (26.5.54 an G. Motschan) aber zählte die letzten Jahre zum festen Bekanntenkreis.

1950

Auch 1950 kam eine Europareise zustande. Am 16. Mai traf Thomas Mann, nach Stationen in Stockholm und Paris, in Zürich ein. Er sollte bis zum 17. August, also volle drei Monate, in der Schweiz bleiben. Ende Mai fuhr er für eine Woche ins Tessin, wo er Hermann Hesse besuchte. Am 2. Juni nahm er wiederum an der Eröffnung der Zürcher Festwochen teil; diesmal wich er auch dem Empfang des Stadtrats im Muraltengut nicht aus.

Den 75. Geburtstag in der Schweiz zu begehen, war seit Langem sein Wunsch und akklamierter Vorsatz gewesen. Er liess sich erfüllen. Die Feier bestand aus zwei Teilen. Am Vorabend, dem 5. Juni, trat Thomas Mann auf die Bühne des (seit Tagen ausverkauften) Schauspielhauses, um zwischen fleischblättrigen Topfpflanzen und «vor einem wahren Staats- und Galapublikum» (4.11.50 an H. Reisiger) über *Meine Zeit* zu sprechen. Von diesem autobiographischen Vortrag hatte er sich, trotz Zweifeln, einiges erhofft (17.4.50 an Emmie Oprecht):

«Er kann manches Missverständnis gut machen, da er, bei aller Friedensliebe, zum Schluss eine klare Distanzierung enthält vom totalen Staat.» Das Publikum nahm Thomas Mann freundlich auf. Über den Inhalt seiner Rede freilich gingen die Meinungen sehr auseinander. Nachher gaben der Internationale PEN-Club und das Schauspielhaus gemeinsam einen Empfang. Der neue Stadtpräsident Emil Landolt überreichte Thomas Mann ein Ehrengeschenk mit der Widmung «Dem grossen deutschen Dichter und Denker», worauf verschiedene Ansprachen, unter anderem von Carl Helbling, sowie Dankesworte des Jubilars folgten. «Glücklicher Verlauf des Abends», steht im Tagebuch.

Der nächste, der Geburtstag, war ein Tag des Trubels (Tb 6.6.50): «Einbescherung mit erfreulichsten Gaben. Unaufhörliches Einströmen von Telegrammen, Briefen, Blumen. Verwirrung, Vergnügen und Müdigkeit.» Aus Lübeck traf eine Gratulationsdelegation ein, und Thomas Mann «hatte völlige Überraschung darzustellen». Am Abend luden Richard Schweizer und Emil Oprecht einen engeren Freundeskreis zum Festdiner ins Zunfthaus zur Saffran. Fritz Strich und J.R. von Salis hielten Tischreden. Schweizer schenkte eine launige halbe Stunde. «Meinem Wesen nach», erklärte er[13], «bin ich ja zumindest in meiner Beziehung zur Familie Mann eine Art helvetischer Schalk, eine Art Hausnarr.» Einen nicht *nur* humoristischen Seitenhieb setzte es, nicht ganz zu Unrecht, für Motschan ab: wohl hatte dieser den Schriftsteller nach Ostdeutschland fahren dürfen, aber: «Ich war vor Ihnen an der Reihe, Herr Motschan.» Thomas Mann hat die kleine Rivalität unter den Lenkern sehr wohl bemerkt und in einem Brief an Schweizer den im Weimar-Triumph sich suhlenden Motschan etwas zurückgesetzt (20.9.50):

> Übrigens sollte man ihn weiter nicht verwöhnen, denn ohnedies kann er auftrumpfen mit dem Besitz eines kleinen in Vulpera entstandenen Manuskripts *[Ansprache im Goethe-Jahr 1949],* das die Spur meines damaligen ständigen *Nasenblutens* zeigt. So etwas hat nicht einmal die Yale-Library, von Ihnen mit schlechtem Gewissen zu schweigen. Denn er hat uns zwar durchs rote Deutschland kutschiert, aber weder eine Repetier- noch eine Kalenderuhr [...] hat er mir jemals verehrt, und dass er zu meinem 80. eine Geburtstagsrede zustandebringt, die einer gewissen zu meinem 75. von anderer Seite gehaltenen gleichkäme, ist auch nicht anzunehmen. Höchstens, dass er sie auf Russisch halten könnte, was bis dahin vielleicht obligatorisch sein wird.

Die «von guten Spässen übersprudelnde Rede» Schweizers – der als Weggen-Zünfter zu den brillantesten Zunftrednern Zürichs rechnete – hat Thomas Mann in einem ebenso amüsanten Geburtstagsglückwunsch drei Monate später nochmals gelobt.

Nach Schweizer plauderte Erika Mann über das Liebesverhältnis ihres Vaters zur Schweiz. Sie erzählte von einem neulichen Eisenbahnunglück bei Lugano. Thomas Mann habe immer wieder gesagt: «Das ist doch gar nicht möglich. Es passt nicht zur Schweiz!» Erika und Katia hätten gesagt: «Na hör mal, die Schweizer sind auch nur Menschen!» Thomas Mann aber sei nicht zu belehren gewesen: «Das *passt* nicht zur Schweiz!»

Gleich nach diesem dem Jubilar wohltuenden und zu seiner vollen Zufriedenheit verlaufenen Lebensfest – eine gedruckte Karte half ihm, sich in betreff der Dankespflichten «aus dem Dicksten heraus [zu] hauen» (7.11.50 an P. Amann) – musste sich Katia Mann in der Klinik Hirslanden einer Operation unterziehen. Der gynäkologische Eingriff hielt sie dort für gut einen Monat fest. Thomas Mann, in die Notwendigkeit der Behandlung erst nach seinem Geburtstag eingeweiht, war zuversichtlich (10.6.50 an B. Walter): «K[atia]'s Unterbringung ist so reizend behaglich, wie sie nie in Amerika sein könnte; der Chirurg [der Gynäkologe Prof. Marcel Traugott (1882-1961)] gilt für hoch erfahren und zuverlässig.» Die Operation verlief ohne Komplikationen; am 13. Juli konnte Katia das Privatspital verlassen, und ihres Mannes «Vereinsamungsgefühl ohne sie» (Tb 29.6.50) nahm ein Ende. Übrigens war Thomas Mann zwei Jahre später selbst auf die Klinik Hirslanden angewiesen: es musste dort eine «gemeine Zecke» (Tb 18.9.52) unter seiner linken Brust entfernt werden.

Am 3. Juli besuchte er, wie schon am 4. August 1947, Professor von Salis auf Schloss Brunegg. Der Gastgeber hat davon berichtet[14]:

> Der ‚Zauberer', wie ihn seine Kinder nannten, kam. Anstelle der erkrankten Mutter chauffierte Erika den Wagen, den unser neunjähriger Bub bewunderte, als er in den Hof einfuhr. ‚Wie heisst du?' fragte ihn der alte Herr. ‚Thomas.' ‚Ich auch.' Tags zuvor hatte ein heftiges Gewitter Verwüstungen im Garten angerichtet, wo abgebrochene Äste und ein entwurzelter Obstbaum noch nicht weggeräumt waren. ‚Es war eine Heimsuchung': so drückte sich unser Gast aus, als er langsam die lange Freitreppe hinaufstieg und den Schaden betrachtete.

Nun findet sich in Thomas Manns Tagebuch der Eintrag: «Schulter-Gelenk-Heimsuchung des Hausherrn, zu dem ich mich setzte. Wieder-Einordnung des Gelenks im Gespräch.» Auch was es damit auf sich hatte, erfährt man bei von Salis:

> Als ich die Tafel aufhob, machte ich eine so ungeschickte Bewegung, dass meine Schulter auskugelte. Luxation ist äusserst schmerzhaft, ich konnte sie jeweilen vom Arzt nur unter Narkose einrichten lassen. Elsie [von Salis] eilte zum Tele-

phon, die Gäste verliessen den Saal. Thomas Mann blieb, ich sah ihn einen Stuhl herbeitragen, auf den er sich neben mich setzte. Dann hörte ich wie von ferne einen sonderbaren Monolog: ‚Das tut scheusslich weh. Ich weiss, wie es ist, einmal, als ich den Tisch verliess, fiel ich hin und brach mir den Arm. Das war abscheulich' und so weiter, mit leise eindringlicher Stimme. Auf einmal klickte mein Schultergelenk wieder ein. Ich stand auf, suchte Elsie, es sei in Ordnung, sagte ich, sie solle dem Arzt zurückrufen, ich hätte ihn nicht mehr nötig. Thomas Mann hatte gezaubert. Die Gäste waren erstaunt, als ich mit ihm im Bibliothekzimmer erschien. Die Geschichte, in verschiedenen Varianten, machte in den folgenden Tagen in Zürich die Runde.

Erst viel später bekannt wurde Franz Westermeier, Aufwärter im «Grand Hotel Dolder», der im Pantheon der Liebschaften als letzter sich einreihte. Thomas Manns späte Liebe, ein nicht sensationelles, doch buchenswertes Ereignis durchaus, ist im Tagebuch ausführlich dokumentiert.[15] Sie ging sogleich ins essayistische *(Die Erotik Michelangelo's)* wie ins literarische Alterswerk *(Die Betrogene, Felix Krull)* ein; mehr als einmal wollte es kunstfähig gemacht, in Fiktionen eingesenkt sein, wollte auch das letzte Bild in der *Galerie*, wie Thomas Mann sie nach Goethe nannte, eine gewisse sublime Verewigung erfahren.

1951

Die Schweizer Reise 1951 lief im Wesentlichen nach dem bekannten Muster ab. In Zürich weilte Thomas Mann zehn Tage Ende Juli und dann wieder von Mitte September an. Woran er im Nachhinein am liebsten zurückdachte, war eine Vorlesung aus *Felix Krull* vom 24. September im Schauspielhaus. Es handelte sich um seinen «grössten Vortragserfolg seit dem Fitelberg-Kapitel» (aus *Doktor Faustus)* –, es gab «zahlreiche ‚Vorhänge»‘ (Tb 24.9.51). «Unter dem Gebraus des Beifalls stand Thomas Mann, der elegante Erzzauberer, vor uns», berichtet Korrodi[16], «mit etwas gebleichterem Scheitel, aber noch ohne den Schnee der hohen Jahre, elastisch und wie ein gebräunter Wandersmann». Er lobte hauptsächlich Thomas Manns Vortragskunst, auf die dieser denn auch das meiste Gewicht gelegt hatte. In der «Kronenhalle» fand «an zwei Tischen [eine] vergnügte Nachfeier» statt (Tb 24.9.51). Womit sich der Dichter nach den Strapazen gestärkt hat? Das Tagebuch gibt Vortragsdebütanten Antwort auch darauf: «eine Brühe mit Ei, etwas Emmenthaler, dunkles Bier und Kaffee».

Am 29. September brach man auf. Nach herzlichem Abschied blieben, wie im Vorjahr, Emmie Oprecht und Richard Schweizer fähnchenschwingend zurück. Mit flog der «Wunsch der Wiederkehr für immer» (Tb 28.9.51).

Abkehr von Amerika

Thomas Mann verwurzelte sich in Amerika nicht neu; er fand da keine zweite geistige Heimat.[1] Er gab sich nur den Anschein, «alsob ich zu Hause wäre» (27.4.43 an Klaus Mann). Der Umstand, dass Thomas Mann 1944 (erst 1944) amerikanischer Staatsbürger wurde, verband ihn nicht enger mit dem Land, auch wenn er in der Öffentlichkeit diesen Eindruck erwecken wollte. «Trotz citizenship» empfinde er sich «als Gast» und «als unzugehörig», notierte er im Tagebuch einmal rotzig (Tb 27.9.47). «Man müsste Mittwest-Slang reden u. es verstehen, dabei die Beine auf den Tisch zu legen.» Was anders aber als die Staatsbürgerschaft hielt ihn nach Kriegsende noch in den USA? Das gleiche, das schon mitgeholfen hatte, ihn dorthin zu bringen: «das Ansehen, ja die Popularität [...], die ich doch hier geniesse» (Tb 31.1.50). Weiter machten es die «Anhänglichkeit» (Tb 21.12.49) an das kalifornische Haus sowie die «klimatische Verwöhnung» (20.1.52 an R. Drevermann) schwer, sich von dem Lande zu trennen. Was Thomas Mann überdies ins Felde führte, die Gebundenheit ehrenhalber etwa, war von geringerem Belang.

Gründe gegen Amerika und für Europa

Die Umstände und Hintergründe des Domizilwechsels sind vielschichtig. Zu fragen ist danach, welche Motive Thomas Mann bewogen, Amerika zugunsten Europas zu verlassen, und weiter, was gegen Deutschland und was für die Schweiz als definitives Niederlassungsland sprach. Alle diese Entscheide kennen ein ganzes Bündel von Gründen; einige davon sollen genannt sein.

1. Thomas Mann lebte in Amerika nicht in der eigenen Sprache. Um ihn herum galt das Englische, während er in Deutsch dachte und schrieb. Die deutsche Sprache war sein Leben; er trug sie, mit Heine zu sprechen, als portatives Vaterland mit sich herum. Den Zwang, eine im Wortsinn fremde Sprache zu benutzen, empfand Thomas Mann schon vor Amerika regelmässig als «hemmendes Ärgernis» (Tb 28.7.34) und in tieferer Seelenlage vielleicht gar als Gefahr. Daran änderte sich auch in Amerika wenig. Wohl war Thomas Manns Abneigung gegen die lateinische Sprachsphäre (jene Heinrichs) noch weit grösser als die Abneigung gegen die eng-

lische. Aber auch im Englischen, dem «Yankee-doodle» (19.5.42 an Heinrich Mann), fühlte er sich nie zu Hause. Er vermochte sich dieser Sprache und Kultur nie über eine bestimmte Grenze hinaus zu nähern.

Dieses genuine, nicht zu überwindende Unvermögen hat Thomas Mann mehrmals bedauert. «Wäre ich nur in die angelsächsische Kultur hineingeboren!» klagte er 1948 seiner amerikanischen Gönnerin Agnes E. Meyer (23.12.48). «Ich wollte euch ein Englisch schreiben!» Die Stellung der deutschen Literatur in der Weltliteratur reflektierend, meinte er 1952 sogar, gegenüber dem Vorzug, in der englischen oder französischen Kultur beheimatet zu sein, sei ein deutscher Schriftsteller «ein grosses Malheur, ein nie aufzuholender Nachteil» (19.1.52 an A.M. Frey). Er beschrieb sich als in der angelsächsischen Sphäre «hereingeschneit», empfand sich dort als ausgeschlossen.

Zum Verhältnis der beiden gleichzeitig gebrauchten Sprachen zueinander äusserte sich Thomas Mann in einem während der Europa-Reise 1947 gegebenen Interview[2]: «,Während das Englische dem täglichen Umgang diente, den Alltag ausfüllte, wurde mir das Deutsche zur Sprache des Feiertages [...].» Gegenüber Heinrich nannte er das Deutsche gar seine «sakrale» Sprache[3]. Sie war ihm die «wahre und unverlierbare Heimat, die ich mit mir ins Exil genommen und aus der kein Machthaber mich vertreiben konnte» (XI, 483). Diese «aktive Treue» und Beharrlichkeit brachte aber gleichzeitig mit sich, dass sein Werk ein «übersetztes Schattendasein» (20.8.42 an A.E. Meyer) zu führen verdammt war.

Die deutsche Sprache wieder ausschliesslich zu gebrauchen – einmal wurde ihm in Amerika, welche Groteske!, ihr Gebrauch sogar polizeilich untersagt[4] – wie auch, sich wieder direkt, unübersetzt, unverfälscht an sein eigentliches, das deutschsprachige Publikum zu wenden, beides war ein aus tiefsten Schichten rührendes und in langen Exiljahren zunehmend stärker aufkommendes Bedürfnis. In deutscher Sprachsphäre sein Leben zu beschliessen gehörte zum Versuch der Rundung und Berichtigung seiner Existenz.

2. Es sei eine seelische Tatsache, sagte Thomas Mann im Rückblick, dass er sich in Amerika, je länger er dort lebte, desto mehr seines Europäertums bewusst geworden sei – «trotz bequemster Lebensbedingungen» (X, 400). Europa war eine Faszination, das abendländische Erbe ein Gewicht, das die neue Welt auf Dauer nicht aufzuwiegen vermochte. «Der Traum», heisst es im Brief vom 7. September 1945 an Walter von Molo, «der Traum, den Boden des alten Kontinents noch einmal unter meinen Füssen zu fühlen, ist, der grossen Verwöhnung zum Trotz, die Amerika heisst, weder meinen Tagen, noch meinen Nächten fremd, und wenn die Stunde kommt [...], so will ich hinüberfahren. Bin ich aber einmal dort, so ahnt mir, dass Scheu und Verfremdung, diese Produkte blosser zwölf Jahre, nicht standhalten werden gegen eine Anziehungskraft, die längere Erinnerungen, tausendjährige, auf ihrer Seite hat.»

Nach Kriegsende erneuerten und vertieften sich die Kontakte mit Europa auf allen Ebenen. Insbesondere die Reisen dorthin trugen viel dazu bei. 1947 erschien in der Schweiz der *Doktor Faustus*, vor Ort also. In einem gewissen Zusammenhang damit wohl kam Thomas Mann zum Schluss, der «geistig-moralische Schwerpunkt der Welt» (Tb 7.10.47) liege in Europa. Nach der Übersiedlung verheimlichte er nicht, dass es sich «für einen Menschen wie mich» in der Alten Welt leichter atme als in der Neuen (X, 401). In einem Brief vom Mai 1953, geschrieben nach seiner Audienz bei Papst Pius XII., hat Thomas Mann die Kritik an Amerika (und an Europas Einstellung zu ihm) auf den Punkt gebracht (27.5.53 an G. Bermann Fischer): «Ach, im Gefühl seiner alten Würde und historischen Geprüftheit sollte der Erdteil sich finden und den Kopf höher tragen, statt in Servilität zu ersterben vor Geld und dämlicher Macht.»

3. Ein Ausfluss dieses verstärkten Bewusstseins seines Europäertums war der Wunsch Thomas Manns, sein Grab in der Schweiz zu haben. Diese Idee geht wohl schon auf 1933, die Bestattung Stefan Georges in Schweizer Boden, zurück. Damals bedeutete sie die Abkehr von Deutschland. In den vierziger Jahren dann und vor allem nach Kriegsende stand die Schweiz nicht mehr Deutschland, sondern, stellvertretend für Europa, den USA gegenüber. Den positiven Impuls, dereinst in der Schweiz zu ruhen, verstärkte der negative, es nicht in Amerika zu tun, «nicht in diesem seelenlosen Boden [...], dem ich nichts verdanke; und der nichts von mir weiss» (7.5.51 an H. Carossa).

1951/52 kehrte die Bestimmung der Schweiz als «Zufluchts- und Sterbeland deutscher Dichter» unabweislich wieder (30.4.51 an H. Reisiger). «Wo George, Rilke und Mombert eingekehrt sind, da möchte ich auch wohl meinen Stein haben.» (7.5.51 an H. Carossa) Von der Unruhe, die ihn ergriffen hatte, der ängstlichen Hoffnung, der Lebenskreis möchte sich rechtzeitig noch runden, machte er kein Hehl. Immer wieder sprach er von dem «irrationalen und fast ängstlichen Zug und Drang zurück zur alten Erde» (2.1.52 an E.v. Kahler), deren Sohn er sei. Wenn er nach der Übersiedlung sagte, er habe «etwas wie eine Pflicht erfüllt, indem ich auf den weiträumigen Komfort des Landes drüben verzichtete und mich dem Leben unseres lädierten, recht abgerissenen Erdteils wieder anschloss» (X, 401), dann ist der Begriff der Pflicht aus dem persönlich-psychologischen Kontext heraus und weniger oder nicht politischsozial zu verstehen.

4. Was hatte Thomas Mann Amerika vorzuwerfen? Es war – hierin teilte er den hergebrachten Vorwurf – im Grunde geschichts- und kulturlos. Über die «unwissenden Anglosaxons» (22.5.47 an Heinrich Mann), ihr «Analphabetentum» (Tb 19.8.45), die «unermessliche amerikanische Naivität» (20.8.45 an K. Fiedler) hat sich Thomas Mann vielfach erregt. Er fühlte sich «doch oft ‚fern von gebildeten Menschen', [...] wenig und schlecht unterrichtet» (14.6.42 an E.v. Kahler); klagte über wachsende «Vereinsamung» (Tb 24.10.45), die «Ode des hiesigen Lebens»

(Tb 21.11.50). Die amerikanischen Kollegen, die Intellektuellen, die Schriftsteller? Sie kannten das Ausharren nach dem mythischen Vorbild der Vita Goethes nicht. Meistens fingen sie nach dem ersten Buch an zu saufen und gingen nieder (vgl. 8.7.44 an L. Moser). Ressentiments verleiteten Thomas Mann zu offensichtlichen Ungerechtigkeiten. Er, der er die angelsächsische Kultur, die klassische und die zeitgenössische, zugestandenermassen selbst nur wenig kannte, verlangte danach, «diesen Trank des Missverständnisses und der Unwissenheit von dem, was ich bin, nicht mehr trinken zu müssen» (Tb 30.6.44). Als 1951 in Deutschland eine Jubiläumsausgabe von *Buddenbrooks* in Millionenauflage auf den Markt kam, notierte er radikal, bei den Deutschen sei «doch schliesslich einzig Verständnis» zu finden; in Amerika sei er «fremd und unerkannt» (Tb 26.11.51).

5. Die politische Atmosphäre hatte sich in den USA nach dem Tod F.D. Roosevelts gründlich verändert und Thomas Mann zunehmend desillusioniert. Es war das Amerika nicht mehr, das er kennengelernt hatte, nicht mehr das liberale, soziale, demokratische. Die Demokratie hier hielt er im Gegenteil nur noch für einen Schatten. Die Atmosphäre schien ihm überreizt, vergiftet, mit Unheil geladen; die Jagd des «Schurken» Joseph R. McCarthy auf Kommunisten[5] heuchlerisch, hysterisch, verschüchternd und rechtswidrig; die «Verfolgung jedes Nonkonformismus» (Tb 18.7.50) unerträglich; der überschnappende Chauvinismus lächerlich und kriegsgefährlich.

Immer mehr drängte sich ihm die Analogie zu seinen deutschen Erfahrungen auf. Er befürchtete, es gebe auf der schiefen Ebene kein Halten mehr, und sprach davon, bis zur «vollen Machtergreifung» wolle er nicht warten (25.1.53 an J. Bab); sprach von drohender «Deportation» (7.11.50 an P. Amann), von «Air-conditioned nightmare» (25.1.53 an J. Bab), von «paradis artificiel» (12.12.53 an C. Goll). Auch über das weltpolitische Agieren der USA stellte Thomas Mann zunehmend pessimistischere Betrachtungen an.

Gegen aussen aber tat er alles – auch im Hinblick auf die amerikafreundliche Stimmung in der Schweiz –, das Bild unverbrüchlich guten Einvernehmens mit dem Land zu bieten, dessen Bürger er geworden war. Er versuchte sich stillzuhalten, eine «völlige politische Detaschierung» (Tb 4.2.48) – «zu kritisch» (Tb 11.12.50) war er gestimmt, um sich nicht durch freimütige Äusserungen ins Unheil zu reden. Selbst manche Privatbriefe «entpolitisierte» er, «da man sich in keines Menschen Hände geben darf» (Tb 4.6.52).

6. Thomas Mann wurde in Amerika mit Agnes E. Meyer wohl eine «Fürstin» zuteil, aber einen angemessen splendiden Mäzen fand er auch da nicht. Er baue sich sein Haus selbst, schrieb er der Meyer einmal (7.10.41), in rarer Mischung von Wut, Schmollen, Anmassung und Trotz, nachdem dieses Land, das ihm sieben Doktorhüte verliehen habe, nicht einmal auf den Gedanken gekommen sei, ihm etwas Ähnliches anzutragen, was man Hesse in der Schweiz angeboten habe. Den Hausbau

immerhin liess die Vermögenslage zu. Sie blieb lange Zeit beruhigend, selbst als der ökonomische Windschatten wegfiel, den die Princetoner Professur gegönnt hatte. Zum Problem wurde sie erst gegen Ende der vierziger Jahre, als das Interesse des breiten Publikums abnahm. Die schwindenden Einkünfte erlaubten auf Dauer nicht mehr, den gewohnten Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Das Haus wurde für die auf drei Personen geschrumpfte Familie zu kostspielig. Die «Dienstbotenlage» gestaltete sich «höchst schwierig». Eine Zeitlang sah es daher so aus, als seien die «Gründe zum Verlassen des Landes noch mehr wirtschaftlich als politisch» (Tb 29.1.51).

Die Ablösung

In mehr als einer Auslegeordnung hat Thomas Mann diese Aspekte und Argumente gebreitet und rational aufgefächert. Der Entscheid aber, Amerika zu verlassen, war am Ende kein rationaler. Zuletzt schossen alle Überlegungen zusammen in ein einziges «Fort!»

Erstmals erwogen wurde die endgültige Rücksiedlung in die Schweiz 1949. Wenn man auch einstweilen davon absah, so nahmen doch die alljährlichen Besuche in der Folge den Charakter an von Rekognoszierung und umsichtiger Vorbereitung. 1950 kühlte sich die Beziehung Thomas Manns zu seiner Wahlheimat derart ab, dass er geradezu an Flucht dachte. Katastrophenstimmung prägte vor allem den Schweizer Aufenthalt dieses Sommers. Thomas Mann sprach da von einer «wiederholten Emigration» und dass sein Tagebuch «zu seinem Beginn, Arosa 1933», zurückkehre (Tb 18.7.50). Lange quälte er sich, ob man nicht gleich in der Schweiz bleiben sollte.

Unendliche Erörterungen betrafen Termin und Modus der Abreise, die Abwicklung der Geschäfte. Das kalifornische Haus: zu vermieten oder zu verkaufen? Stand es aber noch zum Verkauf, dann war zu reisen nicht ratsam. Es empfahl sich auch nicht, im Winter in der Schweiz anzukommen. Wie, wenn man sich eine Einladung nach Europa beschaffte? Gross stellten sich die praktischen, technischen Schwierigkeiten dar, die Mühsal, sich mit fünfundsiebzig, achtundsiebzig noch einmal neu zu installieren. «Ravage, Auflösung, Packerei und Plackerei wird es [...] genug geben» (22.3.51 an A. Neumann). Verfugte man über genügend Energie zu solchem Vorhaben? War man dem späten, umstürzenden Wechsel denn gewachsen, und lohnte er sich? Das Räsonieren beschlug, natürlich, auch Europa. War es überhaupt bewohnbar? Würde es «unaufhaltsam kommunistisch» werden, unter «schweren Wirren und Bürgerkriegen» und «wilden Erschütterungen» (Tb 27.11.50; Tb 15.4.52)? Waren in der Schweiz «grösste Versorgungsschwierigkeiten» (Tb 11.12.50) zu erwarten? Fragen über Fragen; deren Beantwortung Thomas Mann, «in tiefster Seele fatalistisch» (Tb 29.11.50), andern Instanzen überliess. Entschlüsse schob er «mit

einer gewissen Schlaffheit» (Tb 23.12.51) hinaus. Stimmen, die von der Übersiedlung abrieten, fehlten nicht. Es kam hinzu, dass Katia Mann im Grunde in Amerika bleiben wollte. Wenn Thomas Mann vom Verkauf des Hauses sprach, wühlte sie die Gegenargumente auf. Was für ein Dilemma!

Wäre da nicht noch Erika gewesen, die auf eine Entscheidung drängte, die unzufrieden war «mit unserem Hang, die Dinge gehen zu lassen» (Tb 6.1.51). *Sie* vor allem befürwortete, betrieb die Rückkehr nach Europa. Ihre beruflichen Aussichten in Amerika hatten sich nach Kriegsende verdüstert, das Publikum, europäischer Angelegenheiten müde, sich abgewandt, und *lecture engagements* blieben aus. Unbeschäftigt, jeder Aktivitätsmöglichkeit beraubt, wurde sie für den Vater zum «Problem Erika» (Tb 24.11.51). 1952 erschien ein Bleiben nur schon «Erikas wegen ganz unmöglich» (Tb 19.3.52).

Von vornherein war sich Thomas Mann sicher, dass die Ablösung schwierig sein würde. Er tat, was er konnte, um einer Kränkung nicht Vorschub zu leisten, und bat die europäischen Briefpartner, seine Übersiedlungspläne möglichst im Dunkeln zu halten. Das Gerücht seiner Niederlassung in der Schweiz war dort schon im Januar 1952 verbreitet. Im April bekam auch die amerikanische Presse Wind von dem «‚Bruch mit Amerika'» (Tb 25.4.52), und Thomas Mann hatte alle Hände voll zu tun mit Abschwächen und Beschwichtigen. Er gab an, er wolle lediglich «for some time» (26.3.52 an H.T. Lowe-Porter) nach Europa gehen. Als eine Münchner Zeitschrift den Wegzug auf Verfolgungen durch das *Un-American Committee* und auf politische Verbitterung zurückführte, sah sich Thomas Mann zum ausdrücklichen Dementi gezwungen. Er schrieb einen «hübschen kleinen Aufsatz» (Tb 16.5.52), den allerdings der Familienrat verwarf. Erika setzte dann eine Kurzfassung auf, des Tenors, ihr Vater beabsichtige einen Europa-Aufenthalt von längerer Dauer, da er für seine Arbeit die europäische Atmosphäre brauche, und es bedeute dies keineswegs die Trennung von den USA (17.5.52 an die Redaktion «Echo der Woche»). Thomas Mann akzeptierte Erikas Konstrukt, für jetzt und auch späterhin; ihm selbst, fand er, sei es «offenbar nicht gegeben», sich «aus der verlogenen Situation befriedigend herauszuziehen» (Tb 17.5.52).

Deutschland, eine Uwwiederbringlichkeit

Deutschland stand als Rückkehrland (bei Thomäs Mann; Katia wäre eher dazu bereit gewesen) nie ernsthaft zur Debatte. Wie die Abkehr von Amerika erfolgte auch die Nichtrückkehr nach Deutschland nicht als Konsequenz aus einem rationalen Kalkül. Wohl machte Thomas Mann auch einige sachliche Gründe geltend; im Grunde aber war der Entscheid gegen Deutschland einer des Gefühls. Schon 1937 hatte Thomas Mann geschrieben, nach Deutschland werde er später nur besuchsweise zurückkehren. Dies bekräftigte er immer wieder. Angstvoll hielt er sich das

Nachkriegs-Deutschland vor Augen (Tb 9.1.44): «Mit was für einer revolutionierten, proletarisierten, umgestülpten, nackt und blossen, zerrütteten, glaubenslosen, ruinierten Volksbande wird man es zu tun haben.» Auch die Fahrten nach Deutschland ab 1949 änderten an seiner Grundeinstellung nichts, im Gegenteil.

Dennoch, gleichwohl und trotz allem: *ganz* war eine Rückkehr nach Deutschland nicht ausgeschlossen; ganz das einstige Heim an der Münchner Poschingerstrasse nicht vergessen. Es stand schwer beschädigt. Die «Weltwoche» berichtete 1947 darüber, wie nun zwölf ukrainische Familien behelfsmässig darin hausten[6]. Das einstige Arbeitszimmer, in dem der *Tod in Venedig,* der *Zauberberg* entstanden war? «Der Raum ist ganz kahl, das grosse Fenster vernagelt. Wo der Schreibtisch stand, ist ein niederer Verschlag, in dem sich Kaninchen tummeln. Ein Mann schüttet Gras und Blätter auf...» Am 11. September 1952 hat Thomas Mann sein Grundstück im Herzogpark wiedergesehen. Bewegt blickte er auf die Fundamente des niedergelegten Hauses. Schon im März hatte er «viel phantasiert über den Gedanken, uns auf dem Münchener Grundstück ein neues Haus zu bauen» (Tb 19.3.52). Dann tauchte der Plan der «Wiederansiedelung in München in von der Stadt erstelltem Hause» auf. Doch mehr als eine «geheime Halb-Neigung» (Tb 22.10.52) mochte Thomas Mann für ihn nicht fassen.

Gründe für die Schweiz

Zuletzt blieb nur die Schweiz. Die «gute Stadt Zürich», wo «wohlwollende Freunde» sassen, hatte Thomas Mann in den ersten Jahren der Emigration «Schutz und Zuflucht und Arbeitsfrieden» gewährt (XI, 528 f.). «So etwas vergisst sich nicht. Wo man es erfuhr, dahin zieht es einen zurück.» Weitere Punkte für die Schweiz, ungleichen Gewichts, hat er in einem Brief vom 1953 genannt (13.11.53 an K. Fiedler): «In der Schweiz lebe ich heute, weil ich weder in einer russischen noch einer amerikanischen Kolonie zu leben wünsche, sondern in einem unabhängigen, traditionsmässig neutralen Land, wo es herrliche Natur und gute Cigarren gibt.» Die Schweiz stand politisch zwischen den Blöcken und würde, wie Thomas Mann annahm, neutral auch im Kriegsfall bleiben. Immerhin war ihm klar, dass sie «kompakt pro-amerikanisch» (Tb 15.4.52) war, ja «so amerikafromm», «wie sogar einzelne Amerikaner es nicht sind» (23.4.51 an E.v. Kahler), und dass sie seinen Degout mehrheitlich weder teilte noch überhaupt verstand. Dieser hauptsächliche Vorbehalt gegenüber der Schweiz erfuhr aber Korrekturen durch manche Gespräche: einzelne Schweizer wussten doch Bescheid über die Missstände in jenem Land.

Die Schweiz war «von europäischer Luft durchweht» (XI, 528). Klein, war sie doch nicht eng, und gleich war man von dort aus überall. Die kulturelle Vertrautheit

war gewährleistet, die Ostschweiz deutsches Sprachgebiet. Wider Erwarten mitten im verheerten Europa war die Schweiz intakt und normal geblieben; mitten im Chaos funktionierten die tausend zivilisatorischen Selbstverständlichkeiten noch. Die Schweiz besass ein infrastrukturelles Mehr: die besseren Arzte und Krankenhäuser als Amerika und die zuverlässigeren Handwerker. Konservativ-liberal, hablich, wohladministriert (sich wohl administrierend), versprach sie die Kontinuität von Werk und Lebensstil zu wahren.

Wie einst während der Inflation in der Weimarer Republik gewannen vor dem Hintergrund der schwindenden Einkünfte im eigenen Land jene aus der Schweiz «vitale Wichtigkeit» (18.8.50 an G. Bermann Fischer), und Thomas Mann freute sich der «vielen Fränkli» (10.8.47 an H. Hesse), die während der Europareisen Vorträge und Buchverkäufe abwarfen. In Zürich liess er 1948 das Manuskript von *Lotte in Weimar* versteigern und nahm, um sich «in der Schweiz eine finanzielle Grundlage zu schaffen» (Tb 18.8.50), mit ansässigen Verlagen (Artemis, Scherz, Manesse) Kontakt auf. Er sei wirtschaftlich gar nicht gesund, erklärte er seinem Verleger, und könne «ein solches Hospitieren mit einem und dem anderen meiner Bücher in der Schweiz höchlichst brauchen» (2.9.50 an G. Bermann Fischer). Eine andere wichtige Frage im Bereich des Pekuniären, die Steuerfrage, fand aktuelle und günstige Klärung: Das Abkommen der Schweiz mit den USA vom 24. Mai 1951 verbot die Doppelbesteuerung von Einkommen.[7]

Und wie schon in den dreissiger Jahren kamen die Schweizer Behörden Thomas Mann in ungewöhnlich freundlicher Weise entgegen. Während sich etwa um den Rückkehrer Bertolt Brecht die politischen Vertreter der Schweiz überhaupt nicht kümmerten[8], bemühte sich um Thomas Mann eine ganze Reihe von Bundes-, National- und Regierungsräten. Bundesrat Ernst Nobs, der Vorsteher des Eidgenössischen Finanz- und Zolldepartements, gab über die Niederlassungsmodalitäten umfassende Auskunft; besonders «erfreulich der Zusatz: ‚Der Kanton Tessin, wie die Schweiz, werden es sich zur Ehre anrechnen, dass Sie zu uns kommen wollen'»[9]. In einem zweiten Brief schrieb Nobs[10]: «Sollten Sie je eine Schwierigkeit mit tessinischen oder schweizerischen Behörden haben, so stelle ich mich Ihnen sehr gerne zur Verfügung, da ich doch alle die Herren persönlich kenne.» Das war nicht einmal nötig, verfasste doch auch Regierungsrat Lepori, der Vorsteher des Tessiner Polizei-Departements, im Februar 1952 einen «erfreulichen und wahrhaft gesitteten Brief». Thomas Mann war davon ganz eingenommen (Tb 13.2.52): «Es ist schön zu sehen, wie herzlich die Schweizer Behörden meine ‚Rückkehr' begrüssen.» In Amerika und Deutschland Gleichgültigkeit und Ablehnung; hier empfingen ihn liebenswürdig offene Arme.

Niederlassung in der Schweiz

1952-1955

Erlenbach

Wie schon bei der Übersiedlung nach Amerika, ging auch bei der Rückkehr die älteste Tochter voran. Am 5. Juni 1952 ein erregter Tagebucheintrag: «Erika in Zürich!» Den 30. traf Thomas Mann selbst in Kloten ein, unter einladenden Umständen: «Der höhere Zollbeamte wartend. Bevorzugte Abfertigung.» Europa hatte ihn wieder; er sollte es nicht mehr verlassen. Zürich war glutheiss dieser Tage und immerfort schweisstreibend, weshalb man bald in die Höhe, nach Kandersteg, flüchtete. Es folgten Aufenthalte im «Waldhaus Dolder», in Österreich, eine Kur in Bad Gastein. Ab dem 11. September logierte man wieder, unterbrochen von kürzeren Reisen, im «Waldhaus Dolder», Zimmer 45 und 47.

Wohin in der Schweiz? Alle Energie galt nun dieser Frage, der Suche nach einem Domizil, dem Inspizieren von Villen. Die Bedeutung, die das Haus, das sichere Heim für Thomas Mann hatte, wurde im Zusammenhang mit der Niederlassung von 1933 schon hervorgehoben. Sie hatte sich um nichts vermindert. Zur Lösung der Wohnproblematik wurden Agenten und Freunde aufgeboten. Sogar Alt-Bundesrat Nobs' unterhändlerische Assistenz stand zu Diensten. Aber die Lösung, die Entdeckung einer seinen Bedürfnissen angemessenen Unterbringung liess auf sich warten. Ihr galten «immer wieder schwankende und sorgenvolle Gespräche» (Tb 3.9.52). Oft wurden die Suchenden entmutigt.

Schon seit 1949 stand der Kanton Tessin im Vordergrund der Diskussion, hauptsächlich seines Lichts und seiner Wärme wegen. Ausserdem wohnte dort Hermann Hesse. Emil Oprecht wies auf ein Haus in Barbengo oberhalb Lugano hin; an ihm würden nur geringe bauliche Korrekturen vorgenommen werden müssen. Sorgfältig inspiziert, zeigte sich auch, dass es ein «charaktervoller Wohnsitz» war (Tb 1.8.52). Ein «sehr wohlfeiles und splendides Haus am Comersee» (Tb 22.8.52) tauchte auf; eines in Locarno.

Hauptalternative war Zürich. Von einem Haus in seiner Nähe, einem «Chalet am Zürcher See» (Tb 9.11.50) sprechen viele Äusserungen. So hiess «die Frage Tessin oder Zürich. Beste Lösung wäre, dort ein Haus, hier ein Absteige-Quartier zu haben» (Tb 6.7.52). Für Katia, ihren Gesundheitszustand, war der Süden wohl

günstiger; Thomas Mann selbst trat eindeutig für Zürich ein. Er wollte im Grunde nicht ins Tessin und schlug sich mit «quälender Scheu vor dem fremden Sprachbereich» (Tb 25.9.52).

Ein Haus an der Forchstrasse war «unerfreulich» (Tb 21.9.52), ein anderes am Zürichberg zu gross. In Meilen gab eine «närrische Frau» eines ihrer beiden Häuser, «das für uns wohl passen würde» (Tb 2.10.52), nicht her. Eine kleine möblierte Stadtwohnung lehnte Katia ab. Es wurden Grundstücke auf der Forch besichtigt – «Hätten wir eines!» (Tb 21.9.52)

Da sich weiterhin nichts fand, beschloss man, vorderhand im «Waldhaus Dolder» zu bleiben. Bedrohlich schon näherte sich der erste europäische Winter seit bald anderthalb Dezennien; er würde kein Spass werden. An einem dieser trüben Tage der Ungewissheit ist Armin Kesser, ein ferner Bekannter aus früheren Zeiten, dem alten Ehepaar beim Mittagsspaziergang begegnet; er hat davon eine eindrückliche Momentaufnahme überliefert[1]:

> Heute im herbstlichen Wald auf einsamem Wege Thomas Mann und seine Frau gesehen. [...] Der Gang schleppend, vorsichtig, daneben die eingehängte Frau, das Jüdische durch Alterszüge verstärkt. Sein verbrauchtes, verschlossenes und merkwürdig unbedeutendes Gesicht. Ein etwas schlotternder, zugenähter Sack – reisefertig. – Das sehr Stille seines Gesichts berührte mich. Als wir vorübergingen, schnitt seine Frau eine Grimasse, indem sie, gegen den Mann, die untere Zahnreihe entblösste. Es wirkte sehr ungezogen, physiognomisch laut, während der Alte mit seinem stillen Gesicht schon den Elementen, diesen Bäumen und der Erde angehörte.

Im Oktober 1952 erfuhr Emmie Oprecht durch die ihr befreundete Els Pfister, deren Familie in Erlenbach ein grosses Grundstück besass, von einem nahe desselben gelegenen, in Frage kommenden Haus, was sie Katia Mann mitteilte. Am 29. machten sich Thomas, Katia und Erika Mann dorthin auf. Vor dem weissen Haus an der Glärnischstrasse 12 hielten sich der Architekt Arthur Muhl und die Vermittlerin schon in Bereitschaft[2]. Dass das Wetter unleidlich war – es regnete, und die Aussicht stand verschlossen –, konnte die «sehr günstigen Eindrücke» nicht beeinträchtigen (Tb 29.10.52): «Das Haus, nämlich die beiden oberen Etagen (das Kellergeschoss oder Flach-Parterre bleibt hausmeisterlichen Mietern überlassen) ist das, was wir gesucht haben, als Lage weit schöner als das ehemalige in Küsnacht, und praktischer, dabei neu.» Man kam bald überein, die oberen Stockwerke nebst Garage zu mieten. Als Zins wurde der «Freundschaftspreis» von 9000 Franken jährlich festgelegt – «ungefähr soviel wie allein das Gehalt unserer help-Negerin in Californien» (1.11.52 an H. Reisiger). Ein entschieden positives und verheissungsvolles Ereignis!

> *Bedeutender, denkwürdiger Tag* in der Epoche meiner Aufzeichnungen seit Arosa 1933. Neunzehn Jahre seit wir München verliessen [...]. Sind unterdessen allerdings zu alten Leuten geworden. Sehe aber doch dem Leben dort nahe Zürich, in bequemen und einer meinem Herzen nahe[n] Wald- und Wiesenlandschaft mit Vertrauen, fast jugendlicher Neuigkeitsfreude und selbst einiger Hoffnung auf Produktivität entgegen.

Am 31. Oktober wurde die Dauer der Miete bis April 1954 festgelegt und der Vertrag unterzeichnet. Nun also wandelte Thomas Mann definitiv wieder im Weichbild von Zürich.

Freundliche Aufnahme

Thomas Mann erfreute sich in der Schweiz einer bemerkenswerten Popularität. Leute aus dem Volk erkannten und bewunderten ihn. Ein Zollbeamter bat, «,obgleich es ihm nicht erlaubt ist'» (Tb 12.11.52), um ein Autogramm. Ein Lokomotivführer geriet bei Entdeckung seiner Identität in Aufr egung. Das Empfangsfräulein in der Conditorei Sprüngli versicherte, jeden Montag der Radiohörspielfassung von *Königliche Hoheit* zuhören zu wollen.

Freundliche Mühewaltung auch der staatlichen Instanzen. Die Beamten, bei denen Thomas Mann vorstellig wurde, begegneten ihm durchwegs höflich. Keine Übertreibung, wenn er vom «Stolz der Schweiz, mich zu gewinnen» (Tb 27.11.52), sprach. «Überhaupt ist man reizend hier zu uns», lobte er mehrmals (1.11.52 an H. Reisiger), «auch auf den Ämtern, immer mit dem Refrain: ‚Es ist uns eine Ehre!' Willkommen zu sein, ist doch wohltuend.» Es wurde ihm nicht allein die Aufenthalts-, sondern gleich die unbefristete Bewilligung der Niederlassung im Kanton Zürich erteilt, wobei man von der Regel eines ununterbrochenen Aufenthalts von zehn Jahren absah. Thomas Mann entzückte besonders der angegebene Grund: «Verbringung des Lebensabends und schriftstellerische Betätigung»; er führte ihn zum Kommentar (X, 818): «Literarische Tätigkeit und nicht so einfach daumendrehendes Vor-dem-Hause-Sitzen im Lebensabendscheine ist also geradezu Vorschrift.» Max Rychner fand, die Amtssprache habe hier «ihr Bestes hergegeben und wahrhaft Funken gesprüht. Sie sehen: bei uns wachsen die Humoristen nicht in der Literatur, sondern in den Gemeindekanzleien.»[3]

Auch die obersten Landesbehörden standen Thomas Mann, der am 25. November 1952 «aus der eidg. Kontrolle entlassen» wurde, wohlwollend gegenüber. Dies erhellt aus mehreren Akten des Bundesarchivs, unter anderem aus einem Brief, den der Stadtammann von Baden am 13. Dezember 1952 an die Bundesanwaltschaft nach Bern richtete. Darin heisst es[4]:

> [...] gestern Abend hörte ich am Radio zufällig, dass ein ostdeutscher Sender ein Sympathietelegramm ‚des wieder in der Schweiz wohnhaften grossen Dichters *Thomas Mann'* verdankte, das dieser irgendeinem obskuren Friedenskongress hinter dem eisernen Vorhang gesandt haben soll. Ich melde Ihnen das, weil ich mich zu erinnern glaube, dass Th. Mann schon einmal merkwürdig mit dem Ostzonenregime geliebäugelt hat und uns wegen seines Dichterruhmes schon ganz ordentlich Schwierigkeiten bereiten könnte [...].

Die Bundesanwaltschaft antwortete am 18.12.1952 lapidar: «Wir können Sie versichern, dass wir diesen Vorgängen unsere volle Aufmerksamkeit schenken werden.» Unternommen wurde offenbar nichts.

Auch zwei Jahre später sah sich Thomas Mann von oberster Stelle protegiert. In einer departementsinternen Notiz vom 4. November 1954 zuhanden von Bundesrat Markus Feldmann heisst es, die erwähnte Beendigung der politischen Observierung Thomas Manns von 1952 «allem Anschein nach so rasch in Anbetracht seines Rufes als Schriftsteller und seines fortgeschrittenen Alters erfolgt». Gleichzeitig wurde Bundesrat Feldmann auf einen Artikel im kommunistischen «Vorwärts» vom 4.11. 1954 aufmerksam gemacht, aus dem hervorzugehen schien, dass Thomas Mann sich von der Schweiz aus politisch betätige. Feldmann leitete den Artikel an die Bundesanwaltschaft weiter und ersuchte um Stellungnahme. Namens der Bundesanwaltschaft erstellte daraufhin ein Inspektor Fatzer mit Datum vom 11.12.1954 einen neunseitigen, engzeilig beschriebenen Bericht, in dem hauptsächlich aus Artikeln aus dem «Vorwärts» und andern linken Publikationen zitiert wurde. Abschliessend schreibt der Inspektor:

> Bis jetzt ist er [Thomas Mann] den von den hiesigen Kommunisten mit ihm gesuchten Kontakten ausgewichen. Seine politischen Beziehungen sind weltweiter.
>
> Für eine abschliessende Beurteilung dieser Persönlichkeit sind wir zu wenig dokumentiert. Die uns zur Verfügung stehenden Akten belegen aber mindestens seine kryptokommunistische Tätigkeit. Er beschwört den Westen, vermeidet aber eine Beleuchtung der kommunistischen Gefahren. Seine politischen Formulierungen liegen trotz Dementis, Vorbehalten und Nüancierungen eindeutig auf der Linie der kommunistischen Terminologie. Da sie sich zur Propagierung der gegenwärtigen Politik der Sowjetunion und des kommunistischen Ostens ausgezeichnet eigenen [sic], werden sie – zweifellos mit seinem Einverständnis – international auch weidlich ausgenützt.

Bundesrat Feldmann nahm den doch belastenden Bericht kühl auf. Dem Bundesanwalt liess er am 16.12.1954 im Stenogrammstil nur eben ausrichten, er habe ihn zur Kenntnis genommen, und seines Erachtens bestehe zu Massnahmen kein Anlass.

Glärnischstrasse 12

Bis zur Ankunft der Möbel aus Amerika – Michael und Gret Mann stellten den *lift* zusammen – anerbot sich die Firma Möbel-Pfister, die Wohnung kostenlos zu möblieren. Ihre Angestellten füllten das Haus mit Teppichen, Möbeln und Pflanzen. Auch ein Tännchen vergassen die generösen Verleiher nicht. Genau zu Weihnachten, am späten Nachmittag des 24. Dezember, erfolgte der Einzug. Nach sechs Monaten Hotelleben tat es Thomas Mann «gut, wieder einen rechten Schreibtisch in besonderem Arbeitszimmer zu haben» (Tb 25.12.52). «Überhaupt Zufriedenheit mit der privacy.» Nochmals herrschte Umzugsbetrieb, als Mitte Januar 1953 die kalifornische Habe eintraf. Thomas Mann retirierte für einige Tage ins «Waldhaus Dolder».

Nach und nach fielen die Provisorien weg, gelangte man zu der notwendigen und wohltuenden Ordnung. Die Fenster kamen zu dunkelroten Vorhängen. Die Schweizer Uhr im Schlafzimmer stand auf dem zugehörigen Postament. Die Bilder hingen gerichtet. Briefpapier mit der neuen Adresse traf ein. Wie sehr Thomas Mann bemüht war, an die alte Lebensform von 1933-1938, die «für mich die natürlichere» (9.1.53 an R. Haerdter), wieder anzuknüpfen, zeigte sich in vielen Details. So eröffnete er am 1. Januar 1953 einen «Umlege-Kalender, wie ich ihn früher hatte und wie es ihn drüben nicht gibt» (Tb 1.1.53).

Zu den Vorzügen des gemieteten Hauses zählten hauptsächlich seine erhöhte Lage und der einzigartige Aus- und Rundblick, den sie gewährte und über den sich Thomas Manns Gäste zuverlässig entzückten. Der ganze Zürichsee bot sein Blau und Grün dem Auge dar, und über dem Wasserspiegel erhoben sich das Glärnischmassiv und andere schneebedeckte Gipfel. (Später wurde vor und hinter dem Haus gebaut und der Blick von der Terrasse auf den See teilweise verstellt.) Ausserdem herrschte grosse Ruhe; Glärnisch- und Rütistrasse waren mit keinerlei Durchgangsverkehr belastete Privatstrassen.

Das Haus selbst oder vielmehr seine beiden oberen Stockwerke – im untersten, das zur Hälfte ein Kellergeschoss war, hatten sich ein junger Arzt und seine Gattin einquartiert – erwiesen sich jedoch in verschiedener Hinsicht als unzulänglich, die exakte Wiederherstellung der gewohnten Interieursordnung als unmöglich. Die Räume waren nicht imstande, alle Habe aus Kalifornien aufzunehmen. Insbesondere liess sich das Sofa, auf dem Thomas Mann seit seiner Lungenoperation zu schreiben pflegte, im Arbeitszimmer nicht unterbringen. Die alten Bücherschränke, «unsre würdigste Habe», fanden im Wohnzimmer nicht nur wegen des Mangels an

Wandraum keinen Platz, sondern waren deprimierenderweise überhaupt nicht aufzustellen, «weil die Zimmer nicht, wie der Architekt versicherte, 3m hoch, sondern nur etwas über 2^{l}A m sind»[5]. Die Zimmer waren nicht nur zu klein, es gab ihrer auch zuwenig. Man lebte eng beisammen; das schuf Nervosität. Thomas Mann monierte die Hellhörigkeit des Hauses und vor allem, dass es kein zweites, also kein eigenes Badezimmer gab, was eine starke Einschränkung für ihn bedeutete. Er fasste seinen Gesamteindruck in dem Wort mesquin zusammen (8.9.53 an H. Reisiger): «Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen das Mesquine, und dies hier ist, bei schönster Lage, ein kleines bisschen mesquine».

Die Erinnerung an die «Vorzüge u. Bequemlichkeiten» (Tb 21.1.53) des Hauses in Pacific Palisades hörte nicht auf zu schmerzen. Dass er hier nur zur Miete wohnte, während ihm dort das Haus gehört hatte, machte nicht nur einen juristischen Unterschied aus. Denn jenes Haus «war so ganz das meine» gewesen – «dies hier mag ich nicht» (Tb 12.3.53). Bilder von dem amerikanischen Haus konnte er keine mehr sehen; man durfte von ihm auch nicht reden. Seinetwegen allein erwog er eine Rückkehr nach Amerika, verwarf die Idee, erwog und verwarf von neuem.

Umstände auch mit dem Personal. Ein Aushilfe-Mädchen, das man für die erste Zeit in Erlenbach engagiert hatte, sagte wieder ab; eine zweite, ältere Frau wurde Mitte Januar durch die «junge Magd Charlotte» (Tb 13.1.53) abgelöst. Diese indes war binnen einer Woche verhasst und galt als «graziös, kriecherisch und faul» (Tb 21.1.53). Es gelang ihr aber, sich zu halten – eine «Hilfscharlotte» (Tb 6.2.53) war offenbar nur vorübergehend im Haus –, bis ihr im September endgültig gekündigt wurde. Das neue Mädchen Maria endlich war «sympathisch» (Tb 2., 3.10.53).

Erregung, Bedrückung, «unbeschreibliche Unruhe» (19.12.52 anM. Brod) hatte Thomas Manns Verfassung vor dem Umzug gekennzeichnet. Das Alter setzte ihm zu, das unheimliche Gefühl allgemeinen Abnehmens, die Arbeitsschwierigkeiten, die Angst, «mich im Äusseren geschäftig aufzubrauchen» (1.11.52 an H. Reisiger). Die Frage drängte sich immer wieder auf, «ob meine Abgelebtheit, Lebensmüdigkeit, eigentliche Hoffnungslosigkeit all den Aufwand von Mühe für die Neuinstallierung noch lohnen» (Tb 19.12.52). Besserte sich seine Verfassung nach der vollzogenen Niederlassung? Sie tat es nicht. Im Februar legte sich Thomas Mann für eine Woche mit «entschiedenem Krankheitsgefühl» (Tb 19.2.53) zu Bett; im März fühlte er sich oft «miserabel» (Tb 22.3.53).

Zu schaffen machte auch das nicht mehr gewohnte mitteleuropäische Klima. Im Oktober hatte sich Thomas Mann noch «am europäischen Herbst, der Verfärbung der Blätter, der feuchten, würzigen Luft, dem Spiel von Wolken und Sonne» (Tb 5.10.52) gefreut. Dann aber wurde das Wetter schlecht, so spottschlecht, dass nie-

mand einen solchen Herbst erlebt haben wollte. Es kamen die «dunklen Wintermorgen», «altvertraut und neu» (Tb 3.12.52); die Tage konnten sich gar nicht zur Existenz aufraffen. Wilde Schneestürme durchwehten das Haus und blockierten tagelang. Immer wieder dachte Thomas Mann an die Gunst des kalifornischen Klimas, verlangte ihn nach dessen trockener Luft – «hier nicht endende Erkältung» (Tb 4.7.53).

Endlich, endlich kam der Mai, «die Wohltat des Frühlings» (Tb 2.5.53). Nun liess sich das Frühstück draussen, auf einer der Terrassen nehmen. «In dieser Jahreszeit kann man kaum schöner wohnen», würdigte Thomas Mann jetzt das Haus (Tb 18. und 26.5.53); der Platz mit seinem «prächtigen Blick» übertreffe jenen von Pacific Palisades weit.

Thomas Mann in Erlenbach

In Erlenbach, schrieb Max Rychner[6], «da wohnen Sie auf daktylisch geweihtem Grunde; ich erinnere mich wohl an die *Faustus*-Stelle [VI, 75], wo Erlenbach stehen könnte und sich neben Wiesengrund nicht ducken müsste». Mustert man die Nachbargemeinde Küsnachts am rechten Zürichseeufer nun aber nicht gerade aus metrischer Optik, so bleibt nüchtern festzustellen, dass Thomas Mann mit ihr nicht viel verband, ja man trifft mit der Behauptung nicht weit daneben, seine einzige Beziehung zu ihr habe das Haus an der Glärnischstrasse dargestellt.[7] *Dieses* hatte er primär gewählt; die Gemeinde, in dem es stand, die kulturelle Aufgeschlossenheit des Gemeinderates oder die erfreuliche Tiefe ihres Steuerfusses, spielten in der Entscheidfindung eine durchaus untergeordnete Rolle. «Wenn ich ein geräumiges, bequemes Haus habe, in dem ich wirklich heimisch werden kann», schrieb Thomas Mann gelegentlich seiner Suche eines *andern* Hauses (1.11.53 an R. Faesi), «ist es mir im Grunde gleichgültig, wo es steht».

In dem Ort selbst hatte Thomas Mann, wie schon in Küsnacht, wenig zu tun. Beim Gemeindeammann waren im Zusammenhang mit der Verzollung des eingeführten Hausrates Beglaubigungen einzuholen. Einmal speiste Thomas Mann in einem Restaurant an der Schifflände. Am 9. Juli 1953 kamen Pfarrer und Kirchgemeindepräsident zum Tee, und man führte «kirchlich-historische Gespräche»; «die Herren», heisst es im Tagebuch, «blieben lange». Mit den Erlenbachern hatte Thomas Mann geringen Kontakt. Er lebte «so zurückgezogen, dass selbst seine Nachbarn kaum von seiner Anwesenheit wissen»[8]. Anders verhielt es sich mit durchreisenden Besuchern, unter deren Ansturm er bald litt (8.9.53 an H. Reisiger): «Zürich ist solch eine Durchreisestadt, und jeder will vorsprechen.»

Spaziergänge führten ihn gelegentlich zur Kittenmühle und zur Seestrasse hinab, Ausflüge auch nach Herrliberg, Obermeilen, und stadtwärts nach Zollikon

und Küsnacht, zum Schübelweiher (wo er von einem Angler wiedererkannt wurde), ins Küsnachter Tobel. Von der «traulichen Landschaft» (Tb 14.10.53) war er erneut überaus angetan: Waldwege «wie im schönsten Luftkurort» (Tb 5.7.53) machten die Gegend zur «perfekten Sommerfrische» (6.7.53 an A. Jacobson). Ähnlich übrigens hatte sich der Kurhaushabitant auch schon über Zürich geäussert: 1937 hatte er dessen «kurortartige Schönheit» (Tb 8.5.37) bewundert, und 1952 war ihm die Gegend beim «Grand Hotel Dolder» die «schönste Kur-Promenade» (Tb 15.9.52) gewesen.

Von diesem Sommer 1953 datiert eine weitere kleine Eloge über Zürich. Anlass war ein Bilderbuch, das der Oprecht Verlag herausgab und zu dem Thomas Mann das im Faksimile wiedergegebene Vorwort verfasste (X, 817f.):

> Die liebe Züristadt! Hier ist sie wieder einmal in wohlgewählten, künstlerisch trefflich ausgeführten Ansichten ihrer Schönheiten und Traulichkeiten. ‚Angefangen an trautem Ort', schrieb ich meiner Frau in das Buch ‚Lotte in Weimar', aus dem ich 1938 im Schauspielhaus zum Abschied vorlas […]

Nun weile er wieder hier.

> Wieder blicken meine Fenster auf den See, seine abendlich funkelnden Hügelufer und die ‚türmende Ferne'. Der Föhnsturm fegt, er geht auf die Nerven, aber auch das gehört zur ‚Trautheit', und ich lächle zufrieden.

In die Erlenbacher Zeit fiel auch der siebzigste Geburtstag Katia Manns vom 24. Juli 1953. Am Morgen des grossen Tages boten Mitglieder des Symphonie-Orchesters unter den Fenstern der Jubilarin ein Ständchen dar mit Kammermusik und wohllautenden Volksliedern. Am Abend sodann fand im «Eden au Lac» ein Geburtstagsdiner statt, an dem nebst der Familie viele hiesige Freunde teilnahmen. Richard Schweizer, der schon für die morgendliche Musik besorgt gewesen war, hielt eine «lange geschickte amüsante Rede [...] mit vielen Anspielungen dank Erikas Informationen» (Tb 25.7.53). Nach gemessener Pause ergriff auch Thomas Mann das Wort. «Die Schweiz», begann er (XI, 521 ff.), «unsere Schweiz, von der der unvergleichliche Redner dieses Abends den Namen hat, ist sehr fern dem Matriarchat. Sie ist ein Männerstaat, in dem die Frau nur indirekt mitzureden hat.» So wäre es ganz unschweizerisch, wenn nun das Geburtstagskind selbst den Dank ausspräche und nicht er als «Eheherr». Dies aber tue er «sehr gern, da sein eigenes Herz voll ist von der Erkenntlichkeit und Rührung und Genugtuung darüber, dass wir diesen Tag in *Zürich* begehen, einem Ort, traut uns beiden, der lieben Frau hier und mir: sie teilt die Anhänglichkeit an Zürich mit mir, wie sie alles mit mir teilt».

Es war ein recht hoher Geburtstag, und so konnte er einen melancholischen Einschlag nicht vermeiden. «Seit 48 Jahren sind wir verbunden», hatte Thomas Mann ein paar Tage zuvor geschrieben (19.7.53 an O. Basler), «und ich muss an Boecklins altes Ehepaar denken, das, noch fest Hand in Hand, auf einer Bank sitzt, aber sich schon sacht auseinander neigt, ein jeder in die Einsamkeit seines Nichtseins». Am Fest aber trotzte er dem Gedanken, dass der Tod trenne (XI, 526): «Der dunkle Engel, der die Hände löst und jeden ins Alleinsein mit seinem Nichtsein weist – hat er wirklich in jedem Falle Gebot und Macht, so zu tun? Ich glaube es nicht. [...] Wir werden zusammenbleiben, Hand in Hand, auch im Schattenreich.»

Frido und der andere Grossvater

Am 31. Juli 1940 wurde Thomas Mann zum erstenmal Grossvater. Wie alle Grossväter legte er manchen seiner Briefe Fotos bei, welche die neue Verwandtschaft reizvoll dokumentierten (so etwa an Hermann Hesse, der mit einem Bild seines Sohnes Heiner und dessen Tochter konterte). Frido Mann, der erste Sohn Michaels, wurde und blieb der Lieblingsenkel; unvermeidlich sein Eintritt oder Einschweben in Kunst und Ewigkeit. Es erfolgte glanzvoll schon im *Doktor Faustus,* wo Echo (Nepomuk) nach dem Enkel gezeichnet ist; eine Figur, auf die Thomas Mann besonders stolz war.

Die Geschichte von Thomas Mann und Frido ist eine ausgewachsene Liebesgeschichte mit allem Zubehör. Von Anfang an war Thomas Mann verliebt, ja «ganz vernarrt in den bildhübschen, immer freundlichen, von Gesundheit strahlenden kleinen Jungen» (3.10.41 an A.E. Meyer). Thomas Mann träumte von ihm, kam für seinen Klavierunterricht auf, zeichnete ihm Palmbäume und Eisenbahnen, liess sich von ihm über Ortschaften am Zürichsee verhören und, an Festtagen, von Tante Erika verfasste Gedichte aufsagen, las Märchen vor, erzählte Geschichten von der schwarzen Köchin Myrtle, die schnarcht, und später auch vom Freiheitskämpfer Wilhelm Teil.

Anfang 1948 verliess die Familie Michael und Gret Mann Kalifornien und kehrte nach Zürich zurück, der Heimatstadt von Fridos Mutter. Der Junge ging den Augen verloren; nicht dem Sinn. Mit grossem Interesse verfolgte Thomas Mann weiterhin seine Erdenfahrt. Die Niederlassung in der Schweiz rückte ihn wieder vermehrt in die Grossvaterrolle. Er sah Frido und dessen Bruder Toni häufiger, machte mit ihnen Spaziergänge, half Frido die Imitation seiner Unterschrift üben. Wenn er Post mit Wertzeichen aus allen Herren Ländern bekam, hob er sie für die Buben auf. Frido erwiderte die Zuneigung, indem er seinem Grossvater Briefe unter Phantasienamen schrieb. Darin wurde etwa der Konkurs des S. Fischer Verlags mitgeteilt, oder ein «Nachbar» verlangte Schadenersatz und drohte mit einer Strafan-

zeige, weil Frido mit einem ihm vom Grossvater anvertrauten Luftgewehr seine Katze mausetot geschossen habe.

Frido hatte noch einen Grossvater, Herrn Fritz Moser. Dieser war nicht Schriftsteller, sondern Ingenieur und Unternehmer. Seine Existenz – nun, sie gehörte ins Fatalgebiet des Unvermeidlichen. Die «Freundschaft zwischen Frido u. dem dortigen Grossvater», die sich aus dem nahen Kontakt ergab, war Thomas Mann eine durchaus unangenehme Neuigkeit. Sie bedeutete veritablen Liebesverrat auf der einen Seite und auf der andern Einmischung eines zu solchen Gefühlen nicht legitimierten Dritten. Schmollend versicherte sich der Dichter, dass der andere «aber doch kein Echo schreiben kann» (Tb 25.4.47). Das war ein Trost und ein alles sagender und schlagender Trumpf.

Aus der kleinen wurde während der Europareise 1949 eine «ernstliche Eifersucht» (Tb 18.6.49), als Frido zwar «sich freute uns zu sehen», dann aber «sehr vertraut mit Grossvater Moser» tat. Moser war der Rivale und Nebenbuhler, an dem Thomas Manns Bemühungen um Frido fortan ihren Massstab nahmen. 1953 schenkte er ihm «2 Franken für sehr mässige Zeugnisse, weil auch der andere Grossvater es getan» (Tb 18.4.53). Einmal sollte er von den Schweizer Grosseltern abgeholt werden. Frido aber «protestiert und will zu uns» (Tb 27.3.53). Dass Frido nun die Sonne seiner Gunst in die andere Richtung scheinen liess, muss für den Werbenden eine ausserordentliche Genugtuung gewesen sein; am nächsten Tag, nachdem die Enkelbuben wieder eingetroffen sind, wird der Sachverhalt nochmals fast unverändert notiert und für alle Zeiten befestigt.

Abgesehen von der – wohl eher einseitigen – Rivalität um den gemeinsamen Enkel stand Thomas Mann zu der Familie Moser auf gutem Fuss. Mit Moser liess sich angeregt plaudern. «Freundliche Unterhaltung, politische Übereinstimmung», hiess es nach der ersten Zusammenkunft in Zollikon (Tb 25.7.38).

Nach dem Krieg kam es dann recht häufig zu gegenseitigen Besuchen. Der politische Konsens hatte nun allerdings abgenommen. In *Professor Parsifal,* seinem Versuch eines «autobiographischen Romans»[9], schreibt Frido Mann von dem – Fritz Moser nachgezeichneten – Schweizer Grossvater: «In ein geradezu cholerisches Poltern konnte sich dieser aufrechte, gutgläubige Mann hineinsteigern, wenn etwa Angehörige meiner väterlichen Linie und dann ganz zaghaft auch ich versuchten, sein Wertsystem auf politischer Ebene in Frage zu stellen, zum Beispiel kritische Anmerkungen zur amerikanischen Nachkriegspolitik zu machen [...].» Während Thomas Mann von ihr bitter enttäuscht war, zeigte Moser, wie damals die meisten Schweizer, nicht nur die bürgerlichen, Begeisterung «für die Grösse und Macht Amerikas» (Tb 7.7.50). Auch konnte der Pessimismus Thomas Manns Mosers Zu-

versicht schwer ertragen (Tb 28.9.52): «Der Alte, aus Belgien zurück, Geld scheffelnd für sein Strassenbau-Patent im Dienst des Atlantic Pact, höchst optimistisch über die herrschende ‚Entspannung' und die Zeiten des Friedens und der Prosperität, der wir dank der Aufrüstung entgegengehen.» Oft wird Thomas Mann «einzulenken» gehabt haben (Tb 7.7.50). Der andere Grossvater blieb aber, seiner «politischen Torheit» (Tb 3.7.53) zum Trotz, «der gute Herr Moser» (Tb 24.7.53).

Neue Namen

Die vierziger und fünfziger Jahre bereicherten den Schweizer Freundes- und Bekanntenkreis Thomas Manns mit frischen Gesichtern. Manche führten sie überhaupt neu zu, bei anderen handelte es sich um eine Belebung und Intensivierung des Kontakts. Zu diesen Persönlichkeiten gehörten Jean Rudolf von Salis, Karl Schmid, Richard Schweizer und Werner Weber.

Jean Rudolf von Salis

Man wüsste nicht, wem aus Politik, Wirtschaft, Kultur der Historiker und Kosmopolit von Salis (geb. 1901) nicht irgendwann im schnellen und langen zwanzigsten Jahrhundert begegnet wäre. Bei Thomas Mann war es erstmals 1926 in Paris der Fall, wo dieser als inoffizieller Ambassador der deutsch-französischen Verständigung auftrat.[10] 1935 wurde von Salis Professor für allgemeine Geschichte in französischer und deutscher Sprache an der ETH Zürich. Den Lehrstuhl für französische Literatur hatte Charly Clerc inne. Clerc lud Ende November 1935, nebst andern, Thomas Mann und von Salis zu einem Lunch. Man sprach bei Tisch Französisch. Thomas Mann hielt sich zurück; er lobte hinterher das Essen. Für den schwarzen Kaffee setzte man ihn mit von Salis ins Nebenzimmer. Hier wurde Deutsch gesprochen, und zwar über Rilke, den von Salis 1924 in Muzot besucht hatte und über dessen Schweizer Jahre er kurz darauf eine Monographie an den Tag geben würde.

Man kam erst nach dem Krieg wieder zusammen, bei Oprechts, bei von Salis auf Schloss Brunegg oder an kulturellen Anlässen, und vor allem, nachdem Thomas Mann wieder in der Schweiz Wohnsitz genommen hatte. Aber schon sein 75. Geburtstag sah von Salis unter den Feiernden. Seine Festrede bereitete Thomas Mann grosse Freude, nicht allein, weil sie geistvoll war, sondern auch, weil ihr Ton zu manch andern Äusserungen angenehm kontrastierte. Es sei ihm ein Trost, schrieb Thomas Mann in seinem Dankesbrief (18.6.50), dass man auf so lautere Art von ihm und den Seinen sprechen könne.

Thomas Mann und Jean Rudolf von Salis hatten mancherlei gemeinsam. So die – bejahte – patrizische Herkunft; beider Väter waren «Herren» gewesen. Beide ka-

men auch aus einer Hundefamilie und waren lebhaft interessiert an der Frage, ob der Hundespaziergang besser am Morgen oder aber am Nachmittag zu machen sei. Auch ihre politische Einstellung in dunkler Zeit kennt Parallelen: unabhängige Humanisten sie beide, hatten sie im Kampf gegen den Nationalsozialismus durch Rundfunkansprachen weiteste Wirkung erreicht. Während Thomas Mann von Amerika aus gegen den Krieg sprach *(Deutsche Hörer!)*, war von Salis' Stimme von Ende April 1940 bis Frühjahr 1947 jeden Freitag um 18.20 Uhr mit einem Bericht zur Lage auf Radio Beromünster zu hören. Einen Unterschied markierte das Alter: Thomas Mann war eine Generation älter. Er wurde und blieb – «obwohl man mit fünfundfünzig eigentlich keine Väter mehr hat» – von Salis' «letzte Vaterfigur»[11].

Karl Schmid

Karl Schmid (1907-1974) trat ab 1950 in den Gesichtskreis Thomas Manns. Figurierte er zunächst als «Gatte der [Elsie] Attenhofer» (Tb 30.1.52), so hiess es bald «Prof. Schmid und Frau» (Tb 18.9.52). Karl Schmid war seit 1947 Ordinarius für neuere Literatur- und Geistesgeschichte an der ETH Zürich, ein Lehrer, Literaturhistoriker, kulturkritischer Essayist von breiter Ausstrahlung und überdies Politiker, Patriot und Soldat; das machte ihn, neben Jean Rudolf von Salis und Edgar Bonjour, zu einer der grossen Figuren der Schweizer Nachkriegszeit.

Schmid war, in der Nachfolge des alternden Faesi, die verlässlichste akademische Stütze Thomas Manns in Zürich. Im Sommer 1948 las er über «Doktor Faustus und das deutsche Problem», im Winter 1950/51 über «Hermann Hesse und Thomas Mann». Seine Einführung zur Artemis-Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller schickte er Thomas Mann Ende 1950 nach Kalifornien, da er darin auch Bezug auf ihn nahm – ein offenbar nicht ganz harmloses Unterfangen, wie aus seinem Begleitbrief hervorgeht[12]: «Es sei Ihnen spasseshalber nicht verschwiegen, dass unter meinen Zunftkollegen es solche gibt, die es, die Klassisch-Unentwegten, mir übel vermerkten, dass ich Ihren Namen, verehrter Herr Doktor, in einer Einführung zum klassischsten unter den deutschen Briefwechseln zu nennen die Kühnheit hatte. Es gebreche mir offenbar am Sensorium für Ränge und Stufungen . ..»

Thomas Mann erwiderte die Wertschätzung. «Klug» und «freundlich» fand er Karl Schmids Vortrag über *Hermann Hesse und Thomas Mann* (Tb 30.1.52), «gut und schön» (Tb 13.7.52) einen weitern über Hesse. Zu einer Lesung Thomas Manns von 17. September 1952 hielt Schmid eine «ausserordentlich schöne Einführungsrede» (Tb 18.9.52). Die letzte Begegnung mit ihm führte zugleich den äusseren Höhepunkt ihrer Beziehung herbei; davon wird am rechten Ort zu reden sein.

Richard Schweizer

Richard Schweizer (1900-1965) war ein liebenswürdiger, fröhlicher, optimistischer Mensch, dessen Name eng verbunden ist mit dem Schweizer Film und dem Zürcher Theater seiner Zeit. In seiner Laufbahn arbeitete er als Bühnenbildner und Theatermaler, als Requisiteur, als Schauspieler (er stellte etwa das pferdegestaltige Hinterteil der Sagenfigur Chiron dar), sodann als Werbetexter, Journalist, Schriftsteller, Filmkritiker, Drehbuchautor – gleich mehrmals wurden seine Drehbücher, u.a. *Die Vier im Jeep*, mit dem «Oskar» ausgezeichnet –, schliesslich als Regisseur und Produzent. 1938 einer der Gründer und der erste kaufmännische Leiter der Neuen Schauspiel AG, amtierte Schweizer seit 1952 in der Nachfolge Emil Oprechts als Präsident des Verwaltungsrates.

Durch Oprechts hat Thomas Mann ihn schon vor dem Krieg kennengelernt. Im Sommer 1946 besuchte Schweizer den Schriftsteller in seinem kalifornischen Heim – die Visite wurde in der *Entstehung des Doktor Faustus* manifest. Er versorgte den Amerikaner mit Büchern und interessanten Zeitschriftenartikeln. Vor allem aber nach dem Krieg hat er sich sehr um Thomas und auch um Katia Mann gekümmert. Ob es nun darum ging, das Ehepaar vom Flughafen abzuholen und zu ihm hinzubringen, ein Geburtstagsfest zu organisieren, einen Notar zu besorgen oder sonst im Praktischen einen Rat zu geben – Schweizer war immer zur Stelle. In seinem englischen Wagen chauffierte er Thomas Mann quer durch das Land. Nie liess er es an einer Aufmerksamkeit fehlen, nie vergass er ein Begrüssungs-, Geburtstags-, Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk.

Schweizer widersprach nicht und reizte nicht zum Widerspruch. Er forderte nicht durch gelehrte Geistigkeit heraus, noch langweilte er durch starr anbetenden Augenaufschlag. Seine Gegenwart war angenehm, entspannend, unterhaltend. Er lachte gern, auch über sich selbst, und verstand es, Thomas Mann lachen zu machen. Er war diesem ein «lieber und guter und treuer Freund» (XIII, 239); und wenn Thomas Mann ihn gelegentlich «Freund Schweizerlein» nannte, dann lag darin eine Vertraulichkeit, so selbstverständlich wie ehrenvoll wie selten. – Nach dem Tode Thomas Manns tat sich Richard Schweizer bei der Errichtung des Thomas Mann-Archivs hervor und amtete als erster Präsident der Aufsichtskommission.

Werner Weber

Werner Weber (geb. 1919) war seit 1946 Literaturkritiker an der NZZ und seit 1951 als Nachfolger Eduard Korrodis Chef der Feuilletonredaktion. Er wurde 1973 Professor für Literaturkritik, später Verwaltungsratspräsident der Neuen Schauspiel

AG. In der ersten Funktion hat er wohl am weitesten ausgestrahlt. Die samstäglichen Artikel unter dem Strich im Feuilleton, später an der Spitze der Beilage «Literatur und Kunst», die das Kürzel Wb. einleitete, traten vor ein grosses Publikum. Weber erwarb sich mit ihnen den Ruf der gehörtesten kritischen Stimme, des massgeblichen Literaturkritikers im deutschsprachigen Raum.

Als den schlechthin Zuständigen in Sachen Literatur hat ihn Thomas Mann allerdings nicht mehr erlebt. Werner Weber war für ihn zunächst einfach ein, dann der Mann vom Feuilleton der NZZ, der Beiträge von ihm verlangte und manche seiner Bücher und Vorlesungen besprach. Die Kritik des *Erwählten* nahm Thomas Mann gemischt auf; jene über eine *Krull*-Vorlesung hingegen fand er «schön, erfreulich» (Tb 20.9.52), und als die Hochstapler-Bekenntnisse dann herauskamen, nannte er Webers Rezension, die unter dem unbeanstandbaren Titel *Ein Meisterwerk Thomas Manns* erschien, «etwas nebelhaft im Ausdruck, aber liebevoll» (Tb 9.10.54). Zuvor schon hatte Weber mit seiner Freude an diesem Roman dem an sich zweifelnden Autor Mut zu machen versucht. Mut hat Weber übrigens viele Male selbst bewiesen; und bei Gelegenheit war er nicht nur ein kritisch Bewundernder, sondern auch ein Verteidiger Thomas Manns.

Im Laufe dieser letzten Jahre kam es mehr und mehr zu persönlichen Kontakten, öffentlichen wie privaten. So leitete Weber eine Lesung Thomas Manns vor dem PEN-Club ein, führte man zusammen ein Radiogespräch. Neben die recht rege, von Herzlichkeit getragene Korrespondenz traten Besuche Webers bei Thomas Mann; als dieser sein Kilchberger Haus einweihte, war es Weber, der unter Überreichung von Brot und Wein die Rede hielt.

Gegner

Sein Leben lang hat Thomas Mann, so sehr er es vermeiden wollte, Hass und Feindschaft auf sich gezogen. Jedes menschliche Versäumnis, schrieb er 1948[13], strafe sich an ihm. Nicht bei jedem sei es so; man habe seine Rolle. Später verallgemeinerte er: «jedes stärkere Leben» erwecke sich Feinde (4.1.49 an H. Hesse), ja verschärfte diesen Gedanken zur Apologie – Feinde seien «das notwendige und geradezu beweisende Zubehör jedes stärkeren Lebens» (XI, 230). Aber damit auszukommen lernte er nie recht, und zu der Robustheit oder Stumpfheit, nicht mehr unter ihnen zu leiden, gedieh er seiner Lebtag nicht. Da war der Neidhass der Kollegen, denen er im Weg und vor der Sonne stand, da waren die Professoren, denen manche seiner Bücher, Mittelalter und Klassik verhunzend, ins exklusive Gehege kamen. Da war die Heerschar der Opfer längs der blutigen Fährte der Fiktion, all die literarisch Verzeichneten, parodistisch Massakrierten, die Lübecker und die Davoser, die

deutschen Fürsten und die Mediziner, die Wagnerianer und die Lutheraner. Und da waren schliesslich die Grosskritiker, die Männer des Messers, der unfehlbaren Exekution. Gab es ihrer auch in Zürich?

Walter Muschg

Nun, ein Alfred Kerr, ein Theodor Lessing fand sich hier nicht. Aber auch in Zürich war Thomas Mann nicht nur den gelegentlichen Attacken dieser oder jener Zeitung sowie vereinzelten Schmähbriefen ausgesetzt, sondern hatte auch astreine, ausdauernd-verlässliche Feinde, Gegner zumindest. Dass Eduard Korrodi nach 1933 mit Thomas Mann nicht mehr so recht warm wurde, Emil Staiger überhaupt nie, ist gesagt worden. Als ätzendsten Gegner hat Thomas Mann nach dem Krieg aber wohl Walter Muschg (1898-1965) empfunden.

Ende 1948 erhielt er einen Brief Hermann Hesses, in dem dieser sich radikal gegen Muschg und dessen *Tragische Literaturgeschichte* wandte; darin kühle er auch an Thomas Mann «sein offenbar der Kühlung bedürftiges Mütchen»[14]. Es sind in dem Buch, das mit strengem Urteil von der dichterischen Weihe und Entweihung, der Armut, den Leiden, der Schuld der Dichter handelt, gut zwei Seiten Thomas Mann reserviert[15]:

> Das bastardierte Dichtertum wird heute von Thomas Mann am erfolgreichsten repräsentiert. Von allem Anfang an wollte er als ein Meister des lächelnden Nichternstnehmens, der Ironie gelten und sprach bezaubernd geistreich über alles, was die Menschen dieser Zeit am liebsten hörten. Lächelnd gab er besonders allem Misstrauen gegen die Dichtung recht und witzelte als Dichter über seine eigene Unzeitgemässheit.

Nach einem Zitat aus der selbstironischen Skizze *Im Spiegel* (1907) heisst es weiter:

> Darüber lächelte mit Thomas Mann ganz Deutschland, jenes bodenlose Deutschland der Republik, das er so elegant repräsentierte und aus dem sich so jäh das Dritte Reich erhob. Tatsache war nämlich auch, dass auch Andere das nicht in der Ordnung fanden und Ernst machten mit dem, worüber er witzelte. Die Deutschen standen ihm über Nacht wirklich ‚mit dem äussersten Misstrauen' gegenüber, sie hielten ihn tatsächlich für einen Charlatan, für einen ‚dem Staate nicht nur nicht nützlichen, sondern sogar aufsässig gesinnten Kumpan', und sein Erstaunen über die ihm erwiesenen Ehren nahm plötzlich ein Ende.
>
> Seither will Mann nicht mehr als deutscher, sondern als amerikanischer Schriftsteller gelten. Das preziöse Tänzeln seiner Anfänge liegt als jugendliche

> Romantik weit hinter ihm, aus dem Spiel ist blutiger Ernst geworden. Er beweist der Welt, dass sein Skeptizismus die einzig noch denkbare Haltung des Dichters sei, und repräsentiert mit internationaler Durchschlagskraft diese Dichtung von morgen. Der Untergang Deutschlands hat ihn nicht an sich selber irre gemacht, kein drohender Weltuntergang macht ihn an seinem Weltruhm irre. Er ist stolz darauf, im grossen Totentanz der Literatur die Rolle der Primadonna zu spielen. Pausenlos geschäftig verwandelt er alles, was einst heilig war, in den glitzernden Schaum seiner Romane. Sein Lieblingsvergnügen ist es, den Mythus in Psychologie zu verfälschen, wie es die Spatzen von den Dächern pfeifen. Er ergötzt eine verlorene Welt, ohne ihr die Spur einer rettenden Wahrheit in die Hand zu geben.

Im gleichen Stil geht es noch eine Seite weiter. Von dem starken Tobak dieses Buchs und dieser Passage hatte auch Otto Basler berichtet. Thomas Mann schrieb zurück (24.12.48), Muschgs «Ausfall» zu lesen erübrige sich ihm. «Ich weiss das alles auswendig, und so bedrückend die Wahrnehmung für mich ist, mir so giftige Feinde erweckt zu haben, – ich sehe die Unvermeidbarkeit ein.» Im Tagebuch tönte es schärfer (Tb 24.12.48): «War appetitlos und litt unter tiefgehender Müdigkeit, erzeugt teilweise durch Nachrichten [...] über die Zustände in der Schweiz und Bösartigkeiten gegen mich.» Wie an Basler schrieb Thomas Mann auch an Hesse (4.1.49), er habe Muschgs Namen noch nie gehört. «Werde ihn auch rasch wieder vergessen haben.»

Aber er vergass den Namen des «tragischen Muschg» sowenig wie den «Fusstritt» (ca. Mitte Februar 49 an A. M. Frey) in dessen Literaturgeschichte. Dafür sorgten auch die NZZ, die ihm im März 1949 einen Artikel über dieses Buch, und Gerty Agoston, die im Mai 1951 eine Besprechung des *Erwählten* schickte, denn auf der gleichen Zeitungsseite befand sich auch eine solche der zweiten Auflage der *Tragischen Literaturgeschichte.* Darauf bezog sich Thomas Mann, als er zurückschrieb (19.5.51), es sei «seltsame Ironie», dass die Besprechung des *Erwählten* im Schatten des «finsteren Muschg» stehe, «der mich längst in den Kot verdammt hat und in dem ‚Erwählten' bestimmt das Produkt ‚bastardierten Dichtertums' sieht». In dem erwähnten NZZ-Artikel über die *Tragische Literaturgeschichte* darf übrigens keine Unterstützung gesehen werden. Korrodi hielt, wie auch Max Rychner, «gegen die psychoanalytisch verlogene Literaturmythik Walter Muschgs eine strenge Front»[16].

Im Herbst 1953 plante der Literarische Zirkel in Basel eine Ausstellung über Thomas Manns Lebenswerk. Thomas Mann gab seine Zustimmung, zog sie aber wieder zurück, mit der Begründung, er wünsche dergleichen nicht, «solange ein Verhunzer meines Lebens wie der Forscher Muschg dort seinen Sitz hat» (Tb 29.12.53). Woher der Sinneswandel?

In der ersten Nummer des Schweizer Buchhändler-Blatts «Domino» hatte im

November dessen junger Redaktor Eduard Stäuble unter dem Titel *Thomas Mann oder Der Sieg des Literaten* die Passage aus Muschgs Literaturgeschichte über Thomas Mann veröffentlicht.[17] Der Abdruck dieses «niederträchtigen Abschnitts» – durch den wohl Thomas Mann zum erstenmal erfuhr, was genau Muschg über ihn geschrieben hatte – empörte ihn und bewirkte «Übelkeit durch die Schimpfierung meines Lebens» (Tb 2.11.53). Was ihn besonders störte, war die «Beschimpfung als ‚Literat'» (Tb 3.12.53). «Das Wort ‚Literat', mit dem Muschg mich charakterisiert, ist unübersetzbar», schrieb er Jacques Mercanton, der im «Journal de Genève» zugunsten Thomas Manns eingegriffen hatte (6.12.53). «Es ist im Deutschen eine Art Schimpfwort geworden [...]. Auf Beschimpfung ist es ja überhaupt bei der Äusserung des Professors abgesehen, denn er geht so weit, zu behaupten, ich hätte durch meine nihilistische Schreiberei Deutschland dem National-Sozialismus in die Arme getrieben [...].»

Auch Werner Weber (der schon 1948 die Behandlung Thomas Manns in der *Tragischen Literaturgeschichte* missbilligt hatte) brachte in der NZZ ein Wort zur Verteidigung; Thomas Mann konnte zufrieden sein (18.12.53 anL. Marcuse): «Die ärgerliche kleine Sache ist durchaus zu meiner Genugtuung beigelegt durch eine scharfe Reaktion der ganzen gebildeten Schweizer Presse gegen den tölpelhaften jungen Redakteur [...].» Aber ganz war die «polemische Iraszibilität» (28.8.42 an A. E. Meyer), die er sich selbst einmal zusprach, nicht befriedet. So fand Thomas Mann nicht nur Muschgs Text «wirklich recht stupid», sondern glitt im Persönlichen auch zu der Anmerkung ab: «Übrigens ist der Mann erholungsbedürftig und für längere Zeit durch unseren alten Freund Fritz Strich ersetzt worden [...].» Wäre der Text Muschgs allerdings nur stupid gewesen, hätte er Thomas Mann nicht in dieser Weise treffen können.

Die «Affaire» beruhigte sich dann etwas, obwohl auch noch Karl Jaspers, für Muschg Partei nehmend, sich eingeschaltet hatte. Thomas Mann gab seine Zustimmung zu der Basler Ausstellung doch. Zwar übte dort dann ein Privatdozent der Universität Basel schändlichen Verrat, wie Thomas Mann Otto Basler wissen liess (12.3.54), und hielt eine Rede gegen ihn im Geiste von Muschg. Und dieser selbst habe gesagt, ein einziges Buch von Kafka sei ihm lieber «als meine ganze, alles Dichterischen bare Schreiberei». Die Ausstellungsschrift aber, die Aufsätze von Basler und Friedrich H. Weber enthielt, erwies sich als «überraschend gut u. würdig von Haltung» (Tb 15.7.54). Thomas Mann dankte in seinem ausführlichen Brief vom 18. Juli an F.H. Weber. Seine Erwartungen seien übertroffen v.a.

> durch die Würde, die Sie in der Polemik wahren, durch die Ruhe und Gerechtigkeit, womit Sie in dem Aufsatz ‚Walter Muschg's Kriterium' dem Autor der ‚Tragischen Literaturgeschichte' begegnen. Ich gestehe wieder einmal, dass ich das vielberufene Buch nie in der Hand gehabt habe. Aber immer deutlicher sehe

> ich, dass es sich dabei um eine nicht gewöhnliche Darbietung handelt, um eine Art von Dichtung, in der mir nun einmal die Rolle des Bösewichts und Schädlings zugefallen ist. Bei der Ausmalung dieser abscheulichen Figur scheint der Dichter sich gegenüber der ‚wissenschaftlichen» Wirklichkeit wenig verantwortlich gefühlt zu haben, aber mit Geist, Phantasie und schöner Wut ist sie offenbar hingestellt, und längst sehe ich ein, dass es mich nicht erbosen sollte, meine Existenz auch einmal in dieser schwarzen Stilisierung dargestellt zu bekommen [...]. Mit seinem Spruch ‚Er ergötzt eine verlorene Welt, ohne ihr die Spur einer rettenden Wahrheit in die Hand zu geben» hat Dichter Muschg ja nicht so unrecht. Es ist interessant, dass er unsere Welt, die spätbürgerlich-kapitalistische also, eine *verlorene* Welt nennt. Da habe ich ihr auch schon manchmal schonend angedeutet, aber das rettende Wort für sie zu finden, ist recht schwer; Muschg, ich wette, weiss es auch nicht; stattdessen ergötzt er die Welt mit einer tragischen Literaturgeschichte.

Den Satz Muschgs, den er hier zuletzt sowohl persiflierte als auch billigte, hat Thomas Mann auch in seinem *Versuch über Tschechow* vom September 1954 nochmals zitatweise bestätigt (IX, 869). Es ist nicht ausgeschlossen, dass er, unter andern Umständen, überhaupt die Optik des kunststrengen Kämpfers gegen Verbiederung und Verfälschung eher hätte gelten lassen.

Im Übrigen trifft der Vorwurf, den er Muschg in dem Dankesbrief an F.H. Weber weiter machte – es scheine ihm «eine nicht ganz gesunde Fixierung des Mannes auf meine Existenz» vorzuliegen –, in gewissem Masse umgekehrt auch (oder eher) Thomas Mann selbst. Der «Baseler Streiter» (1.11.54 an S. Behn), der es mit seinen gut zwei Seiten über Thomas Mann geschafft hatte, diesen sieben Jahre lang zu verletzen, ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Im Zusammenhang mit einer Diskussion darüber, ob man Gotthelf-Romane als Vorlagen zu berndeutsch gesprochenen Hörspielen benutzen, oder allgemein, ob man vorliegenden Erzählwerken eine andere, «populärere» Form geben dürfe, erwähnte er ihn nochmals in einem Brief vom 26. März 1955 an Otto Basler: «Wer wollte es mit dem Fortschritt verderben? Dazu muss man ein solcher Drachen toter und Weltenrichter sein, wie Muschg.»

«Pro und kontra Thomas Mann»

«Wiedmer, Zürich, berichtet über Angriffe. Das Gezänk um mich widerwärtig, aber abstumpfend. Hoffe immer, es zur Ruhe kommen zu lassen, bin aber immer wieder gezwungen, Öl ins Feuer zu giessen.» (Tb 11.10.49) Tatsächlich ereigneten sich auch in Zürich wiederholte Manifestationen von Antipathie und Gehässigkeit. Zu berichten ist, als ein Beispiel, von der seltsamen Versammlung «Pro und kontra

Thomas Mann», die eine Zürcher Gesellschaft für Literatur im Frühjahr 1949 im Zunfthaus zur Saffran ausrichtete. Ein Journalist, obzwar nicht eingeladen, hatte sich doch Einlass verschaffen können. Was er darüber schrieb, ist Information und Kommentar genug[18]:

> Es geht einfach nicht an, einen Abend unter der neutralen Flagge ‚Pro und kontra' segeln zu lassen, um dann die eindeutig und von Anfang an nach einer Ablehnung hinzielende Fahrtrichtung damit zu entschuldigen, dass sich kein positiv eingestellter Gegenreferent gefunden habe! Eine solche getarnte Einseitigkeit ist um so weniger zu entschuldigen, als man sich einem Publikum gegenübersah, das seine Kritiklosigkeit mehr als einmal dadurch verriet, dass es bei Zitaten reagierte, als hätte es sie zum erstenmal gehört. Für den Kenner Thomas Manns und der um ihn immer wieder entfachten Diskussionen entbehrte allerdings der Abend auch nicht des Reizes der Neuheit. Neu waren zum mindesten die Argumente, mit denen Thomas Mann an Hand von Inhaltsangaben und häufiger Nennung von Seitenzahlen seine künstlerische Unfähigkeit von den Buddenbrooks bis zum Doktor Faustus ‚nachgewiesen' wurde. Alle Achtung immerhin vor dem Bekennermut des jungen Studenten, der den ersten Teil der Veranstaltung bestritt und ohne Umschweife gestand, so ziemlich alles von Thomas Mann als langweilig und leeres Geschwätz zu empfinden – mit Ausnahme etwa von ‚Tonio Kröger', dem er, als einem Selbstbildnis Thomas Manns, eine Art mitleidiger Anerkennung nicht versagen konnte.
>
> Warum sollen ein Student und ein Professor für Literaturgeschichte, wenn sie das so wollen, nicht öffentlich gestehen dürfen, dass sie zwar ‚mit heissem Bemühn' Grammatik und Poetik studiert, darob aber die Fähigkeit verloren haben, etwas, das nicht in ihr schulgerechtes Schema passt, als literarische Leistung zu erkennen? Deshalb nicht, weil sie das vor einem Publikum tun, das ihnen Autorität zuzubilligen bereit ist, so sehr, dass es selbst die Geschmackslosigkeit, Thomas Mann ausdrücklich den Nobelpreis für Literatur zu missgönnen, mit Beifall quittiert. Und auch deshalb nicht, weil es – noch einmal – einfach nicht angeht, dass in einer literarischen Gesellschaft, die bisher ernst genommen sein wollte, ein junger Mensch mit Ausdrücken wie ‚hochgradig dekadent' um sich wirft –, wahrscheinlich ohne sich bewusst zu sein, dass man damit zu einer Zeit, da er noch klein war, einen wesentlichen Teil europäischen Kulturgutes zu ‚entarteter Kunst* gestempelt hat. Vorträge, in denen derart gefährliche Gespenster wieder aufstehen – auch ‚rassische Bedenken' begannen wieder zu spuken mit professoralen Bemerkungen gegen kreolisches und jüdisches Blut! –, solche Vorträge sind als literarisch verfeinerte Demagogie, ganz abgesehen vom Gegenstand, an sich schon gefährlich.

Thomas Mann, der bald von dem Vorkommnis erfahren hatte, reagierte mit Kopfschütteln und Gelassenheit (25.3.49 an O. Basler): «Ich wäre ein Narr, mir durch so etwas meine liebe Schweiz verekeln zu lassen.»

Depression im Alter

Kein Tuskulum in Turicum. Thomas Manns Alters-Existenz war nicht, wie man sich das von ferne vorstellen mag, bestimmt von Musse und olympischheitrer Harmonie. Bis zum Schluss blieb Thomas Mann ein Leidender, ein Angefochtener; bis zuletzt verausgabte er sich in der Arbeit – genug war nicht genug. Er zählte nicht zu jenen, die verkünden, sie schrieben jetzt nicht mehr, und denen die Drohung wahrzumachen dann doch nicht gelingt, sondern räumte offen ein, zum Leben «das Narkotikum der Produktion» (10.1.43 an A. E. Meyer) zu brauchen. In der Arbeit steckte denn fast immer der Kern seiner Krisen. Wenn es mit ihr nicht recht oder überhaupt nicht mehr weiterging, infizierte dies alles andere. Verglichen mit den Arbeitsschwierigkeiten war, was sonst bedrängte, fast immer Störung zweiten Ranges, ephemere Molesten. Sie vor allem taten dem Glück des Lebensabends Abtrag.

In seinen letzten Jahren erlebte Thomas Mann eine so fundamentale psychische Krise, dass sich ihr nur gerade jene des ersten Exils und wohl nicht einmal mehr jene nach dem ersten Weltkrieg vergleichen lassen. Er erlebte eine schriftstellerische Krise, wie sie überhaupt noch nie dagewesen war. Er sprach von Auflösung, von «Abstieg und Ruin». Was er als besonders schlimm und «schwarze Entwicklung» (Tb 17.5.52) empfand, waren seine «schwindenden Geisteskräfte» (Tb 12.12. 51), während er physisch, wie ihm schien, einigermassen auf der Höhe blieb. Oft, notierte er, habe er «aufsteigende Angst, dass ich nicht mehr schreiben kann, während der Körper verhältnismässig jugendlich aushält» (Tb 23.12.51). Die «Arbeitsratlosigkeit» (Tb 19.12.51) brachte er in ursächlichen Zusammenhang mit der vergifteten Atmosphäre in den USA: sie bringe seine produktive Laune zum Erliegen.

An Amerika aber lag es nicht. Die Angst vor dem «Vertrocknen» verstörte Thomas Mann in der nachamerikanischen Zeit nicht weniger. Am Ende nahm sie panisch-peeperkornsche Dimensionen an. Das kreative Vermögen war doch ein nicht angreifbares Kapital gewesen, vor allem Zugriff gefeit; nun zeigte sich, dass es doch angreifbar war und kein Schutz vor Zeit und Alter. Die Schöpfungskraft, bei ungebrochenem Werkwillen, liess nach. Die notwendige Konzentration, die fortwährende «Erneuerung der Lust und der Energie aus den nervösen Reserven» – «das Hauptproblem des Schreibens»[19] –, sie gelang nicht mehr zuverlässig. Die lebenslang bewährte äussere Organisation des Schreibens zerfranste, verfiel, die Tagesordnung erodierte, ging ihres vormittäglichen Zentrums verloren. Öfters blieb die tägliche Seite aus; dann klagte Thomas Mann, er habe «nichts als Briefe» (Tb 23.12.

51) geschrieben oder nur Tagebuch geführt, «dies nutzlose, leere Tagebuch», was zu tun er «aus Scham vor meiner gegenwärtigen elenden Existenz» (Tb 21.6.54) aufhören sollte. Es kam tatsächlich so weit, dass Thomas Mann das Diarium beiseitelegte, um das Verbliebene an «Schreibffische» (Tb 19.11.54) der literarischen Produktion aufzusparen.

Mehrmals schon hatte die Spanne zwischen Beendigung einer Arbeit und Aufnahme der nächsten einen kritischen Moment markiert. So schlimm aber wie nach dem *Doktor Faustus* war es noch nie gewesen. Handelte es sich gar nicht um einen Uwrerbruch und vielmehr um einen Tobruch? Thomas Mann verspürte eine «deutliche Abneigung dagegen, nach dem Faustus Neues zu schreiben» (Tb 8.1.48). Er betrachtete diesen Roman als etwas Äusserstes und Letztes, nach dem nichts mehr kommen könne, sein Nonplusultra; seinen *Parsifal.* Im Unterschied zu Wagner aber, der nicht lange nach Fertigstellung seines Schlusswerks gestorben war, lebte Thomas Mann nach Beendigung des seinen weiter, führte ein «Nachleben, das vergebens nach produktiver Stütze ringt». Auch das Modell Goethe versagte, denn «den Krull als einen Faust aufzufassen, den es zu beenden gilt, ist schwer möglich» (Tb 6.7.53). Da mochten andere noch so versichern, gerade dieses Buch werde sein Meisterwerk – «wer soviel Glauben hätte» (Tb 22.1.54). Was, wenn also das Lebenspensum erfüllt war, die Poesie auskommandiert? Wie die Fliegen kamen die Fragen immer wieder zurück.

Nicht nur der literarisch-private Niedergang, auch die allgemeine Verdüsterung der Atmosphäre bestimmte Thomas Mann zu tiefschwarzen Gedanken. Parteigänger eines zukunftsstürmenden Optimismus war er wohl noch nie gewesen; jetzt aber blieb seinem Tadel nichts mehr entzogen. Die ganze Menschheit glaubte er aus dem Ruder und moralisch verwahrlost. «‚Frau Welt'»: eine «Metze» (1.3.55 an O. Basler). In der schieren Masse schien ihm jedes Mass verlorengegangen. Wohin er auch blickte: Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, überall geschah es zunehmend mit lichtlosem Pessimismus und in geradezu apokalyptischer Perspektive. Seiner wurzeltiefen Skepsis gab Thomas Mann schon 1950 in *Meine Zeit* Ausdruck. Der *Versuch über Schiller* vom Frühling 1955 enthält eine noch schneidendere Generalanklage (IX, 949f.):

> Das letzte Halbjahrhundert sah eine Regression des Menschlichen, einen Kulturschwund der unheimlichsten Art, einen Verlust an Bildung, Anstand, Rechtsgefühl, Treu und Glauben, jeder einfachsten Zuverlässigkeit, der beängstigt. Zwei Weltkriege haben, Roheit und Raffgier züchtend, das intellektuelle und moralische Niveau (die beiden gehören zusammen) tief gesenkt und eine Zerrüttung gefördert, die schlechte Gewähr bietet gegen den Sturz in einen dritten, der alles beenden würde. Wut und Angst, abergläubischer Hass, panischer

> Schrecken und wilde Verfolgungssucht beherrschen eine Menschheit, welcher der kosmische Raum gerade recht ist, strategische Basen darin anzulegen, und die die Sonnenkraft äfft, um Vernichtungswaffen frevlerisch daraus herzustellen. [...] Ohne Gehör für seinen [Schillers] Aufruf zum stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze, edlerer Sitten, ‚von dem zuletzt alle Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt', taumelt eine von Verdummung trunkene, verwahrloste Menschheit unterm Ausschreien technischer und sportlicher Sensationsrekorde ihrem schon gar nicht mehr ungewollten Untergange entgegen.

Radikalismus des Alters. Und Trauer; wie sie in *Wilhelm Teil* aus Attinghausens Worten spricht, als er über den Sohn erschrickt[20]:

> Das Neue bricht herein mit Macht, das Alte,
> Das Würdge scheidet, andre Zeiten kommen,
> Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
> Was tu ich hier? Sie sind begraben alle,
> Mit denen ich gewaltet und gelebt.
> Unter der Erde schon liegt meine Zeit;
> Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

Solche Trauer legte sich schwer auch über die letzten Jahre Thomas Manns. Je länger der abgewickelte Faden wurde, je tiefer er im wachsenden Schatten des letzten Rätsels stand, desto mehr fühlte er sich als ein melancholisch Überlebender, für das Neue untauglich, ihm unzugehörig. Auch Thomas Mann seufzte darüber, «wieviele gestorben und verdorben» (Tb 24.5.50) waren.

Nach mir die Erben: er dachte nicht so. Auch er, der dem Verfall so Vertraute, fühlte sich als ein Spätling, wähnte sich auf dem abrötenden Gipfel einer vergehenden Kultur. Als, nach dem *Faustus*, auch der *Erwählte* charakterisiert wurde als «Spätwerk, Summe, etwas Letztes, Äusserstes, nach dem nichts mehr kommt», war sein Endzeitbewusstsein damit einverstanden (Tb 3.4.51): «Habe nichts dagegen, ein Spätester und Letzter, ein Erfüllet zu sein. Damit repräsentiert man das Abendland. Denn wo seine Frührot-Werke? Bin einer der Letzten, vielleicht der Letzte, der überhaupt weiss, was ein Werk ist.» (War er das? Er war es keineswegs; in der Kultur, in der jeder auf den Schultern und im Schutze von Frühem schafft und seinerseits Spätere zu tragen hat, gibt es, in der absoluten Bedeutung, keine Ersten und Letzten. Es handelte sich denn auch weniger um eine Feststellung, als vielmehr um eine Velleität. Der Letzte sein, die Erfüllung, die Vollendung – was für ein narzisstischer Triumph! Damit zog der Autor die Tür ein für allemal hinter sich zu, Rache nehmend für die «Frechheiten der Gegenwart» [VIII, 627], beseelt vom Wunsch,

mit dem eigenen Ende höre alle Geschichte auf; als Vernichtung von Zeit und Zukunft eine destruktive Allmachtsphantasie, die der realen Ohnmacht korrespondierte, welche er zunehmend erlebte.)

Ein Zeitalter ging zuende; an das, was kam, konnte und wollte er sich nicht mehr gewöhnen. Nicht, dass er um vergangene Daseinshöhe getrauert hätte. Er mied den Rückblick, glaubte «fast keine anderen als peinliche Erinnerungen» (Tb 15.12.51) zu haben. Immer hatte deshalb sein Blick der Zukunft gegolten, die «Notwendigkeit, weiter zu gehen» (Tb 7.7.38), bestanden. Was aber, wenn die Zukunft nur Versagen barg? Seine Zeit: lief ab. Thomas Mann graute vor ihr. Ihm graute vor allem. Angst, Bangigkeit, Mutlosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Erbitterung, Depression, Verzweiflung, Auflösung – es waren dies Hauptwörter längst des täglichen Gebrauchs geworden. Und immer wieder: Müdigkeit, Lebensmüdigkeit, Sterbensmüdigkeit. Schlafen war das Beste; unlieb das Erwachen. Alles machte dem Morosen Galle. Die «immer fühlbare» (Tb 25.4.52) Krise ging einher mit einer exzessiven, überall treibfähigen Verstimmbarkeit und chronischen «nervösen Überreiztheit». Da ekelten die «täglichen postalischen Anforderungen» (Tb 22.11.49); dort erzürnte, dass es «keine brauchbaren Füllfederhalter mehr» (Tb 17.12.51) gibt.

Immer dichter umkreisten ihn Todesgedanken. Schon 1949 heisst es in aller Deutlichkeit (Tb 22.11.49): «Lebensüberdruss und Verlangen nach Abberufung». Seine Kinder standen im vierten, im fünften Jahrzehnt, und ihn gab es immer noch. Hatte er sich nicht schon längst überlebt? War es nicht ein im Grunde sinnloses Weiterwesen und Hineindauern ins Danach? Aber das Amen kam noch nicht; gestundet die Zeit.

Bauen in Zürich? Umsiedlung in die Westschiveiz?

Mit der Wohnung in Erlenbach zeigte sich Thomas Mann je länger je unzufriedener. Sie war nun einmal nicht das Rechte, kein Sitz, zu eng, zu beschränkt, die schönste Lage vermochte das nicht zu kompensieren. Immer drängender meldete sich der Wunsch nach Veränderung. In den ersten Monaten waren Baupläne verschiedener Art erwogen worden, zunächst ein Ausbau, dann der Umbau des Hauses. Auch hatte der Architekt vorgeschlagen, auf einem der benachbarten Grundstücke ein Haus nach den Bedürfnissen der Manns zu erstellen und ihnen zum selben Mietpreis zu vermieten. Aus all dem war nichts geworden. Es stand nun fest, dass die Wohnung mit Auslaufen des Mietvertrages per 1. April 1954 unbedingt aufzugeben war, zumal im August 1953 neue Schwierigkeiten mit dem Hauseigentümer auftraten.

Die «Frage unserer zukünftigen Wohnverhältnisse» (Tb 24.8.53) bildete fortan den ergiebigsten Gesprächsstoff. Intensiv wurde «über die Zimmer-Einteilung des etwa zu erbauenden Hauses, die Masse u. die notwendigen Bäder» (Tb 1.9.53) nach-

gedacht. Von neuem auch hob die Suche an nach einem geeigneten Grundstück. Wo sollte es liegen? Thomas Mann optierte, der «klimatisch-gesundheitlichen Nachteile hiesiger Gegend» (Tb 1.11.53) unbeschadet, entschieden für Zürich. So wurden, teilweise unter Beizug von Agenten und Bekannten, Baugründe längs des ganzen rechten Zürichsee-Ufers in Augenschein genommen, in Erlenbach selbst, in Herrliberg, Küsnacht, Zumikon, auf der Forch, in Meilen, dem «weiten, weiten» (Tb 10.10.53) Stäfa. Freilich umsonst. Ein Landbesitzer wollte nur *en bloc* und nicht eine einzelne Parzelle verkaufen; andere wollten überhaupt nicht. War aber ein Grundstück nicht indisponibel, so deprimierend teuer. Mehrmals klagte Thomas Mann, dass die Zürcher Bodenpreise «absolut prohibitiv» (24.10.53 an G. Bermann Fischer) seien. «Liebend gern», schrieb er Robert Faesi (1.11.53), bliebe er am Zürichsee, «aber es herrscht hier ein Grundstück-Wucher, von dem man sich dégoûtiert abwendet. 45 oder 50 Franken der Quadratmeter mindestens! Und dafür geben die Besitzer es nicht einmal her, sondern wollen warten, bis es auf 80 oder 100 steigt. Sie verdienten einen grossen Krach. Der Unfug reicht bis Meilen, Feldmeilen und Obermeilen, und erst in Stäfa bekommt man ein Stück Wiese, das nicht gleich 100000 Franken kostet.» Diese Summe aber stand im Augenblick nicht zur Verfügung, was Thomas Mann zu dem für manch andere tröstlichen Ausruf brachte (Tb 12.9.53): «Wenn nur nicht unsere Mittel mit unseren Ansprüchen so mangelhaft übereinstimmten!»

Man suchte nach Alternativen. Lugano? Florenz? Für den Winter dachte Thomas Mann auch an Mallorca, «da ich in Spanien sonst unnützes Geld liegen habe» (11.8.53 an O. Basler). Von August 1953 an wurde die Übersiedlung an den Genfersee erwogen, nach Genf, Lausanne, Vevey, Montreux. Es gab da ein günstigeres Klima: viel Sonne, wenig Bise, keinen Föhn. War aber auch ein «noch erschwingliches und dabei stattliches Wohnobjekt» (8.9.53 an H. Reisiger) zu finden? Wiederholt hielt man in der Westschweiz Umschau. Unter dem Eindruck von Charly Chaplins «fürstlichem Anwesen» *Manoir de Ban* in Vevey, das Thomas Manns «Freude am Luxus» (Tb 12.9.53) lebhaft ansprach, statuierte er eine «grundsätzliche Gewöhnung an den Gedanken, in diesem Teil des Landes zu siedeln. Er bietet Okkasionen von Geräumigkeit, die bei Zürich unerreichbar.» Aber auclj hier erwiesen sich die Liegenschaften als teuer. Noch mehr gegen die Westschweiz sprach, dass sie wiederum fremde Sprachsphäre, und zwar fremdere und ungeliebtere noch als die englische, bedeutet hätte. Je länger Thomas Mann mit diesen Gedanken umging, desto stärker wurde seine Abneigung gegen einen solchen Wechsel; gross die Erleichterung, wenn sich eine Möglichkeit des In-der-Deutschschweiz-Bleibens abzeichnete. Nein, das Welschland besass keine biographische Stimmigkeit, war keine wirkliche Alternative. Ende 1953 wandte sich Thomas Mann endgültig ab (2.1.54 an E. v. Kahler): «es ist zu öde da, und ich hänge an Zürich».

Kilchberg

Am 6. Januar 1954 besichtigte Katia Mann in dem linksufrig des Zürichsees sich breitenden Kilchberg ein Haus, «das nicht unmöglich ist» (Tb 6.1.54). In aller Umsicht wurde die weitere Prüfung vorgenommen. Zunächst fuhr auch Thomas Mann, nebst Katia und einem Agenten, hin, dann nahm Katia Elisabeth, Golo und Emmie Oprecht mit, und schliesslich inspizierte Erika das Objekt. Es erwarb sich allgemeinen Beifall, und die wenigen Vorbehalte gewannen keine Kraft.

Den 27. kamen Verkäufer, Agent und Käuferehepaar zusammen. Man einigte sich auf den Preis von 225'000 Franken, zuzüglich Nebenkosten. «Ein Datum ohne Zweifel in diesen Aufzeichnungen seit 1933», gab sich Thomas Mann überzeugt (Tb 28.1.54). «Ich glaube, wir tun das Richtige und Vernünftige.» Am 2. Februar wurde der Kauf notariell befestigt. «Unser 5. Haus», rechnete sich der «hartnäckige Villenbesitzer» (Hermann Kesten) im Tagebuch befriedigt vor. «Besitzergefühl doch angenehm.» Das neue Haus sollte seine «definitiv letzte Adresse» (XI, 527) sein; was sie, von der allerletzten abgesehen, auch wurde.

Am 25. März erschienen in Erlenbach die Packer; der neuerliche Umzug begann. Wieder leitete ihn in der Hauptsache Erika, und wieder brachte sich Thomas Mann für sein Teil vor dessen «Schrecken» (26.3.54 an H. Hesse) in Sicherheit. Er zog für drei Wochen ins «Waldhaus Dolder» und sah von ferne mit an, wie seine Frauen sich mit den Möbelräumern und Handwerkern plagten. Im Übrigen liess er Erlenbach «ohne Wehmut» (Tb 25.3.54) hinter sich, und der einzig Verstörte ob der Auflösung des Haushalts war Boris, der Hund.[1]

Am 15. April 1954 zog Thomas Mann in Kilchberg ein. Die erste gründliche Kontaktnahme mit dem Haus verlief sehr positiv (Tb 15.4.54): «Es ist entschieden angenehm und erfreulich, nicht herausfordernd aber anständig und bequem. [...] ich habe wieder, wie in Californien, ein eigenes Badezimmer. [...] Schlaf- und Arbeitszimmer unvergleichlich besser u. geräumiger als in Erlenbach.» Am nächsten Tag, es war Karfreitag, ging Thomas Mann zur Post und sammelte Eindrücke von dem knapp sechstausend Einwohner zählenden Dorf. Er fand es einnehmend, «weit civilisierter, an guten Geschäften reicher als Erlenbach» (Tb 16.4.54).

Kilchberg, dessen Name unzählige Schokoladenumschläge täglich in die ganze Welt hinaustragen, war ein Seedorf mit internationalem Gepräge. Ludwig Klages, der berühmte Philosoph, Psycho- und Grapholog, hatte es zu seinem Wohnsitz erwählt, und man verband es auch mit der Person von Ernst Hafter, seinerzeit ein bekannter Strafrechtler und Rektor der Universität Zürich. Vor allem aber – dies stand für Thomas Mann natürlich im Vordergrund, und er vergass es in keinem Brief zu erwähnen – war Kilchberg der ehemalige Wohnort Conrad Ferdinand Meyers. Gleich diesem blieb Thomas Mann hier zwei geliebten elementaren Naturformen nahe, dem Meer (in der kontinental gemässigten Form des Zürichsees) und dem Hochgebirge.

Und noch einen Vorteil besass der Ort. Wie schon Küsnacht und Erlenbach lag er nahe dem Ländlichen, und dabei doch in geringer Entfernung von Zürich – eine Existenzform des Sowohl-als-auch, wie sie Thomas Mann immer favorisiert hat. «Nur 10 Minuten braucht man mit dem Wagen zur Stadt und ist andererseits gleich auf dem Lande, bei den Kühen und im Walde», beschrieb er die doppelt begünstigte Lage (12.8.54 an E. v. Kahler); als müsste er ihre Wahl rechtfertigen, führte er anderswo aus (15.8.54 an H. Althöfer), er meine nicht, dass sie heute etwas Besonderes darstelle und mit Stifterschem Edelbürgertum eigentlich etwas zu tun habe. Kilchberg, in der Tat, bot eine schnelle Stadtverbindung; und wenn auf den Strassen Glatteis war und das Auto nicht aus der Garage zu bringen, stand ein öffentlicher Bus zur Verfügung, mit dem man bequem nach Zürich gelangte.

Alte Landstrasse 39

Das graue Haus an der Alten Landstrasse 39, linkerhand, wenn man von der Stadt kommt, steht an einer Stelle, wo der Hang sehr steil zum See abfällt, was der Rückfront und der vorgelagerten kleinen Gartenterrasse mit Schattenlinde eine wundervolle Aussicht sichert. Von einem kleinen Mäuerchen umgeben, ist es keine imposante Villa mit ausladendem Umschwung, es ist ein mittelgrosses behagliches Haus mit zwei Stöcken und ausgebautem Dachgeschoss. 1923 erstellt und keiner eigentlichen Stilart zugehörig, reihte es sich in den fünfziger Jahren noch ein in eine Gruppe ähnlicher Gebäude von unprätentiös-spätklassizistischen Formen; heute sieht man ihrer nicht mehr viele. (Etwas Patina hat es selbst auch angesetzt, und über dem Klingelknopf, links neben der Haustür, las man auf einem kleinen Bronzeschild in Antiquabuchstaben noch bis 1990: Thomas Mann.[2]) Das Arbeitszimmer, der wichtigste, weitläufigste und schönste Raum, lag ebenerdig, durch einen Bibliotheksraum mit Glastür getrennt vom Gartenplatz. Es war weniger *cella* und Studierstube denn fürstliche Loge, von der aus man den Segel- und Dampferbetrieb auf dem See verfolgen konnte.

Anfänglich schleppte die Fertigstellung des Hauses etwas, da die im April über-

beschäftigten Handwerker nicht uneingeschränkt zur Verfügung standen. Und doch machte die «Dekoration» (Tb 1.5.54) Tag für Tag Fortschritte. Für den neuen Plymouth wurde$_x$ nach Beseitigung von (verständlichen) nachbarlichen Widerständen durch eine Änderung des Plans, eine Garage gebaut.

Das Kilchberger Haus war Thomas Mann eine dauernde Freude, eine tägliche Genugtuung, ein Stolz und ein Glück. Seine anfängliche Befürchtung, dass es nicht genügend Bücherwände habe, erwies sich als unbegründet. Es bot hinreichenden Platz. Es bot jene Geräumigkeit und «gehaltene Eleganz» (Tb 8.5.54), die die Erlenbacher Wohnung so schmerzlich hatte vermissen lassen. Alles hier war passend, gemütlich, vernünftig, hatte seine «gute, bequeme Ordnung» (Tb 18.4.54). Dann die – bei klarer Luft – spektakuläre Aussicht, der reizende Blick auf die Stadt, den von vielerlei Booten belebten See, auf das hügelige Ufer jenseits und seine Häuserfronten, Ulrich von Huttens Ufenau, die «‚türmende Ferne'» (XI, 527), die Alpenketten. Und schliesslich wohnte man froh wieder auf *eigenem* Grund und Boden. Abgesehen davon, dass die nahe Eisenbahn ziemlich störte, bewährte sich das Haus in allen Rollen, als «Weihnachtshaus» (Tb 24.12.54) und am 20. Mai schon als Repräsentationshaus bei einer nach amerikanischem Brauch durchgeführten *House warming party*. An der «Huusröiki» (23.5.54 an S. Marek), die sechsunddreissig Freunde und Bekannte versammelte, nahm auch Zürichs Stadtpräsident Emil Landolt teil, seit 1949 im Amt und nachmals der populärste aller Stadtpräsidenten, der «Stapi» schlechthin. Thomas Mann liess sich wie jedermann von seinen unkonventionellen Reden erheitern und gratulierte ihm 1954 herzlich zur Wiederwahl. Die beiden sahen sich vor und nach der Kilchberger *party* mehrere Male an Stadtzürcher Veranstaltungen.

Wie hatte sich Thomas Manns Vermögenslage nach den Schwierigkeiten der letzten vierziger Jahre entwickelt? Zunächst gut, plötzlich liefen seine Bücher auch in Amerika wieder. Hatte er den *Doktor Faustus* für «wohl die letzte Gelegenheit» gehalten, «viel zu verdienen» (Tb 5.11.48), so war diese Rechnung ohne das Publikum gemacht; auch die darauffolgenden Werke setzten sich in Mengen ab. «Dieses Jahr», durfte Thomas Mann 1952 feststellen (Tb 22.4.52), «sind die Einnahmen ausnehmend gut, in Europa und hier». 1953 wiederum, in Erlenbach, wurde die Lage erneut schwierig; *wie* schwierig, lässt sich daraus ablesen, dass Thomas Mann es übernahm, für bibliophile Zwecke die Schlussätze des Kuckuck-Kapitels aus dem *Krull* vielfach abzuschreiben. *Pecuniae causa solum* schrieb er immer wieder vom «moosigen Stein, der im Bergbach liegt seit tausend und tausend Jahren, gebadet, gekühlt, überspült von Schaum und Flut» (VII, 548) – der Satz dauert noch länger –; eine «Strafarbeit» in der Tat, «so stumpfsinnig, albern und erniedrigend», dass Thomas Mann sie vor Widerwillen abbrechen musste (Tb 6., 23., 24.3.53).

Die Miete in Erlenbach war wohl gering. Das Problem hiess aber, zu genügend Mitteln für den Kauf oder Bau eines eigenen Hauses zu kommen. Das Grundstück Poschingerstrasse 1 in München – es war 1948 im Rahmen eines Wiedergutmachungsverfahrens ins Eigentum Thomas Manns zurückgekehrt[3] – fand einen Käufer und brachte fürs erste 20‘000 (Mark?) ein. Weitere 100‘000 Mark kamen aus Ost-Berlin, «höchst willkommen, wie alles Geld» (Tb 9.9.53). Dann traf der Erlös von etwas mehr als 39‘000 Dollar aus dem Verkauf des amerikanischen Hauses ein; und viel warf auch das Buchgeschäft ab. Die wirtschaftlichen Verhältnisse stellten sich nun freundlich genug dar, um den Kilchberger Hauskauf zu ermöglichen. Thomas Mann war «gehobener Laune» durch all die «reichen Einkünfte» (Tb 18.5.54). Er konnte es sich leisten, aus politischen Gründen drei ihm angetragene Preise und damit insgesamt eine halbe Million Franken abzulehnen.[4] Am 20. Juli 1955 zog er eine letzte Bilanz[5]: «Es sind 75‘000 Mark Entschädigung vom deutschen Staat eingezahlt worden, ferner die amerikanische Altersrente. Der Krull trägt grosse Summen. Wir sind sehr reich», schloss er, «und müssen hohe Steuern zahlen».

Thomas Mann in Kilchberg

Wie schon in Küsnacht und in Erlenbach, und aus den gleichen Gründen, liess sich Thomas Mann auch in Kilchberg nicht oft sehen. Anfang November 1954 kam es zu einer Vorlesung im Leseverein der neuen Heimatgemeinde, wo Thomas Mann die ein halbes Jahrhundert alten Erzählungen *Schwere Stunde* und *Das Eisenbahnunglück* darbot. Sein hohes Alter trug im Übrigen dazu bei, dass er wenig ausging (lieber lud er ein), und wenn, dann nach Zürich, zu den vertrauten Instituten der Kultur und der Unterhaltung, selten in der Wohngemeinde selbst.

Zahlreich blieben die Ausflüge und Spazierfahrten. Sie bestrichen nun hauptsächlich das linke Zürichseeufer. Viele Male fuhr man in die Nachbargemeinden Rüschlikon – vor allem zum «Park im Grüene», dem «Migros-Park» –, nach Adliswil, Langnau, zum Albis hinauf, ging dort im Ländlichen oder besah sich das hunderregende Dam- und Rotwild im Langenberg, dem grössten und ältesten Wildpark der Schweiz. Das Sihltal hatte Thomas Mann schon vor dem Krieg ins Herz geschlossen; es gefiel ihm von neuem. Ausflüge «durch das liebenswerte Land» (Tb 12.7.54) führten ihn schliesslich auch nach Luzern und Zug.

Wie nahm ihn, anderseits, Kilchberg auf? Hier ist zu unterscheiden zwischen den Behörden der Gemeinde und ihrer Bevölkerung. Während der Gemeinderat unter ihrem jungen, eben gewählten Präsidenten Bruno Herzer dem Ansiedler positiv gegenüberstand[6], sich um ihn kümmerte, ihm Ende Jahr seine Glückwünsche bestellte, nahmen die Kilchberger den Zuzug zum Teil erfreut, zum Teil eher distan-

ziert zur Kenntnis und jedenfalls, ohne darob in sonderliche Aufregung zu fallen. Journalisten bekamen meist nicht auf Anhieb Auskunft und mussten sich zur richtigen Adresse durchfragen. Auch die unmittelbaren Nachbarn liessen Thomas Mann jene Ruhe, die dieser sich wünschte; einzig etwa, dass Jungen um ein Autogramm klingelten.

Mit der Niederlassung in Kilchberg wurde es in politischer Hinsicht etwas stiller um ihn. Nicht dass er «unpolitisch» geworden wäre; für sich, im Privaten, bezog er weiterhin mit aller Vehemenz Stellung, wie sich etwa an der Wahl seiner täglichen Lektüre erkennen lässt. Da ihm die proamerikanische NZZ «unerträglich» (Tb 13.3.54) geworden war, wechselte er zur «Tat». Aber auch diese schien ihm «höchst niederträchtig» (Tb 18.3.55): «ein Schweizer Blatt, das noch zu den aufgeklärteren gehört, muss die schmutzige amerikanische Innenpolitik stupide mitmachen». Hingegen trug Thomas Mann das Möglichste dazu bei, dass sich die Zahl der ihm abgenötigten Erklärungen und Dementis verringerte. Er enthielt sich Konfessionen, die von der kurrenten Meinung radikal abwichen; «nicht die geringste Lust» habe er, «mir in der Sphäre, in der ich lebe, das Leben zu verderben und die öffentliche Meinung gegen mich aufzubringen – am allerwenigsten die der Schweiz» (2.12.54 an W. Weber).

Was dem Klassiker zu Lebzeiten aber unvermindert auf den Leib rückte, das waren die Zecken des Feuilletons, die leidigen Skribenten. Er liess sie die Unlust, die ihm die Einfalt und Abgestandenheit ihrer Fragen oft bereiten mussten, nicht spüren; Äusserungen wie jene, ein Besucher sei «phänomenal langweilig» (Tb 5.3. 55) gewesen, tat er nur im Tagebuch. Selbst als der «Spiegel» einen «elend verklatschten Artikel über mich und die Familie» brachte, behielt er seine Empörung über die «Pöbelbelustigung» (Tb 21.12.54) bei sich.

Werke

Die Literatur? An Werken Thomas Manns in seiner letzten Zürcher Zeit sind hauptsächlich *Die Betrogene, Felix Krull* sowie die Essays über *Kleist, Tschechow* und *Schiller* zu nennen. Während die 1953 beendete und veröffentlichte Erzählung *Die Betrogene* vielfältige Reaktionen auslöste und da und dort in den Rang einer Peinlichkeit rückte – wie dankbar war Thomas Mann deshalb für jeden Zuspruch! –, fand das ein Jahr darauf unter beträchtlichen Unlustgefuhlen und Zweifeln fertiggestellte Romanfragment *Felix Krull, Der Memoiren erster Teil* in der Schweiz eine sehr freundliche Aufnahme, und der Autor bekam «viel Entzücktes» (Tb 10.10.54) darüber zu hören. Hier war ihm nun der Gegenstand selbst ein wenig peinlich, etwas zu frivol, oder er tat doch jedenfalls so. Als der achtzehnjährige Pierre Düby, der ihm in Kilchberg die Bibliothek einzuräumen geholfen hatte und für dessen Gymnasiastenleben der Schriftsteller ein erstaunliches Interesse zeigte, in der Schule einen Text auswendig vortragen musste und er dazu die Houpflé-Szene wählte, mein-

te Thomas Mann, das sei doch nichts für einen Jungen seines Alters, und er müsse sich schämen dafür, derlei hervorgebracht zu haben. In Dübys Kra/Z-Exemplar schrieb er[7]: «Pour Pierre, quand il aura vingt ans.» Er gab dem «lieben Jungen» (Tb 15.6.55) auch unveröffentlichte Texte zur Ansicht, woraus dieser in einen seiner Schulaufsätze übertrug. Thomas Mann nahm vergnügt Anteil daran und erwartete gespannt die Zensur. Sie fiel – mässig aus und war versehen mit dem Kommentar «leicht schwulstiger Stil».

Nicht unerwähnt bleiben darf schliesslich der 7. Oktober 1954. An diesem Tag fand im Zürcher Kino *Orient* die Premiere der Verfilmung von *Königliche Hoheit* statt. Sie hob Thomas Mann, wenn nicht in den Brennpunkt, so doch in den Dunstkreis cineastischen Glamours (Tb 7.10.54): «‚Einzug', unter Ansage und Applaus, zu unseren Rangplätzen. Ablauf des hübschen, oft etwas blödepeinlichen Films vor Freunden und einem sympathisierenden Publikum, das [...] mir noch unten in der Vorhalle Ovationen brachte.» Selbstverständlich folgte dem Ereignis eine Pressekonferenz im «Baur au Lac».

Die Frage, ob er eher aus einer Schillerschen oder einer Goetheschen Rippe geschnitten sei, hat Thomas Mann ein Schriftstellerleben lang beschäftigt. An seinem Ende, nach vieler Bemühung um Goethe, hat er sich essayistisch auch dem andern Weimarer zugewandt. Er tat dies in einem Zustand höchster Unsicherheit und Skepsis. Der *Versuch über Schiller vjzr* die letzte verzweifelte Probe Thomas Manns, ob er noch Flügel genug habe zu etwas Grossem. Er beschrieb sich als «vollkommen besessen» (Tb 19.11.54) von seinem Gegenstand *und* dem Drang, aus ihm ein literarisches Meisterstück zu machen. Es war dann Max Rychner, der ihm bestätigte, dass er der alte Könner geblieben war[8].

Der *Schiller-Essay* und seine Bemerkungen zu *Wilhelm Teil* stellen den Schlusspunkt der sporadischen kritischen Beschäftigung mit der Schweiz dar. Den *Teil*, Schillers «hochherzig aufwiegelnd Theater» (II, 618), hat Thomas Mann seit der Jugend gut gekannt und aus ihm auch gelegentlich zitiert. 1942 las er das Schauspiel wieder; es schien ihm «politisch stark», doch «poetisch sehr veraltet» (Tb 11. 6.42). Im *Versuch über Schiller* nun hob er hervor, was für seine eigenen Werke schon ein germanistischer Topos geworden war: die realistische Darstellung. Dabei sei doch Schiller das Bedürfnis nach Autopsie, nach Studien vor Ort ferngelegen (IX, 92 lf.):

> *Er wollte nichts sehen* und brauchte nichts zu sehen; er dachte gar nicht daran, selbst die Schweiz zu besuchen [...]; aber sein Gedicht ist ein Gemälde der Schweiz, wie sie leibt und lebt. Aus der Intuition, der inneren Anschauung, die nur leichter Stützen von aussen bedurfte, leibt und lebt sie darin, mit Land und Leuten: mit ihren stürzenden Alpenwassern und ihren bald sonnig lächelnden,

> bald jäh und unbefahrbar vom Föhnsturm aufgewühlten Seen, ihren grünen Matten, Dörfern und Höfen, hoch umringt von den ewigen Festungen ihrer Berge [...].

Gelobt wurde auch die Realistik der darin gezeichneten Menschen:

> Die Menschen des Stücks, eingeschlossen in ihre kleine, grossartige Welt, [...] stehen wohl in einem idealischen Licht; aber unzweifelhaft, unverkennbar – und nur zu verwundern, wie so ein Dichter das ohne Anschauung trifft –, es sind Schweizer. Diese Landleute sind unpathetisch, gesetzt, verständig, massvoll und nüchtern, durchaus keine gelernten Revolutionäre. Sie rezitieren nicht den Gesellschaftsvertrag, sie haben nicht eine Hand auf dem Herzen und die andere in der Luft.

In dieser Kennzeichnung von Schillers Schweizern zitiert Thomas Mann, nach vierzig Jahren, den augenscheinlich kategorisch unbeilegbaren Konflikt mit Heinrich Mann. Missbilligt wird ein letztes Mal die Pose des Zivilisationsliteraten aus den *Betrachtungen* und dem *Zauberberg*[9]. Thomas Manns dichotome Denkmuster sind die alten geblieben. Im Unterschied zu früher aber wird der westlich-mediterranen hier nicht die deutsche, sondern die (deutsch-) schweizerische Welt gegenübergestellt. Den Komplex «Deutschtum» schien die posenlos-bodenständige Mentalität der Schweiz, ihr Pragmatismus und Kulturkonservatismus nunmehr adäquater zu repräsentieren.

Rückkehr zu den Schweizer Ahnen

Als der Grossvater die Grossmutter nahm, 1837 zu Lübeck, da liessen die Hochzeitsgäste «hoch die Schweizer Blume leben / Und hoch den deutschen Mann». Beglückwünscht wurde Johann Siegmund Mann, der Vater von Thomas Manns Vater Johann Heinrich. Bei der Schweizer Blume aber handelte es sich um die fromme Elisabeth Marty (1811-1890), in den *Buddenbrooks* Madame Antoinette Buddenbrook, geb. Duchamps. Sie war die Tochter des Johann Heinrich Marty (1778-1844), der in dem Familienroman als Lebrecht Kröger figuriert und seinerseits dem bekannten alten Geschlecht dieses Namens im Schweizer Kanton Glarus entstammte. Unter seinen direkten Vorfahren, von denen einer einst aus dem Kanton Schwyz, der Urschweiz also, nach Glarus übergesiedelt sein soll, finden sich Degen- und Messerschmiede, Kaufleute, Steuervögte und Fähndriche. Marty, der das biedere Schluss-i in seinem Namen (im Glarner Bürgerregister war er gar mit dem doch sehr unweltmännischen Beinamen «vulgo Gmües-Chratte» vermerkt) in ein französisch elegantes y verwandelt hatte, was viel mehr putzte, wanderte um 1800 nach Pernau

bei Riga aus und fasste schliesslich in Lübeck Fuss, wo der tüchtige Handelsherr es zu Wohlstand und Beliebtheit brachte. Und zu ehrenvollen Urgrossvaterschaften.[10]

Dass Thomas Mann «zum Teil aus Glarus» (17.4.5 5 an K. Fiedler) stammte, hat manche Schweizer mit Stolz erfüllt. Aber auch der Schriftsteller selbst hat dieses schweizerische Ferment aus väterlicher Erbschaft, wie das lateinische aus mütterlicher, durchaus als Bereicherung und Arrondierung seiner Biographie und Existenz betrachtet. Auf den «Tropfen Schweizertum» in seinem Blut berief er sich zu gegebener Stunde (3.2.36 an E. Korrodi), und als seine Zürcher Schwiegertochter einen Sohn zur Welt brachte, so hielt er fest, dass dieser sein Enkel auch von Elisabeth Marty her noch schweizerisches Blut in sich habe.[11]

Genealogische Akribie hat ins Licht des Wissens gehoben, dass zu den Vorfahren des Dichters, über die Glarner Sippe der Martys hinaus, auch Winterthurer und Zürcher vom See zählen. Thomas Mann war also, indem er nach Erlenbach und Kilchberg zog, auch in dieser Hinsicht zurückgekehrt. Er hatte «in seiner letzten Lebenszeit stets diese Landschaft vor sich, in der vor Jahrhunderten seine Schweizer Vorfahren lebten und wirkten»[12].

Vorlesungen in der Schweiz 1952-1955[13]

Seine erste Lesung in Zürich nach der Übersiedlung aus Amerika bestritt Thomas Mann am 17. September 1952. Er las im Kleinen Tonhallesaal das «Kuckuck»-Kapitel aus dem *Krull.* Die «aufrichtige Begeisterung auf allen Seiten» erklärte Thomas Mann weniger mit der Qualität des Textes denn mit «Vortragsbravour» (Tb 18.9.52). Übrigens bekam er vom Organisator Hans Oprecht nur «300 Franken statt 500, obgleich der Saal bis auf den letzten Platz ausverkauft» war, was ein zurückhaltend missbilligendes «Hm» (Tb 17.9.52) nach sich zog. Zwölf Tage später sprach Thomas Mann im Schauspielhaus über *Der Künstler und die Gesellschaft.*

Der 13. März 1953 sah Thomas Mann vor dem PEN-Club, und der Saal «Weisse Rose» im Zunfthaus zur Saffran, der gewöhnlich ausreichte, wurde übervoll. «Auf allen Gesichtern pure Wonne», berichtet Werner Weber[14], der einleitende Worte sprach, bevor Thomas Mann von der Frau erzählte, der es «nicht mehr nach der Weiber Weise geht»; bevor er klimakterisches Unland betrat und über eierstockpathologische Erscheinungen genauen Aufschluss gab. Der Stoff war ein heikler, und die Wonne der Zuhörer bald nicht mehr eine pure: «die Männer ‚schauten mutig drein und in den Schoss die Schönem. Und auch der im erstbesten Mannesalter stehende Präsident des Zürcher ‚Centers’ hatte nur ein stilles ‚Erde, tu dich auf‘ zur Verfügung. Die Causerien im Anschluss an die Lesung waren von enormer Vorsicht geprägt; Eiertanz in Gruppen. Und beflissene Abgänge, französisch.» Dies war Zürichs erste Begegnung mit der *Betrogenen.*

Es folgte, nach der «stürmisch besuchten und erfolgreichen Vorlesung» (Tb 19.11.54) in der neuen Heimatgemeinde, auf Einladung der Studentenschaft, am 30. November im Auditorium maximum der ETH der Vortrag *Heinrich von Kleist und seine Erzählungen.* Nun wählten auch Dritte die Metapher des Sturms. Vom «stürmisch Begrüssten» spricht die NZZ[15]. «Der Vortrag erweckte Stürme der Begeisterung», so auch Erika Mann[16], «und zwar gewiss nicht so sehr um des schwierigen Gegenstandes und seiner literarischen Betreuung willen, als vielmehr auf Grund seiner selbst, – des *Vortrags* wegen». Der Dichter selbst übrigens fand manche Zeitungsberichte «sehr komisch zum Teil durch übertriebenen Enthusiasmus» (Tb 4.12.54).

Kurz zuvor und auch wieder kurz danach hatte Thomas Mann Einladungen angenommen, am Rundfunk, im Radio-Studio Zürich vor allem, zu lesen. Er hatte dies auch schon in den dreissiger Jahren zuweilen getan; in den fünfzigern wurde dies zur Gewohnheit. In diesen Tagen nun aber hatte er sich wohl etwas übernommen. «Mir ist der Kopf dumm vom vielen öffentlichen Reden und Vortragen,» schrieb er am 2. Dezember 1954 an Werner Weber. «Es scheint, man hat mich als Sprecher entdeckt, und wenn ich sonst nicht mehr weiter weiss, so kann ich mich immer noch dazu anstellen lassen, die Wetter-Prognose durchzugeben.»

Die letzte eigentliche Lesung galt dem *Versuch über Tschechow* und fand am 22. März 1955 im Gesellschaftsraum des Hotels «Elite» statt. Der Veranstalter, der Zürcher Schriftstellerverein, hatte ihn zwar gebeten, in die Wahl eines grössern Saales zu willigen. Thomas Mann aber erinnerte sich an einen früheren der regelmässigen winterlichen Autorenabende an ebendem Orte, dem er mit Behagen beigewohnt hatte. Ein gleich traulicher Verlauf schwebte ihm für die eigene Vorlesung vor, und so beharrte er auf seinem Wunsch. Das Resultat war, was folgt.[17]

Eine Stunde vor Beginn sah man den Saal schon zur Hälfte gefüllt. Man öffnete den Nebensaal, der sich einbeziehen liess; eine Viertelstunde später waren beide Säle besetzt. Immer heikler wurde die Aufgabe der Platzanweisung. Die Vorstandsmitglieder des Schriftstellervereins stellten sich ihr mit allen verfügbaren Mutreserven. Dutzende vermochten sie hinter Säulen zu plazieren, hinter den Flügel. Stuhl um Stuhl wurde herbei- und über die Köpfe hinweg in die ferneren, dann, in Gottes Namen, auch in die nächsten Bezirke getragen. Zuletzt sah sich selbst das kleine Podium des Redners tumultuös umlagert.[18] Hundert oder auch zweihundert Enttäuschte, die sich in der Überfülle beim besten Willen nicht auch noch unterbringen liessen, mussten abgewiesen werden. Aber auch so war an ein Durchkommen kaum noch zu denken. Langsam nur schob sich Thomas Mann, als es Zeit war, durchs Gedränge und eine zum Schneiden dicke Luft. Langsam dann auch drehte er die Zigarette aus und ordnete sorgfältig das Manuskript. Es wurde still. –

Als der Dichter gesprochen, legte er das letzte Blatt zur Seite. Waren die Leute befriedigt? Ja, zweifellos, er hatte es einmal mehr recht getan. In angespannter Aufmerksamkeit waren sie verharrt; nun lösten sich ihre Hände, brachen den Bann, indem sie sich energisch Bewegung schafften. Eine Welle der Sympathie flutete dem Vortragskünstler entgegen. Der Beifall war dicht genug, ihn wieder in den Saal zu rufen (kein Anlass also, «kindischer Weise verstimmt» [Tb 2.2.34] zu sein), war nachdrücklich und vorhaltend, ihn gar mehr als einmal herauszuapplaudieren. Der Veranstalter fasste seinen und aller Dank in so warme wie – von neuem Beifall bedrängt und übertönt – kurze Worte. Frau Katia bekam einen Strauss prachtvoller Teerosen überreicht. Ihren Mann umwogte sogleich feierliche Belästigung. Ein Buch ums andre, ihm hingelegt, wurde geduldig signiert; Autogramme auch anderswohin. Manche fassten sich in Geduld, bis sie dem Dichter vielsagend die Hand drücken durften. Endlich konnte an Rückzug gedacht werden, an Dislokation ins Künstlerzimmer, wo die Intimeren ihn aufsuchten und ihm herzlich gratulierten. Er freute sich über den glücklichen Verlauf des Abends und dass ihm, löblicher Weise, ein anständiges Honorar eingehändigt worden; vielleicht würde man sich noch mit einem Kistchen Zigarren besonders erkenntlich zeigen. Auch wenn die Stunde schon vorgerückt war, suchte er mit einem kleinern oder grössern Kreis Zugewandter oder Herren vom organisierenden Verein noch ein Restaurant auf, eine Erfrischungstafel, wo er einer massvollen Fidelitas ihr Recht gönnte und den Abend gesellig verplaudernd ausklingen liess. Spät erst durfte ihn Katia nach Hause fahren; eine Tasse Schokolade, bevor er sich der Ruhe überliess.

Der achtzigste Geburtstag

In sonderbarem Gegensatz zu seiner fundamentalen produktiven Krise, den deprimierenden Dauerschwierigkeiten in der literarischen Arbeit, wurde Thomas Mann in seinen letzten Jahren einer Huldigungsmaschinerie ausgesetzt, mit Feiern und Auszeichnungen eingedeckt wie nie zuvor. Jede Laudatio und jeder in den Redaktionen bereitgehaltene Nekrolog riskierte, binnen Kurzem unvollständig zu werden. Während des «seltsam festlich geräuschvollen Abschnurrens des Lebensrestes» (Tb 13.6.53) empfing Thomas Mann internationale Preise, mehrere Orden, und die Zahl der Ehrendoktorate begann das Dutzend zu übersteigen. Er wurde Ehrenbürger von Lübeck, Ehrenmitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin und der Gerhart Hauptmann-Gesellschaft, Ehrenpräsident der Deutschen Schillergesellschaft in Weimar. Er wurde verewigt in Stein, in Öl, im bewegten Bild; Fernseh- und Wochenschau-Equipen überfielen die Alte Landstrasse, und Thomas Mann hatte, möglichst natürlich, mit seinem Pudel die Treppe zum Garten herunterzusteigen und Manuskriptseiten umzublättern. Es gab Rundfunksendungen über ihn, Son-

derpublikationen, Festnummern, Ausstellungen. Die Unsterblichkeit begann zu Lebzeiten.

Zum Triumph wurden vor allem die letzten Geburtstage. Aus Anlass des 78. gingen Thomas Mann Briefe «voll tiefer Ehrerbietung und Dankbarkeit» (Tb 15.6.53) zu. Er fand in ihnen die Selbsteinschätzung von der Singularität seiner Existenz bestätigt: «Es ist kurios: ich glaube kaum, dass seit Goethes alten Tagen an einen Dichter so geschrieben worden ist. Dies seltsame Leben. Bald ist es aus und wird nie wieder gelebt werden.»

Am Pfingstsonntag 1954 stand der 79. Geburtstag an. Er verging «unter Blumen und einem süssen Regen von Briefen und Telegrammen aufs Freundlichste» (7.6.54 an Erika Mann). Den meisten Gratulanten musste eine gedruckte Dankeskarte genug sein. Das Festmahl am Abend liessen nebst der Familie eine Reihe von Freunden sich schmecken. Es war dann nicht Golo und nicht Michael, die auf den Jubilar einen Toast brachten, sondern Jean Rudolf von Salis, der, als er sah (und von Katia Mann hörte), dass die Söhne zu befangen dazu waren, nach dem Dessert das Wort ergriff. Dieser Geburtstag bildete den Auftakt zu einem «Festjahr» (Tb 9.10.54), das Thomas Mann die letzten Garben des Ruhms eintrug; und, gerade was die Teilnahme der Welt und den postalischen Niederschlag betraf, einen Vorgeschmack gab «des närrischen Trubels, der sich nächstes Jahr erheben wird»
(7.6.54 an Erika Mann).

Erste Pläne zur Gestaltung des weit ausstrahlenden Jubiläums wurden schon ein halbes Jahr im Voraus mit Ernst und Eifer geschmiedet. Der Kilchberger Gemeindepräsident Bruno Herzer hatte ambitionierte Ideen. Er wollte den Bundespräsidenten zu sich holen und reden lassen, und ETH-Rektor Karl Schmid sollte Thomas Mann den Dr. h. c. verleihen. Der ländliche Gemeinderat liess sich, nicht sofort, aber doch, davon überzeugen, und man unterbreitete den Plan Erika Mann; für den Jubilar selbst sollte alles eine Überraschung sein. (Damit aber war nichts; bald war das Geheimnis geritzt und Thomas Mann über die Vorhaben weitgehend im Bild.)

Die Feierlichkeiten, die manchmal den Charakter eines Anlasses von weltweiter Bedeutung annahmen, manchmal jenen eines intimen Familienfestes, begannen am Samstag, den 4. Juni im Muraltengut, wo der Stadtrat von Zürich mittags einen Empfang gab. Zu den achtundvierzig Gästen, die zwischen Worrenberger Paradysli 1951 und Dole, Chateau Majorie 1952, zu wählen hatten, gehörten Angehörige, Freunde und Behördemitglieder. Stadtpräsident Emil Landolt überbrachte die offiziellen Glückwünsche der Stadt. In kurzen Dankesworten sprach der Jubilar über seine Beziehungen zur Schweiz und «zeichnete in wenigen meisterhaften Strichen das geistige Antlitz Zürichs, wobei er mit Lob für das literatur- und kunstbeflissene Publikum dieser Stadt nicht kargte»[19].

Am Abend lud die Gemeinde Kilchberg ins Conrad Ferdinand Meyer-Haus, ih-

re Repräsentationsstätte. Nach Begrüssungsworten des Gemeindepräsidenten sprach der Schweizerische Bundespräsident Max Petitpierre. Der Magistrat überbrachte dem Dichter persönlich und im Namen der Landesregierung seine Glückwünsche. Liebenswürdigerweise bediente sich der hochgebildete Romand in seiner Rede des Deutschen. Nur ein Zitat André Gides gab er im originalen Französisch wieder, und «während er vorher gut und flüssig gesprochen hatte, war es nun doch, als sei ein Fischlein, das sich irgendwo nur eben leidlich befunden habe, beseeligt ins reine Wasser geglitten»[20].

Im Mittelpunkt der Feier standen zwei Ehrungen. Zunächst empfing Thomas Mann von Dr. Herzer eine Ehrenurkunde der Gemeinde mit dem (von Werner Weber stammenden) Wortlaut:

> Thomas Mann – Ergründet von Kunst und Leben
> Vielerfahren zwischen Gefährdung und Gelingen
> In Heiterkeit des Geistes dem Inhalt der Zeiten und der Räume zugetan
> Freiheit bildend im Wort – zum 80. Geburtstag.

Nun ergriff Prof. Karl Schmid das Wort. Er tat dies als Rektor der ETH, aber zugleich als Germanist und Briefpartner Thomas Manns, als einer, der sich «längst als geistvoller Freund meiner Arbeit bewährt» (19.6.55 an K. Fiedler) hatte.
Schmids Ansprache gipfelte darin, dass er Thomas Mann namens seiner Hochschule die Würde eines Doktors der Naturwissenschaften ehrenhalber verlieh. Diese Auszeichnung fiel buchstäblich aus dem Rahmen. Zum einen war ausserhalb der Hallen der ETH noch nie eine Ehrenpromotion erfolgt, und der Rektor musste für die Kilchberger Beförderung eigens einen Senatsbeschluss erwirken. Zum andern war dieses letzte von insgesamt fünfzehn Ehrendoktoraten Thomas Manns das einzige in der Schweiz; die Universität Zürich, wie alle andern des Landes, hatten sich hierin der Zurückhaltung befleissigt. Es war aber auch das erste und einzige Doktordiplom, das auf keine der humanistischen Disziplinen Bezug nahm, und bereitete Thomas Mann deshalb grösste Freude (9.6.55 an K. Schmid): «Es war eine so kühne, freie, originelle Idee, mir diesen Titel eines Doktors der Naturwissenschaften zu verleihen – ich höre nicht auf, mich daran zu ergötzen! Schlecht gerechnet sind es wohl 12 oder 14 Ehrendoktorate der Philosophie und Literatur, die ich besitze; aber sie alle zusammen machen mir nicht soviel *Spass*, im höchsten Sinne des Wortes, wie dieses eine, originelle, Schweizerische.» Eingetroffen war damit, nimmt man es nur nicht zu kleinlich, was Thomas Mann 1925 in einer Apologie des *Zauberbergs* zuhanden des ärztlichen Standes prophezeit hatte (XI, 596): «Und ob ich eines Tages, mit siebzig oder achtzig, den medizinischen Ehrendoktorhut in die Stirn drücken darf, das ist, meine Herren, keine Frage der Würdigkeit, sondern nur eine solche vitaler Ausdauer.»

Gerührt dankte er für die Ehrungen. Man möge entschuldigen, er habe nun fünfzehn oder sechzehn Geburtstagsfeiern in Deutschland hinter sich, aber diese hier in Kilchberg, seiner definitiven Heimat, habe ihn überwältigt. Dann sprach er über den Gedanken an eine universelle Geistigkeit, die teilnehmende Aufgeschlossenheit für das Leben in all seinen Äusserungen. In der Schweiz, sagte er, habe er dies Universelle, dieses modellhaft Europäische früh gefunden und bewundert; es sei sein Geistesraum.

Hinterher gab er das Gefühl vor, seinen Mann «recht mangelhaft gestanden, gepatzt, gestümpert zu haben bei dem notgedrungen improvisierten Dankesgeschwätz» (9.6.55 an K. Schmid). Abgesehen davon, dass es eine wohlformulierte Rede war – hatte er denn überhaupt aus dem Stegreif gesprochen? *Il faut préparer une improvisation.* Thomas Mann hatte, natürlich, daran gedacht, «was bei Tafel und Ceremonie zu sagen ist» (Tb 1.6.55), er hatte sogar eine «ungefähre Komposition der zu improvisierenden Reden» (Tb 3.6.55) entworfen. Sein Dankeswort lag insoweit also parat[21]. Hingegen war er auf die Ehrenpromotion nicht vorbereitet und hatte in dieser Hinsicht zu improvisieren.

Nach der Feier, die durch Vorträge des Martha Stierli-Quartetts musikalisch bereichert worden war, fand sich die Festgesellschaft, auf Einladung des Gemeinderats, in aufgeräumter Stimmung im Gasthof «Löwen» unten am See zusammen.

Am nächsten Abend sass man im bis auf den letzten und überletzten Platz besetzten, bis in den hintersten Stehwinkel vollgepferchten Schauspielhaus – kein anderer Ort wäre denkbar gewesen. Viele der Gäste waren von weither gekommen. Alle sassen und standen sie in dem einmütigen Gefühl, einem unwiederholbaren, historischen Augenblick beizuwohnen.

Die Feier bot, nach einleitenden Worten des Hausherrn Richard Schweizer, ein umfangreiches Programm. Zunächst war die Reihe am überraschend von New York hergereisten Bruno Walter, unter dessen Dirigat das Zürcher Radio-Orchester *Eine kleine Nachtmusik* erblühen liess. Fünf Schauspieler – Therese Giehse, Maria Becker, Erwin Parker, Herman Wlach, Gustav Knuth – lasen darauf aus verschiedenen Werken Thomas Manns. Professor Fritz Strich kommentierte zwischenein und verband die von ihm ausgewählten Stücke mit tonloser Stimme, eher langweilig und streckenweise unverständlich.

Dann trat der Jubilar, die «Rosette» der Ehrenlegion im Knopfloch, zu Rede und jubelndem Applaus selbst auf die Bühne. Bevor er aus dem *Krull* vortrug, sprach er einige Dankesworte, die Aufsehen erregten hauptsächlich wegen eines *lapsus linguae.* «Mein Dank», sagte Thomas Mann (XIII, 238 ff.), «gilt natürlich vor allen Dingen diesem Hause, diesem Theater, diesem trauten Zürcher Schauspielhaus, wo ich so viele glückliche, farbenvolle, kunstgesegnete Abende verbracht habe und auf dessen Bühne ich selbst so oft sass, um vorzulesen, und das, indem ich die geistvolle Empfänglichkeit des Münchner ..., des Zürcher Publikums genoss, und das mir nun

heute diesen Festabend bereitet.» An dieser vielsagenden «kleinen ‚Fehlleistung'» (XIII, 241), der Verwechslung der lautverwandten Zürich und München (zu der beigetragen haben mochte, dass mit Bruno Walter, Therese Giehse und Fritz Strich alte Kämpen aus Münchner Tagen zugegen waren), erheiterte sich nicht nur die festliche Gemeinde beim Heimplatz, sondern auch eine Unzahl von schweizerischen und ausländischen Radiohörern. (Vorsorglich hatte Thomas Mann sich schon ein Jahr zuvor salviert [15.5.54 an H. Reisiger]: «Man ist ja bei solchen Gelegenheiten doch von einer Atmosphäre des Wohlwollens umgeben und darf sich sogar ein bisschen trottelhaft benehmen. Daran werde ich es nächstes Jahr nicht fehlen lassen [...].»)

Bis halb drei dauerte die Nachfeier im Zunfthaus zum Rüden, bei welcher zum Glück keine langen Reden mehr gehalten wurden. Thomas Mann selbst verlor einige Worte, Albrecht Goes, und Schlag Mitternacht brachte Gastgeber Gottfried Bermann Fischer einen Trinkspruch vor. Umgeben von seinen Angehörigen und Freunden und vieler Prominenz, liess sich Thomas Mann nochmals von allen Seiten zum Eintritt ins neunte Jahrzehnt beglückwünschen. Die Schweizer, in der Tat, verstanden es, den Dichter zu feiern und die Verehrung spüren zu lassen, die er in seiner Wahlheimat genoss. Es ging von dem Schlusshöhepunkt, den dieses Lebensfest setzte, das Wort um, «dass selten oder nie ein Mensch so gefeiert worden sei» (Tb 30.6.55).

Den nächsten, den eigentlichen Geburtstagsmorgen, empfing Thomas Mann bei sich eine Reihe von Gratulanten, unter anderem eine Deputation der westdeutschen Kultusminister. Es war auch – wieder – ein Tag der Bescherung; als Hauptgeschenk funkelte klar und rein ein turmalinbesetzter Ring. Über die Gaben freute sich Thomas Mann aufs Kindlichste oder Königlichste, und wiederholt stellten die Seinen in den folgenden Tagen fest, dass er sich zu später Stunde noch mit ihnen beschäftigt hatte.[22]

Die Vasen reichten nicht hin. Das Telefon gab keine Ruhe. Über tausend Briefe, Manuskripte, Kundgebungen und Gaben aller Art trafen ein, zeitraubend zu sichten, zu lesen und nur schon zu öffnen. Jede halbe Stunde brachte der Briefträger Stösse von Glückwunschtelegrammen. Schliesslich schrieb die Kilchberger Post, «die erbauliche Telegraphenarbeit» «reize» nun auch sie, dem Adressaten ausdrücklich zu gratulieren. Thomas Mann erwiderte umgehend, er könne durchaus begreifen, dass man auf der Post nachgerade «gereizt» sei[23].

Als Erkenntlichkeit gegenüber der Gemeinde Kilchberg für die Feierstunde im C.F. Meyer-Haus übersandte Thomas Mann 5'000 Franken für wohltätige und kulturelle Zwecke. In seinem Begleitbrief heisst es (7.6.55 an B. Herzer): «Ich möchte der Gemeinde eine kleine Freude, ein kleines Geschenk machen, – das nur andeutenden, symbolischen Charakter haben kann; denn ich weiss sehr wohl, dass Kilch-

berg eine reiche Gemeinde ist, die von mir ganz und garnichts nötig hat, – und ich bin kein reicher Mann. [...] Nur wiederholen kann ich, dass es mich stolz und glücklich macht, im Schoss dieser gesegneten Gemeinde meinen Lebensabend verbringen zu dürfen.» Der Gemeinderat errichtete aus dem Geld einen «Thomas Mann-Fonds»; der Erlös daraus wurde dem Leseverein Kilchberg zur Verfügung gestellt.

Damit aber war der «Chimborasso von Dankesschuld» (21.6.55 an F. Strich) noch längst nicht abgetragen. Wie im Vorjahr musste Thomas Mann die Empfänger einer gedruckten Dankeskarte bitten, «das Summarische daran zu vergessen und meinen Dank aufs Direkteste und Privateste an ihn – oder sie – gerichtet zu verstehen» (XI, 537).

Die Danksagungen von eigener Hand bereiteten Thomas Mann grosse Mühe, weniger als solche und nicht, weil sie den Übergang von den bestandenen Festivitäten, der Überfülle freundlicher Aufmerksamkeiten zur Ordnung, zur Einsamkeit und weltvergessenen Ruhe hinausgeschoben hätten. Wohl ist es, wo vorher Lob, Zuspruch und Dank so ungeheuer, immer schwierig, den Alltag wieder seinen Gang gehen zu lassen und das normale Arbeitsleben zu re-tablieren. Hier aber es handelte sich um eine *tristitia postfestum* im umfassendsten Sinn. Es handelte sich um die Hölle des Nicht-mehr-arbeiten-Könnens, der künstlerischen Impotenz. Der Luther-Stoff, an den Thomas Mann seit Längerem herangegangen war, wollte und wollte sich «nicht bilden und zuspitzen» (Tb 15.6.55). Kein drängender kreativer Impuls verwies die nicht eiligen Erledigungen in die Randzeiten. «Alle Vormittage waren ausgefullt mit dankgeschäftlicher u. verwandter unproduktiver Arbeit im Gefolge des Geburtstags» (Tb 30.6.55) – so heisst es im Tagebuch noch über Wochen. Jede schriftstellerische Energie ging Thomas Mann ab. War das Wohlwollen der Zeitgenossen wirklich das «‚zuletzt erprobte Glück'» (XI, 537) gewesen?

Tod in Zürich

Der Tod als solcher: eine lebenslängliche Frage. Aber auch sein eigener Tod wurde Thomas Mann nicht erst im Alter zum Thema. Oft sprach er launig-humoristisch darüber. Nach dem Tod? werde er ein Englein im Himmel sein, um silberne Lilien gaukeln und leichte Malve essen. Den Philologen aber, die sich mit ihm beschäftigten, wartete das sichere Glück: sein seliges Dahinscheiden werde «eine prächtige Hausse auch für die lahmsten Versuche über mich» (22.12.46 an G. Bermann Fischer) bringen. 1930 liess ihn sein «Sinn für mathematische Klarheit» vermuten, er werde 1945, so alt wie seine Mutter, sterben (XI, 144ff.). Als dies dann nicht eintraf, bekam er, tatsächlich, zu hören, er habe nicht Wort gehalten und solle es rechtfertigen, dass er immer noch am Leben sei. Thomas Mann dachte es sich nicht anders, als im Bett zu sterben. Er wünschte sich, Katia möchte dann bei ihm sitzen und ihm die Hand halten. Wie es sein Enkel Frido hielt, wenn er genug von etwas hatte, so würde er in der Sterbestunde auch «'habt!» sagen.

In den letzten Jahren, als sein mannigfach ausgedrückter Wunsch, in der Schweiz zu sterben, vor der Erfüllung stand, sprach er oft über seinen Tod, zuhanden auch der Umgebung, die anfangen sollte, ihn in Betracht zu ziehen. Die Beschäftigung mit Schiller brachte ihm die «vollkommen skandalöse Geschichte» (12.8.54 an E. v. Kahler) von dessen Bestattung wieder vor Augen; mit ihrer Darstellung leitete er den *Schiller-Essay* ein (IX, 870-872). An Goethe, dem Thomas Mann seine drückebergerische Abwesenheit in jener gar umstandslosen Mai- und Modernacht zum Vorwurf machte, interessierte die Schmerzlosigkeit seines Todes, die Unbewusstheit, mit der er in ihn gegangen, die existentielle Stimmigkeit, mit der er seinen eigenen Tod gestorben war. «Er starb jedoch unversehens», hiess es schon 1921 in *Goethe und Tolstoi* (IX, 139). «Die Natur überlistete ihn liebevoll, sozusagen. Er hatte gelitten, er drückte sich bequem in die Ecke seines Sessels, um zu ruhen, zu schlummern, und war hinüber.» Goethe war Thomas Mann auch im März 1955 das naheliegende Exempel für das häufige Vorkommnis, «dass die Todesnot dem Tode selbst in einigem Abstande vorangeht und der Stillstand des Lebens dann ohne Leid ist» (16.3.55 an A.E. Meyer).

Dass er alt geworden und der Tod nahe war, zeigte der Heimgang von Genera-

tionsgenossen, ja Jüngerer. In den letzten Jahren war Verlust über Verlust zu erleiden. Immer wieder Nekrologe; immer nieder «sorgfältige Trauertoilette» (Tb 14.3.50). Thomas Mann wurde ein Überlebender, der auf eine «Galerie Erblichener, Entschwundener, ins Ewige Vorangegangener» (X, 546) zurücksah. 1950 verstarb Heinrich, und Thomas Mann blieb «der Letztausharrende von Fünfen» (Tb 11.3.50). 1952 folgten Alfred Neumann und Emil Oprecht und fehlten dem Weltbild. «Wie willkürlich», rief Thomas Mann Oprecht nach (X, 526), «wie ungerecht waltet doch die Natur über uns, dass sie den Alten dauern lässt und ihn aufspart, den so viel Jüngeren [...] zu Grabe bringt; dass sie diesem [...] die Kraft unterhöhlt und ihn hinstreckt vor der Zeit». Im Frühling 1955 traf die Nachricht vom Tod Martin Gumperts ein. Alfred Polgar wurde, mit Tüchern bedeckt, aus dem Zürcher «Urban»-Hotel getragen. «Einer nach dem anderen», heisst es im Tagebuch (Tb 22. und 25.4.55). «Und wann ich?» «Wann ereilt es mich – noch vor dem Geburtstag? oder bald nachher?» Im April und an Pfingsten 1955 brachte Thomas Mann seine letzten Nachrufe zu Papier, *Zum Tode von Albert Einstein* (X, 549-550) und *Ernst Penzoldt zum Abschied* (X, 546-549). Penzoldt habe ihm aus dem Hospital noch geschrieben, es müsse neulich recht bedenklich um ihn gestanden haben, alle seien so verdächtig nett zu ihm gewesen. «Nun», fügte er an, «auch zu mir sind die Leute jetzt unheimlich nett. Achtzig Jahre sind eine Krankheit zum Tode wie eine andere. Warte nur, balde ...»

Seines hohen Alters ungeachtet, schien und fühlte sich Thomas Mann bis zuletzt rüstig. Als er im Mai 195 5 in Lübeck weilte, fragte ihn ein Reporter vom Nordwestdeutschen Rundfunk geradezu, wie er denn bloss seine Fitness erhalte[1]: «Essen Sie Weizenkeime?» Mitte Juli schrieb er selbst (16.7.55 an H. W. Brann): «Was mich betrifft, so kann ich nur staunen, wie ich es trotz teilweise falscher und unzukömmlicher Lebensführung (Rauchen!) ohne wirklich ernstliche Anfechtungen immer so weiter treibe, mit 80 nicht viel anders als mit 60. Eine gewisse Anfälligkeit für Infektionen ist da, und eine Austrocknung der Schleimhäute im Schlund verleidet mir das Essen, sodass ich magerer geworden bin.» Ja, die Gesundheit war relativ und konnte über die «gewisse Anfälligkeit» nicht hinwegtäuschen, die sich zunehmend bemerkbar machte. Ein Vorbote war vielleicht schon die ekzematöse Gesichtsschwellung, welche Thomas Mann Anfang November 1954 befiel. Im Januar 1955 sodann ereilte ihn eine schwere Virusinfektion, und zwar während eines Ferien- und Kuraufenthalts in Arosa.

> Kaum waren wir einige Tage dort gewesen, als ich unter Schüttelfrost und hohem Fieber von einer Virus-Infektion befallen wurde, die sich zunächst recht böse anliess. Es war ein vollständiger Collaps mit niedrigstem Blutdruck und

grosser Schwäche. Der dortige Arzt dämpfte mit Penicillin das Fieber und behandelte mich schlecht und recht, aber Katja und Erika veranlassten, nachdem ich 8 Tage dort gelegen, die Zuziehung des Chefarztes des Kantons-Hospitals in Chur, der hinaufkam und nach der Untersuchung meine Verbringung in seine Anstalt empfahl, da ich in meinem herabgesetzten Zustande der Höhenluft nicht gewachsen sei. So wurde ich denn per Krankenwagen hinuntergeschafft und verbrachte meine ‚Ferien' im Hospital, appetitlos und schwach, wobei ich viele Blut-Untersuchungen und Röntgen-Aufnahmen über mich hatte zu ergehen lassen, unter anderem auch eine sonderbare, unter Anästhesie vollzogene Entnahme von Knochenmark aus dem Brustbein. Bei alldem kam nicht viel heraus; nur eine auffallend starke Blutsenkung machte den Ärzten Sorge [...]. (9.2.55 an A.E. Meyer)

Mit dem Zug kehrte Thomas Mann am 5. Februar nach Zürich und ins eigene Heim zurück, wo mit Vitamin-Injektionen und herzstärkenden Mitteln die Rekonvaleszenz gefördert wurde. Er erholte sich zwar von der Erkrankung recht gut. Davon unabhängig aber, und ungeachtet der vollkommenen geistigen Präsenz bis zuletzt, begannen sich die Anzeichen körperlichen Verfalls zu häufen. Thomas Mann schritt langsamer und etwas gebeugt. Treppensteigen machte ihm Mühe. Nach einer Lesung stolperte er beim Verlassen der Bühne und konnte nur stockenden Schritts den Ausgang erreichen. In seinem Haus fiel er hin. Wenn er vortrug, rann ihm ein Tropfen Speichel auf der Unterlippe zusammen. Die «rezeptiven Fähigkeiten» (4.1.52 an W. Hallgarten) waren nicht mehr so recht auf der Höhe; die Augen hielten das Lesen nicht lange aus.

Die «Venenentzündung»[2]

Der Sommer versprach einen schönen Aufenthalt: im holländischen Noordwijk aan Zee, wo Thomas Mann schon zweimal seine ozeanische Lust gebüsst hatte. Die erste unbehagliche Kälte wich bald; mit dem 9. Juli wurde es sonnig und warm. Thomas Mann verbrachte nun jeden Vormittag am Strand, schreibend in seiner Hütte No. 42, von der aus er das ruhig rollende Meer überblickte. Das Meer, Ende aller Flüsse, was für ein Erlebnis, was für ein Genuss auch diesmal! Thomas Mann unternahm ausgedehnte Spaziergänge im Sand; immer verlockten die Dünen zum Weitergehen, und dann wurde der Rückweg lang.

Am 18. Juli berichtete er seiner Frau von einem ziehenden Schmerz im linken Bein, der ihm kürzlich «angeflogen» und nun begänne, lästig zu fallen. Mehr als eines der gelegentlichen rheumatischen Ärgernisse war das wohl nicht. Am 20. erschien er leicht verspätet bei Tisch. Er teilte mit, der so alberne wie schmerzhafte Rheumatismus behindere ihn beim Gehen und habe ihm heute das Steigen vom

Strand, über die Dünenhügel und hinauf zum Hotel tatsächlich ein bisschen sauer gemacht.

Katia war dies genug. Obwohl Thomas Mann damit nicht einverstanden war, benachrichtigte sie gleich nach dem Lunch ein Spezialinstitut für Gicht, Arthritis und verwandte Leiden, das ganz in der Nähe seine Dienste anbot. Ein Doktor erschien und sah sich das hochgeschwollene Bein an. Es war doppelt so dick wie das rechte – «aber wer kommt denn darauf, die Dicke seiner Beine zu vergleichen!» (5.8.55 an E. v. Kahler)

Um Rheumatismus, erkannte der Arzt mit einem Blick, handelte es sich hier jedenfalls nicht. Thomas Mann solle sich sofort ins Bett legen, gab er Order, und nicht erheben, bis der namhafte Internist Prof. J. Mulder seine Diagnose gestellt. Der lokale Rheumatologe rief selbst die Leidener Kapazität an und setzte sie ins Bild. Nach Kurzem meldete Mulder sich am Telephon. «Ihr Gatte», sagte er der Ehefrau, «hat eine Thrombose». Katia gab diesen Befund nicht unverändert weiter. So arglos, wie es ihr gegeben war, sprach sie ihrem Mann davon, der Professor befürchte eine «Venenentzündung»; möglicherweise werde er längere Zeit das Bett hüten müssen. Für Thomas Mann war das eine niederschlagende Nachricht. Unbillig hart schien er vom Schicksal angepackt: all seiner Lebtage hatte er nichts mit den Venen zu tun gehabt, und jetzt sollte er daran krank sein, stilliegen, das Meer nicht mehr sehen? Fürs erste wurde die Hotelleitung zur Verschwiegenheit angewiesen; Journalisten wollten ferngehalten werden.

Am nächsten Vormittag erschien Prof. Mulder zu persönlicher Visite. Katia fing ihn vor dem Zimmer ab und bedeutete ihn dahin, es sei psychisch ratsam, auf «Venenentzündung» zu diagnostizieren. Mulder willfahrte ihr, übernahm die wohltätige Lüge und bescheinigte, es handle sich um eine «ziemlich schwere Cirkulationsstörung durch Venenentzündung in der Leistengegend» (Tb 22.7.55). Thomas Mann glaubte der Wissenschaft aufs Wort. Die «Störung» und «Entzündung» ängstigte ihn wenig, und die verordneten Antikoagulantien nahm er gleichmütig ein. Leider aber hatte der Professor auch erklärt, absolute Ruhe und komplette Stillegung des Beins seien dringend geboten, und ausserdem der ambulanzmässige Transport in eine Klinik. Die Enttäuschung darüber, dass seine «Ferien» am geliebten Meer so abrupt beendet wurden – sie war es, die Thomas Mann naheging, nicht die «so überraschende», «in ihren Formen und Forderungen völlig unvertraute Krankheit» an sich. «Dauer ihrer Behandlung bis zu 6 Wochen!» rief er aus. «So schade um den Aufenthalt hier, die Arbeitsstunden in der Hütte!» So schade auch um das Ständchen, das die Schorndorfer Stadtkapelle Ende Monat in Kilchberg bringen wollte! Nennenswerte Schmerzen litt er nicht; es verdross ihn bloss die auferlegte Unselbständigkeit.

Eine kleine Gruppe von Verwandten und Freunden nahm Thomas Mann am

Nachmittag des 23. auf dem Flughafen Kloten in Empfang. Golo Mann war da, Emmie Oprecht, der Thomas Mann-Bibliograph Klaus Jonas und seine Frau. Thomas Mann, der den glimpflich verlaufenen Flug liegend hatte antreten müssen, wurde auf der Bahre aus der S wissair-Maschine getragen und per Krankenwagen im Zürcher Kantonsspital eingeliefert, einem von Rotbuchen umstandenen Gebäudekomplex oben bei der Universität. Er kam in die Privatabteilung von Professor Wilhelm Löffler (1887-1972), der seit bald zwei Jahrzehnten der Medizinischen Klinik des Kantonsspitals vorstand und unter anderem auch Emil Oprecht behandelt hatte. Eine geistreiche und auch literarisch bewanderte Persönlichkeit; bei ihm war der Patient, wie jedermann versicherte, vorzüglich aufgehoben. Thomas Mann nannte ihn eine «sympathische Berühmtheit, etwas Primadonna, aber angenehm» (Tb 29.7.55); «sonnigen Wesens», überlasse er es seinem Oberarzt, «den Optimismus, den er ausstrahlt, vernichtend zu korrigieren» (5.8.55 an E.v. Kahler). Es handelte sich um den Walliser Dr. André-Ferdinand Essellier. Daneben oblag seine besondere Betreuung einem Assistenzarzt sowie mehreren Schwestern. Ihre Pflege und regelrechte Behandlung des geschwollenen Beines war akkurat und gewissenhaft; man therapierte Wickel mit Alkohol und essigsaurer Tonerde, injizierte Penicillin und gab Antikoagulantien. Mehrmals wurden Mund und Schlund gepinselt.

Die durch die unbedingte Ruhe erzwungene fast völlige Immobilität blieb; einzig am Nachmittag durfte Thomas Mann ein Viertelstündchen auf dem Bettrand sitzen und gelegentlich von dort zum Lehnstuhl hinüberwechseln. Wiewohl schmerzfrei, waren die Nächte sehr schwierig, die Morgen zu erharren. Oft befiel ihn grosse Niedergeschlagenheit, die noch grösser gewesen wäre, hätte nicht Katia die ganze Zeit, neun Stunden jeden Tag, bei ihm gesessen und ihn mit dem versorgt, woran es die Spitalkost etwa fehlen liess. Da sein Mund wund und der Hals entzündet, war freilich das Essen und Schlucken mühselig. Ohnehin blieb sein Appetit gering. Auch rauchte er kaum. Schlecht sah er aber nicht aus, mit seinem sonnengebräunten Gesicht vielmehr vital, und Besucher nahmen eher günstige Eindrücke mit.

In den ersten zwei Wochen nach der Hospitalisierung machte er zudem erstaunliche Fortschritte. Seine Natur reagierte aussergewöhnlich gut auf die Behandlung, und bald konstatierten die Ärzte, gegenüber der Norm seien «wir» im Heilprozess um Tage voraus. Amerikanische Zeitungen titelten Anfang August: «Thomas Mann Better». Die Untersuchungen, die man vornahm, ergaben nichts irgend Beängstigendes. Fast täglich ging die Schwellung im Bein etwas zurück, und schon war von Aufstehen und kleinen Spaziergängen auf dem Korridor die Rede. Thomas Mann wartete ungeduldig und der ewigen Bettwärme überdrüssig darauf, wie überhaupt auf die Heilung und Heimkehr.

Warum dann aber erkundigte er sich bei den Seinen nicht, was zu Hause so ge-

schah? Erika schuf eben dies Angst, dass er «nicht *fragte,* – weder nach dem Fortschreiten des Neubaus unter unseren Parterrefenstern, noch nach [dem Pudel] Nico, noch nach den kleinen Ergänzungen und Verbesserungen, die, wie er wusste, derweil vorgenommen worden waren in seinem geliebten Haus»[3]. Dachte er doch zeitweise die Undenkbarkeit, nicht mehr zurückzukehren? In einem Brief erlaubte sich Thomas Mann das Wortspiel, er «komme nun hier um – ich weiss nicht wieviele Wochen normalen und aufrechten Lebens ...» (30.7.55 an Th. W. Adorno). Am 29. Juli schrieb er ins Tagebuch: «Lasse mir's im Unklaren, wie lange dies Dasein währen wird. Langsam wird es sich lichten.» Er schloss mit «Verdauungssorgen und Plagen». Es wurde dies der letzte Tagebucheintrag; und «Plagen» also sein letztes diaristisches Wort überhaupt.

Weiterhin aber schrieb er Briefe, in denen er von seinem Ergehen erzählte und Pressemeldungen berichtigte. Überall hob er seine Fortschritte im «Hauptleiden» hervor und klagte über die «Neben-Quälereien», die «nie erprobten» und «unangenehmen Implikationen, von denen ich anstandshalber nur die verschiedenen hitzig juckenden Ekzeme nenne, die ich mir durch die ewige Bettwärme zuziehe, besonders an den Füssen, die immer mit einer weissen Menthol-Schüttelmixtur bemalt werden müssen» (9.8.55 an Farn. Michael Mann). Der so notwendigen Geduld sei dies nicht zuträglich. Langwierigkeit aber liege in der Natur der Sache. Er habe, schätzte er am 7. August, wohl mindestens noch vierzehn Spitaltage vor sich.

Lange Tage. Etwas Abwechslung boten die Besucher. Nebst der Familie fanden sich Erich Katzenstein und Richard Schweizer im Zimmer 111 ein. Martin Flinker, der sich noch am 10. August melden liess, wurde mit einem «Au revoir à Paris» verabschiedet[4]. Die übrige Zeit vertrieb sich der Patient damit, Spatzen zu futtern, die sich durch das grosse Fenster und in die Nähe trauten. Georges Motschan brachte ein Grammophon in die Klinik und Katia eine kleine Auswahl seiner Lieblingsplatten, so dass er sich nachmittags Musik vorspielen lassen konnte. Er wählte meist Mozart, in kleinen Dosen – nach einer knappen halben Stunde war *finis musicae,* und er sagte «'habt'». Lieber noch *las* Thomas Mann über den Komponisten, in Alfred Einsteins Biographie[5]. Dort wird auch der berühmte Brief vom 4. April 1787 zitiert, in dem Mozart den Tod «diesen wahren, besten Freund des Menschen» heisst, dessen Bild «nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstliches». Thomas Mann fuhr an der Stelle mit dem Stift hinunter und wieder hinauf.

Das Ende

Am 10. August berichtete er von dem «trüben Intermezzo» auch Lavinia Mazzucchetti, seiner Italienisch-Übersetzerin.

Mein Kopf ist leer, mein Magen schwer, alsob ich viel zu viel gegessen hätte, wo es doch beinahe nichts ist, was ich esse. Aber diese Schwächen sowie die juckenden Ekzeme, die ich mir durch die ewige Bettwärme zuziehe, sind nur Nebenerscheinungen des Haupt-Übels, der Stauung im Bein, die in steter *Besserung* begriffen ist, sodass die Hoffnung auf Rückkehr zu einem normalen Dasein näher rückt. Nachmittags darf ich schon eine Stunde aufrecht im Lehnstuhl sitzen, man verspricht mir, dass ich in ein paar Tagen schon ein bisschen auf dem Korridor werde lustwandeln dürfen, und wenn ich gar erst hinunter in den Garten darf, so bin ich schon so gut wie zu Hause.

Es wurde dies der letzte Brief, ja die letzte Handschrift überhaupt, die von Thomas Mann existiert; knapp zwei Tage, nachdem er die Feder niedergelegt, kam das Ende.

Die Besserung nämlich war nur eine scheinbare, so wie die «Venenentzündung» oder vielmehr die Thrombose nicht primärer Natur und nur scheinbar das «Haupt-Übel» war (wie Thomas Mann Leverkühn nachgesprochen hatte). Hinter ihr war eine noch ernstere Krankheit fatal am Werke. Während die Schwellung des linken Beins zurückging, stagnierte, ja verschlimmerte sich im Laufe des Klinikaufenthaltes der Gesamtzustand. Mit ansteigenden Augusttagen fand man den Patienten zunehmend verändert. Seine völlige Appetitlosigkeit liess ihn sichtbar abmagern. Die ursprüngliche Sonnengebräuntheit wich einer beängstigenden Blässe. Seine graugrünen Augen, die gross und plötzlich blau und blauer schienen, taten Fragen, *eine* Frage vor allem, anders von ihm nicht zu stellen. Hatte sich ihm sein Schicksal doch mitgeteilt? Aber die Frage, die sein Blick trug, erwog Thomas Mann bei sich selbst wohl nicht. Er erkannte nicht den dunklen Engel und besten Freund des Menschen, der so tief sich schon über ihn neigte.

Am Dienstag, den 9. August, schwächte ihn eine Magenverstimmung, von der er sich folgenden Tags schlecht und recht erholte. Den 11. abends gab er indes erneut zu schlimmen Befürchtungen Anlass. Er sass im Lehnstuhl (hätte an diesem Tag zum ersten Mal auf dem Korridor spazieren dürfen), als er ganz unerwartet und unerklärlich einen kleinen Schwächeanfall, eine Art kurzer Ohnmacht erlitt. Schleunig musste er ins Bett zurückgehoben werden und befand sich äusserst schwach. Puls und Blutdruck normalisierten sich dann aber rasch wieder, es gelang ihm einzuschlafen, worauf Katia, der man versicherte, sie könne unbesorgt nach Hause fahren, die Klinik verliess.

Am nächsten Morgen – man schrieb Freitag, den 12. August 1955 – rief sie wie immer dort an und erkundigte sich nach dem Verlauf der Nacht. Ein besonderer Grund zur Beunruhigung lag nicht vor. Immerhin sagte die Schwester, der Patient habe die Nacht nicht gut verbracht, er fühle sich schwach, weshalb denn heute sie und nicht er persönlich Auskunft erteile. Als Katia eine Stunde später, um halb neun

Uhr, im Spital eintraf, hatte Thomas Mann soeben zum zweiten Mal und diesmal ganz schwer kollabiert. Der Blutdruck war unter das überhaupt Messbare gesunken, und wären nicht Ober- und Assistenzarzt unverzüglich zur Stelle gewesen, der völlige Zusammenbruch hätte das schnelle Ende herbeigeführt. Die Doktoren aber setzten alle erdenkbaren Mittel ihrer Wissenschaft ein, um dieses Ende abzuwenden, künstlich hinauszuschieben: zahllose stimulierende Injektionen, tropfenweise Zufuhr von Kraftlösungen ins Blut, zwei Bluttransfusionen. Es half, und half nicht. Der Leidende wurde zwar leidlich ins Leben zurückgerufen, aber er stellte sich nicht wieder her. Sein Zustand konnte selbst vorübergehend nicht gehoben, dem Abbau der Kräfte nicht Einhalt geboten werden. Die ärztliche Kunst versagte; der stärksten Anwendung folgte keinerlei Reaktion. Der Blutdruck blieb unnachweisbar.

Bei alldem verlor Thomas Mann das Bewusstsein nicht. Wie diese Krankheit überhaupt ohne eigentliche Schmerzen verlaufen war, litt er auch jetzt nicht sonderlich, fühlte sich nur einfach übel und unendlich schwach, so durchaus reduziert immerhin, dass er kaum begreifen konnte, wie ihm geschah. Das Leben blieb ganz ohne Grund zum Argwohn, der Meister im Schildern von Trauerfällen und letalen Ausgängen schaue ihm über die Schulter und beobachte die Kunstfertigkeit, mit der es ihn zu Tode bringe. Er schien, wie aus jeder Äusserung hervorging, um seinen Zustand nicht zu wissen. Er kommentierte bloss seine Schwäche; sehr gelegentlich fragte er, die Augen geschlossen, einer Vorkehrung nach. Im Übrigen schien es ihm nicht unlieb, dass zwei Ärzte und eine Reihe von Schwestern sich ununterbrochen an ihm zu schaffen machten.

Um drei Uhr trat Erika ein. Obwohl sie auf Arges gefasst war, verschlug ihr sein Anblick den Atem, so unsäglich war sein Gesicht verändert. Ich bin's, sagte sie. Thomas Mann öffnete nicht die Augen. «Ich kann mich», brachte er mühsam hervor, «auf Besuch jetzt nicht einlassen, – ich bin sehr schwach». Es war das letzte, was er zu der Tochter sagte. Am Abend blieb sie, wie auch Golo, auf dem Korridor; sie wollten nicht den Eindruck erwecken, ein Abschied stehe bevor.

Gegen vier Uhr setzte Atemnot ein. Thomas Mann bekam Sauerstoff, was schnell erleichterte; um halb fünf wurde der Apparat mit dem belebenden Gas wieder aus dem Zimmer gerollt. Als sich die Anfälle aber zweimal wiederholten, wurde den Ärzten deutlich, dass medizinisch nichts mehr zu hoffen war. Der Oberarzt war menschlich genug, zwischen halb sechs und halb sieben mehrere lindernde Morphium-Injektionen zu verabfolgen. Thomas Mann wurde ruhig und schläfrig und konnte ohne Sauerstoffgaben atmen. Er begann, in nach wie vor druckreifen Sätzen, zu scherzen, Französisch und Englisch mit dem Walliser Arzt zu sprechen, und verlangte dies auch von Katia. Sein letzter Wille vor dem Einschlafen galt der Brille, die er beim Erwachen zur Hand haben wollte, um lesen zu können; als er sie hatte,

schloss er die Augen und schlummerte zufrieden und entspannt ein. Katia meldete dies Erika und Golo, die daraufhin durch den Regen heimkehrten.

Etwa eine Stunde später, kurz nach acht Uhr abends, hörte Thomas Manns Herz zu schlagen auf. Schlafend ging er hinüber, ganz ohne Todeskampf und ohne dass Katia, welche die Ärzte mit ihm allein gelassen hatten, den Augenblick überhaupt hätte erkennen können. Still lag er da und bewegte nicht den ruhenden Körper. Katia wandte er sein «Musikgesicht» zu, die friedliche Miene, mit der er tief aufmerksam dem Vertrautesten nachhorchte und sich einlauschte in seine Faktur. Wie seine Brüder Victor und Heinrich und wie es ihm die Astrologen vorausgesagt hatten, war Thomas Mann, liebevoll überlistet, gnädig betrogen, eines leisen und leichten und letztlich royalen Todes gestorben, als das Sonntagskind, das er, selbst unter den Unbilden der Zeit, im Leben gewesen war.

Woher aber, bei scheinbar so gutem Genesungsverlauf, dieser Zusammenbruch? Welches der – mit den gegebenen Mitteln kaum diagnostizierbare – eigentliche Grund? Erst die Obduktion, zu der die Familie ihr Einverständnis gab, brachte Aufschluss. Sie erklärte, weshalb von vornherein, nicht nur vom Augenblick des Kollapses an, Heilmassnahmen zur Unwirksamkeit verurteilt waren, weshalb es ausserhalb medizinischer Möglichkeiten gelegen hatte, der Krankheit vorzubeugen. Die entzündlichen Veränderungen der Venen, Thrombophlebitis, die scheinbar ohne Ursache aufgetreten waren, befanden sich zwar, wie die Ärzte angenommen hatten, in Ausheilung. Die Ursache der Thrombose lag aber in der schweren Verkalkung der grossen Beinarterien. An einer Stelle der Arterienwand, die normalerweise der Vene dicht anliegt, war die sehr brüchig gewordene Arterienwand durchgescheuert. Dieser Prozess hatte auf die Venen übergegriffen und die Thrombose verursacht. Die poröse Wand liess zunächst wohl sehr wenig, dann immer mehr Blut durch, bis schliesslich ein kleiner Riss in der Arterie entstand. Durch das Aneurysma, eine reiskornkleine Öffnung, perforierte das Blut in das umgebende Gewebe, wodurch langsam die Nerven und besonders die Geflechte des Sympathicus ausser Funktion gesetzt wurden. Dieser Vorgang hatte sich im Laufe von Stunden entwickelt und war wohl noch nicht abgeschlossen bei Eintritt des Todes. Er ging schmerzlos vor sich, weil an der Stelle der Öffnung keine Empfindungsfasern verliefen; im Grunde kam diese Einwirkung einer Ausschaltung des sympathischen Systems gleich. In dem Brief an die Hinterbliebenen, in welchem Professor Löffler diese Resultate mitteilte, würdigte er das Verhalten von Thomas Manns Physis als das glücklichste, was man sich im hohen Alter wünschen könne. Denn die Grundkrankheit, die das katastrophale Ereignis herbeigeführt und gewiss schon den Kreislaufkollaps in Arosa bewirkt hatte, die Sklerose der Arteria femoralis und auch der übrigen Äste, war in ganz ungewöhnlich hohem Masse entwickelt; sie hatte – signi-

fikanter Befund – nur die Arterien des Gehirns verschont. Einer der obduzierenden Ärzte bekannte frei, dass er noch nie jemanden gesehen habe, der so hochgradig verkalkt gewesen sei.

Niemand in Thomas Manns Familie hatte an ein derartiges Leiden gedacht. Die Krankheitsgeschichte der Eltern gab keine Anhaltspunkte. Äussere Faktoren mochten die altersbedingte Abnutzung der Gefässe sein und dass Thomas Mann zeitlebens ein unbeirrbarer Freund feiner Zigarren gewesen war. Dass aber die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Monate sein Leben verkürzt hätten, konnte ausgeschlossen werden, was zu erfahren der Witwe von grosser Wichtigkeit war. Nichts, was sie «geduldet» hatte, weder die beschwerliche Rückkehr nach Europa noch die vielgliedrige Kette der nachfolgenden Feiern, nichts von dem hatte eine Rolle gespielt. Vielmehr war einfach die Uhr abgelaufen, und es gab kein Rettendes, das, nach Regel und Mechanik des Trauerspiels, zu spät gekommen wäre. Thomas Manns Leben, versicherten die Ärzte vielmehr, hatte seit Langem an einem Haar gehangen, und umgekehrt musste man sich im Nachhinein mehr als wundern, wie es ihm überhaupt möglich gewesen war, alle die Jubeljahrsstrapazen zu bestehen.

Noch dieselbe Nacht empfing eine respektvoll erschütterte Welt die unerwartete Nachricht von seinem Tode. Die führenden Blätter Europas gaben sie am Samstag schon im Aushang weiter und widmeten dem Dichter Nachrufe, in denen sein Europäertum, seine schöpferische Sprachbegabung, seine Gegnerschaft gegen den Nazismus und die Tatsache hervorgehoben wurden, dass er trotz äusserer Trennung vom deutschen Sprachraum stets ein im tiefsten Sinne deutscher Dichter gewesen war. Auch die Schweizer Zeitungen würdigten Thomas Mann als grossen Dichter und Menschen. «Die Weltwoche» stellte wehmütig fest, dass Felix Krulls Memoiren immer die vielversprechende I tragen würden, ohne dass ihr je die mit Ungeduld erwartete II nachfolgen werde.

Politik und Kultur, von den auswärtigen und hiesigen Freunden zu schweigen, nahmen bewegten Anteil am Schmerz der Hinterbliebenen. Beileidstelegramme und -briefe liefen ein in solchen Büscheln, dass die Post sie kaum bewältigen konnte. Von offizieller westdeutscher Seite kondolierten unter anderem Bundespräsident Theodor Heuss und Bundeskanzler Konrad Adenauer. Aus der Deutschen Demokratischen Republik trafen, nebst andern, Trauertelegramme ein von ihrem Präsidenten Wilhelm Pieck und dem Ministerpräsidenten Otto Grotewohl.

Für die Eidgenossenschaft telegraphierte Bundesrat Philipp Etter. Die Schweizer, sagte er, empfänden es als hohe Ehre, dass ihr Land dem Verstorbenen zweite Heimat habe werden dürfen. Auch der Regierungsrat des Kantons Zürich liess sich vernehmen: Das Zürcher Volk sei Thomas Mann dankbar, dass er sich in schwerer Zeit mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Erhaltung der Humanität und der Ach-

tung des Geistes eingesetzt habe. Der Regierungsrat habe mit grosser Freude festgestellt, wie in den letzten Jahrzehnten dem Dichter die Ufer des Zürichsees zu einer neuen Stätte des Wirkens geworden seien und wie er sich mit unserer Landschaft verbunden gefühlt habe. Er und das Zürcher Volk würden dem grossen Dichter ein dankbares Andenken bewahren. Der Zürcher Stadtpräsident Emil Landolt, der sich zudem persönlich an die Trauerfamilie wandte, teilte namens des Stadtrats mit, es erfülle diesen mit besonderer Genugtuung, dass Thomas Mann seit Jahrzehnten in regen Beziehungen mit der Stadt Zürich gestanden und für ihren geistigen Bannkreis eine gewisse Vorliebe und Sympathie empfunden habe.

Auch die Reaktion vieler Privater auf die Nachricht von Thomas Manns Tod ist überliefert. Da und dort sank eine Fahne auf Halbmast. Ein Lehrer im Kanton Aargau teilte das Ereignis seiner Klasse mit und versuchte ihr die Bedeutung dieses Dichters zu erklären[6]; denn ein solcher starb in der Schweiz noch selten.

Die Beerdigung

Gebettet in einen schwarzen, mit Satin ausgeschlagenen Sarg, wurde der Verstorbene am Montag, den 15. August, gegen zehn Uhr morgens, in der Pathologischen Klinik an der Sternwartstrasse 4 aufgebahrt und öffentlich zur Schau gestellt. Seine Hände waren mit dem schönen Geburtstags-Siegelring geschmückt, dessen Turmalinstein dunkel leuchtete; der Ring sollte ihm mit ins Grab gegeben werden. Kurze Zeit noch stand Freunden und Verehrern die Gelegenheit offen, den toten Dichter, sein strenges, wächsern verfremdetes Antlitz, von dem man eine einzige, broncene Totenmaske abgenommen hatte, ein letztes Mal zu sehen. Es herrschte starker Zudrang.

Die Stadt Zürich anerbot sich, für die Beisetzung eine ihrer grossen Kirchen zur Verfügung zu stellen. Thomas Mann selbst aber hatte zu Lebzeiten den Wunsch geäussert, dort beerdigt zu werden, wo er seinen Lebensabend verbrachte.[7] Auch sollte der lichtlose Weg einfach begangen werden, ohne Ehrenpomp, nicht als grosse Leidesergötzung, nicht als Staatsakt. In seinem Sinn sprach sich daher die Familie für eine Beerdigung in Kilchberg aus, obgleich zu erwarten war, dass das kleine Gotteshaus von 1444, errichtet auf dem Gemäuer einer frühem, von zuchtlosen Haufen zerstörten und eingeäscherten Kirche, die Zahl der Trauergäste kaum fassen würde.

Der Kilchberger Gemeinderat kam sogleich zu einer Sondersitzung zusammen. Die Organisation der Beerdigung wurde dem Präsidenten übertragen. Sodann wurde ein Kondolenzschreiben aufgesetzt und ein Kranz mit Schleife in Auftrag gegeben. Das dritte und Haupttraktandum, ein Ehrengrab, gab lange zu diskutieren. Thomas Mann war – oder galt doch als – ein Deutscher! Schliesslich brachte der Präsident

das Anliegen aber durch. Einstimmig wurde das Ehrengrab beschlossen und der Beschluss, der nicht ohne einige Kritik in der Gemeinde blieb, gleich in das Kondolenzschreiben aufgenommen. «Wir ehren», heisst es darin, «den grossen Toten durch die Übberlassung seiner letzten Ruhestätte auf unserem Friedhof». Die Gemeinde verpflichtete sich, das geschenkte Stück Gotteserde auf alle Zeiten zu erhalten.

Das Ereignis brachte dem sepulkral unerfahrenen Gemeindepräsidenten turbulente Tage. Glücklicherweise wurde er unterstützt durch den in der Organisation grosser Beerdigungen versierten Stadtzürcher Friedhofsvorsteher, den Emil Landolt grosszügig zur Verfügung stellte. Ein heikles Problemfeld zum Beispiel spannten die Kränze. Gut bestellt war es hier um die Kranzständer: sie brachte der Zürcher Stadtbestatter mit, gross und in genügender Zahl, um den tiefgrünen, mit schwarzroten Rosen dicht bestickten Kranz der Familie und das halbe Hundert weiterer Gebinde aufzunehmen. Sie stammten von Staatsoberhäuptern, Gesandten, Ministern, Städten und Stadtpräsidenten, Gemeinderäten, Akademien, Theatern, Rundfunk- und Filmanstalten, Verlagen, Verbänden, Vereinen, Gesellschaften und Kreisen; und eine Vielzahl schliesslich von Getreuen.

Die meist prachtvollen Kranzspenden wurden, einer Anweisung aus Bern folgend, mit Bedacht und Diplomatie im Chor der Kirche, in der Gegend des Taufsteins plaziert. Ungefähr in die Mitte all der kaum überblickbaren Fülle wurde der Kranz von Bundespräsident Heuss positioniert; jener des Schweizer Bundesrats hingegen schon etwas zurückversetzt. Einige Kränze überdeckten auch den im nahen Totenhäuschen aufgestellten Sarg. Leider vergass man – aber hätte man daran denken müssen? –, ihnen nach der Beerdigung eine Wache beizugeben. So konnte es geschehen und blieb ungesühnt, dass nächtlicherweile eine Vielzahl der Schleifen abgeschnitten warden. Ein Glück, hatte der Kilchberger Friedhofsvorsteher rechtzeitig ein Verzeichnis aufgenommen und den Text der Schleifen in genauem Wortlaut für immer gesichert. «In Dankbarkeit», stand schlicht darauf, «Thomas Mann in Verehrung» gleich des Öftern, und weiter etwa: «Dem Meister der Sprache»; «Dem grossen Welt- Bürger»; «Dem grossen Dichter und Freund Kilchbergs»; «Dem geliebten grossen Freunde Thomas Mann in treuestem Gedenken». Diese letztgenannte Aufschrift wurde dem Sprachgefühl des Bedachten besser gerecht: denn «‚Dem lieben unvergesslichen Freund' ohne e», hatte dieser gelegentlich einer eigenen Kranzbestellung notiert, «ist unbefriedigend» (Tb 4.10.52).

Gross prangten die auf roten Schleifen goldgedruckten Inschriften ostdeutscher Provenienz. Präsident Pieck hatte schreiben lassen: «Thomas Mann, dem unsterblichen Dichter der Deutschen Nation». Das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands sprach von «Thomas Mann, dem Dichter des Friedens und eines wahrhaft demokratischen Deutschlands».

Johannes R. Becher, der Minister für Kultur und Akademiepräsident, liess sogar notieren: «Dem grössten deutschen Dichter des Jahrhunderts, unserem unvergesslichen Thomas Mann».

Die Kränze, mit denen die Delegation aus der Sowjetzone anrückte, bedeuteten eine Provokation und eine Kalamität. Abgesehen davon, dass sie am 16. August, dem Beerdigungstag, zu spät eintrafen, waren sie problematisch ob ihrer Ausmasse. Es handelte sich nämlich um Riesenkränze von Nelken, Gladiolen und Dahlien, deren Durchmesser jenen der Mittelräder einer alten Schnellzuglokomotive noch zu übertreffen schien. Mit einem Spezialwagen wurden sie hergefahren, und die sie die Treppe hoch trugen, waren ihrer zu dritt. Nicht bedacht worden war offensichtlich, ihre Dimensionen in ein angemessenes Verhältnis zu jener der Kirchenpforte zu bringen. Denn durch die nicht allzu hohe Türe wollten die ostzonalen Wagenräder partout nicht hineingehen, es sei denn mit Zwängerei in der Diagonale. Es gab über diesen Punkt eine nicht ganz geräuschlose Auseinandersetzung zwischen dem Beerdigungsordner und dem DDR-Lyriker Stefan Hermlin, der während des zweiten Weltkriegs in Zürich gelebt hatte und mit der hiesigen Mentalität vertraut sein musste. Hermlin behauptete, wenn man den Kranz ein wenig zusammendrückte oder schiefhielte, liesse sich die Passage schon bewerkstelligen. Bald musste er aber einsehen, dass kein Weg, wo schon kein Wille war. Denn soviel stand den Schweizern fest: die Kränze mit Sichel und Hammer durften nicht in die Kirche, sie hätten dort ungebührlich dominiert. Man liess sie also, wo sie schon waren, am Portal, links und rechts vor dem Eingang.

Als nicht minder delikat boten sich die Schwierigkeiten dar im Zusammenhang mit der Plazierung der Trauergäste. Entgegen kam hier in gewisser Weise, wer nicht kam, wie Adenauer, der seine Absenz mit einem schönen Entschuldigungsbrief entgalt. Bedauern bereitete das Fortbleiben von Theodor Heuss, den die Familie, da er sich im nahen Lörrach aufhielt, in der Trauergemeinde gern gesehen hätte. Ihn vertraten der Deutsche Gesandte in Bern, Friedrich Holzapfel, und der Deutsche Generalkonsul in Zürich, Walter Zimmermann. Etwas Verwunderung erregte die Tatsache, dass kein Repräsentant des Schweizerischen Bundesrats persönlich erschienen war, hatte man doch mit Bundesrat Etter vom Departement des Innern gerechnet. Weder Vertreter der westdeutschen Akademien wurden bemerkt noch ein Repräsentant der Ritterschaft des Ordens pour le mérite, in dessen friedfertige Reihen Thomas Mann vor Kurzem erst gewählt worden war. Abwesend blieben schliesslich die studentischen Korporationen.

Die Zürcher Kantonsregierung – und damit zu den Anwesenden – vertraten deren Präsident, Regierungsrat Franz Egger, und sein Kollege Rudolf Meier; die Stadt Zürich Stadtpräsident Emil Landolt. Sodann waren die sieben Gemeinderäte von Kilchberg *in corpore* zugegen. In sehr wirkungsvoller Aufmachung fand sich die

Kompanie aus der deutschen Ostzone ein. Die Spitze bildete Johannes R. Becher, der kahle Kultusminister, der am Tage der Beerdigung alle seinem Ministerium nachgeordneten Institutionen die Fahnen auf Halbmast setzen liess. Becher wurde begleitet von Professor J. Hämel. Der Rektor der Schiller-Universität in Jena, der drei Monate zuvor dem Verewigten den Ehrendoktor verliehen hatte, erschien im gravitätischen akademischen Ornat; die violette Amtstracht und die umgehängte Goldkette hob sich von dem traditionellen Schwarz augenfällig ab. Zur Feier hergereist war schliesslich, wie schon dargetan, der Literat Hermlin.

Sie alle wollten in eine Sitzordnung gebracht werden. Die ostdeutschen Repräsentanten wünschten in der ersten Reihe ihren Platz zu bekommen, wogegen sich der westdeutsche Gesandte, der davon erfuhr, telefonisch verwahrte. Man setzte schliesslich zuvorderst die Vertreter des Regierungsrates des Kantons Zürich; dahinter, auf gleicher Höhe, rechts und links, die BRD- und die DDR-Delegation. (Diese Plazierung, wie auch jene der Kränze, zog für die rührige Gemeinde eine offizielle Beschwerde der DDR nach sich.)

Etwas in den Schatten der politischen Würdenträger gedrängt wurde die anwesende Presse- und Literaturprominenz, von der sich Siegfried Trebitsch, der betagte Freund, sofort eine Liste anfertigte. Zahlreiche Verleger waren da, viele Schriftsteller – Max Frisch, Werner Bergengruen –, Vertreter des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes und des Zürcher Schriftstellervereins.

Der Tag der Bestattung, als hätten freundliche Götter die Regengüsse angehalten, die seit Monaten über Zürich niedergingen, war ein prächtiger Spätsommertag. Eine milde Sonne strahlte aus weitem, leicht verschleiertem hellblauen Himmel, liess Kilchberg in bereits herbstlichem Licht leuchten, verklärte die Hügel am Zürichsee und die parkartig schöne Landschaft, die den Kirchhof oben auf der Höhe des Zimmerbergs anmutig umrahmte. Baumgruppen da und dort, deren sattem Grün ein erstes Braun zugewachsen war, die glimmernde Senke des graublauen Sees, die wohlgepflegten Wiesen und Äcker, alles trug dazu bei, diese Landschaft als wie aus dem neunzehnten Jahrhundert erscheinen zu lassen und das so idyllisch in ihr aufgehobene altehrwürdige protestantische Kirchlein als Inbegriff zeitloser Ruhe.

Eine Viertelstunde vor zwei Uhr begann es, begann Kilchberg zu läuten. Verwunderte Zuschauer, standen die Kinder des Dorfes bei den Hecken vor dem Eingang und sahen dem stillen Aufzug zu, den die Senatoren, Gesandten, Räte darboten, die Dichter, Gelehrten, Verleger und einfachen Freunde. Es war eine gar zahlreiche Trauergesellschaft, die dem Entschlafenen das letzte Geleit gab. Die Bänke des hell renovierten, in seinen Formen klaren und kargen, nur durch eine Deckenstukkatur seine Strenge etwas lockernden Gotteshauses füllten sich bald. Wer keinen Einlass fand, verharrte in Schweigen an den Mauern des Friedhofs: Trauern-

de, Neugierige, Reporter, Ansässige und Literaturfreunde aus allen Richtungen der Welt. Die Polizei hatte Mühe, den Eingang freizuhalten für die Hinterbliebenen, die im letzten Augenblick erschienen. Keines der noch lebenden Kinder fehlte, auch kein Enkelkind. Der Familie war es im Aufbruch von zu Hause kaum gelungen, ihre Gemütsbewegungen unter Kontrolle zu halten. Katia hatte, was vorher nie geschah und nie danach, weinen müssen, und so auch Michael. Golo hatte Erika bitten müssen, ihm eine Morphiumspritze zu geben, da harmlosere Beruhigungsmittel nicht halfen.[8]

Gegen zwei Uhr fiel aus dem Glockenschwall im Turm eine Stimme nach der andern heraus, bis nur noch der leichteste Klöppel einigen Laut schlug. Als es Zeit war, verstummte auch er. Feierliche Lautlosigkeit herrschte in der Kirche, vom Schrittgeräusch der zuletzt Eintretenden durchwirkt. Dann wurde die Orgel gespielt, ehe der Pfarrer von Kilchberg die Kanzel betrat, Eduard Schweingruber, ein Mann von sechsundfünfzig Jahren und klaren Zügen, und zu sprechen begann. Seine Rede war trocken und unsentimental bis fast zur Härte, was vielfachen Tadel gegen sie aufrufen sollte, aber sie war männlichgläubig, durchaus dem Geist der christlichen Humanität verpflichtet, und da Thomas Mann ein protestantisches Begräbnis sich erbeten hatte, so war dieser Teil des Trauerakts in die denkbar besten Hände gelegt. Der Kirchenmann stellte die Feier unter das Wort des 90. Psalms: «Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.» Dass Mühe und Arbeit die Köstlichkeiten eines Daseins ausmachen – was war im Gedanken an das Ethos des Abgeschiednen Treffenderes zu sagen als dies? Anschliessend an die Bibelstelle nannte der Kleriker, selbst schriftstellerisch ambitioniert und ein Verehrer des Betrauerten, dessen wichtigste Lebensdaten.

Es folgte ruhige Musik. Innigschön spielte das Martha Stierli-Quartett aus Beethovens B-Dur-Streichquartett op. 130 den langsamen fünften Satz, die ergreifende Cavatina, bevor der zürcherische Bariton Heinz Rehfuss unter Begleitung von Victor Schlatter, Organist am Zürcher Grossmünster, aus den *Vier ernsten Gesängen* von Brahms, die Thomas Mann ebenfalls besonders geliebt hatte, schön und feierlich das Lied *0 Tod, wie bitter bist du!* sang.

Die Auszeichnung, den weltlichen Teil der Grabrede halten zu dürfen, widerfuhr keiner bekannten Grösse. Aus den vielen, die sich hatten zu Wort melden wollen, war Richard Schweizer berufen worden. Ihn legitimierte nicht ein repräsentatives Staatsamt, nicht ein bedeutendes schriftstellerisches Werk, nicht eine überragende rhetorische Gabe. Ihn legitimierte die langjährige Freundschaft mit Thomas Mann und seiner Familie. Und Schweizer, unvermutet, mit erschwerender Plötzlichkeit vor das Forum der ganzen kultivierten Welt gestellt, bestand in Ehren und mit Haltung. In seiner eher kurzen Ansprache, während der er in der Linken ein Rasiermesser

umfasst hielt, um seiner Emotionen Herr zu bleiben, redete Schweizer auf würdige Weise gegen das Nichts an. Mit freimütiger Schlichtheit zeichnete er Thomas Manns Krankheit zum Tode nach. Wir nehmen, sprach er tröstlich, nur von dem Abschied, was sterblich ist.

Unter Orgelklängen trat man, nachdem der Pfarrer die Gedächtnisstunde geschlossen, aus dem Schatten in die warme Augustsonne. Von den Unzähligen gefolgt, die nicht in der Kirche Platz gefunden hatten, wanderte die Trauergesellschaft hinab zum Grab. Die Familie hielt sich einige Schritte hinter dem Seelenhirt. Elisabeth, unterwegs von Golo abgelöst, und Erika nahmen die schwarz verschleierte Mutter in die Mitte und stützten sie. In respektvollem Abstand zum Trauerkondukt säumten einzelne Zuschauer den Weg, der durch den schweigsam-beredten Gräbergarten hin in die auf die Alpen blickende Südwestecke des Friedhofs führte, bis gegen die Mauer, welche ihn vom umliegenden Weideland abgrenzte. Dort war das Ehrengrab ausgehoben worden; bedeckt mit weissen Rosen und Nelken lag der schwarze Sarg auf seinem Grund. Nebenan zog in dunstblauem Licht ein Pferdegespann den Pflug durch den Acker. An der ferneren Mauer hatten Heere von Journalisten acht. Leise klickten ihre Fotoapparate, surrten die Kameras von Fox Tönender Wochenschau. Der Reporter von Radio Beromünster machte sich Notizen für die Sondersendung vom Abend.

Am offenen Grab wurde noch einmal gebetet; etwas unsicher stimmten die Leidtragenden in die Andachtsworte ein. Als Pfarrer Schweingruber die Kondolation beendet hatte, griffen stämmige Gestalten in grüner Schürze zu ihren Schaufeln. Während das Erdreich den Sarg zuschüttete, wandte die Witwe sich mit den Ihren als erste ab. Damit fand die nach dem Willen des Verstorbenen stille, von einem noblen Geist getragene evangelisch-christliche Trauerfeier ihren Abschluss. Von den Umstehenden trat der eine und andere vor, um des Dichters irdischer Hülle von eigener Hand etwas Erde oder Blumen in die Tiefe nachzuwerfen, und, in Deutsch oder in sakralem Latein, für sich ihm nachzuwünschen (X, 549): «Friede deinem Staube [...]! Leben und Liebe dem, was du uns gabst.»

Flankiert und seit geraumer Zeit überschattet von Eibe und Föhre, liegt Thomas Manns Grab unauffällig in einer Reihe inmitten anderer, auf Anhieb ohne Hilfe kaum zu finden. Ganz nahe steht, seit 1956, der Gedenkstein von Ludwig Klages. Weiter weg, im alten Teil des Gottesackers, auf einem Ehrenplatz neben der Kirchenmauer – der Wunsch Thomas Manns, selbst auch dort bestattet zu werden, liess sich leider nicht erfüllen –, richtet sich schlank und hoch und einsam und glänzend der schwarze Stein von Conrad Ferdinand Meyer auf. Über alle aber, die nah und

ferner Ruhenden (es mussten im Laufe der Jahrzehnte mehrere Friedhofserweiterungen vorgenommen werden), blickt der bald tausendjährige Feldsteinturm der Kirche und segnet, die nachbarlich Zwiesprache halten in seiner Hut.

Die Grabstätte konnte nicht sogleich bepflanzt und gärtnerisch hergerichtet werden. Fürs erste brachte man provisorisch ein Schildchen an: «Dr. h. c. Thomas Paul Mann, 1875—1955». Im Dezember dann, noch vor Weihnachten, war sein Stein gesetzt; ein grauer Quader von Tessiner Granit, behauen, geglättet und graviert. Thomas Mann ersann sich keinen tiefen Vers als Grabspruch. Als rötliche Inschrift in klarer Kontur eingemeisselt wurden dem kubischen Block nur sein Name, darunter Geburts- und Todesjahr in römischen Ziffern.

Aus seinem Grab wurde eines der Familie. 1969 starb Erika Mann, auch sie im Zürcher Kantonsspital; 1977 Michael Mann. 1980 folgte, im Alter von fast siebenundneunzig Jahren, Katia Mann. Im Gegensatz zu C. F. Meyers Marmorobelisken, an dessen Fuss die Grabplatte der Gattin eingelassen ist, fand Katias Schrift unter der ihres Mannes auf *einem,* demselben Steine Platz. Die nachgestorbenen Kinder wurden hier wie dort auf kleinen liegenden Tafeln verewigt. So hielten und halten denn beiden Dichtern, wie bei Gottfried Keller die Mutter und Schwester, ihre Frauen und Töchter ewige Treue.

Die fernere Pflege des Grabes erwies sich als nicht ganz unpolitische Sache. Als die ersten Blumen aus Westdeutschland verwelkt waren, machte Katia den Fehler, darum zu bitten, sie durch solche aus Ostdeutschland zu ersetzen; es soll dies ihre Einbürgerung hinausgezögert haben. Zum 100. Geburtstag Thomas Manns gedachten, zwanzig Jahre später, beide deutschen Staaten sein Grab mit frischen Kränzen zu schmücken. Dafür, dass sie sich hierbei nicht ins Gehege kamen, sorgte ein klare und kluge Ordnung: am 5. Juni 1975 war die Bundesrepublik Deutschland an der Reihe, am Tag darauf die DDR; die Bundesrepublik somit als erste, die DDR dafür just am Geburtstag. – 1980 legten, aus Anlass des 25. Todestages, die Gemeinde Kilchberg und die Stadt München Kränze nieder; 1982, bei seinem Besuch der Schweiz, Bundespräsident Karl Carstens; zum 30. Todestag 1985 die Hansestadt Lübeck. Die seit 1955 in Verehrung oder als unbefangene Friedhoftouristen am Grabe Thomas Manns standen, sind ohne Zahl.

Zürcher Thomas Mann-Institutionen

Das Thomas Mann-Archiv

Dass Thomas Manns Nachlass «der genauesten Fürsorge wert» sei, darüber war kein Zweifel. Schon kurz nach dem Hinschied des Dichters sprach die Familie den Wunsch aus, alle Papiere und Dokumente seiner literarischen Produktion als unteilbares Gut der Nachwelt zu hinterlassen. Da der Verstorbene keine rechtliche Anordnung über seine Manuskripte und andere Arbeitsmaterialien getroffen hatte, war es den Erben freigestellt, selbst über deren Verbleib zu entscheiden. Gelegentlich aber hatte Thomas Mann den Wunsch geäussert, am liebsten sähe er seinen Nachlass in der Schweiz aufgehoben. Daran hielt sich die Erbengemeinschaft. Als Ausdruck der Dankbarkeit für die gewährte Gastfreundschaft und die Verleihung des Doktor honoris causa durch die ETH übergab sie der Schweiz am 11. Juni 1956 Thomas Manns literarischen Nachlass, persönliche Gedenkstücke sowie die Ausstattung seines letzten Schreibzimmers. Sie tat es in der Absicht, diesem Gut «in Zürich eine würdige und allen Interessenten offenstehende Heimstätte zu schaffen».[1]

Die ETH, deren Rektor Karl Schmid die Grosszügigkeit und die Bedeutung dieser (hauptsächlich von Richard Schweizer vermittelten[2]) Donation zu würdigen wusste, gründete in Zürich das *Thomas Mann-Archiv*. Laut Statut des Schweizerischen Schulrats vom 10. Februar 1962 hat es «der umfassenden Sammlung von Dokumenten seines Lebens und Schaffens, der Pflege seines Andenkens und der Erforschung von Leben und Werk des Dichters und ihrer Verflechtung mit seiner Zeit» zu dienen. Es soll eine «Arbeitsstätte», «namentlich für wissenschaftliche Arbeiten», sein.

Zunächst wurde der Nachlass provisorisch in der ETH-Bibliothek untergebracht. Im Februar 1961 richtete sich das Thomas Mann-Archiv, nunmehr ein unabhängiges Institut dieser Hochschule, im zweiten Stock des *Bodmer-Hauses* ein.[3] Mit diesem gleich neben der Universität gelegenen Haus, das seit 1912 dem Kanton Zürich gehört, fand sich eine Unterkunft, die passender und würdiger nicht sein könnte. Schon seit Jahrhunderten nämlich sind hier, an der heutigen Ecke Schönberg-/Doktor-Faust-Gasse, Kunst und Literatur zu Hause. Der «Obere Schönenberg», 1665 durch Zunftmeister Heidegger erbaut, war in der Zeit, als Zürich leuch-

tete, im achtzehnten Jahrhundert, der Mittelpunkt des literarischen Lebens. 1739 zog der 41jährige Dichter, Kritiker und Literaturtheoretiker Johann Jakob Bodmer ein und wohnte da bis zu seinem Tod von 1783. Eine Marmortafel über dem Eingang auf der Bergseite ruft die namhaftesten Besucher von Bodmers «förrener Hütte» in Erinnerung: Klopstock (1750), Wieland (den es sogar zwei Jahre, 1752-54, bei der «Gluckhenne für junge Talente» [Goethe] hielt), Ewald von Kleist (1752), den jungen Goethe. Seine Begegnung mit Bodmer vom Sommer 1775 und seinen Blick auf See und Berge hat Goethe, der auch 1779 (mit Herzog Karl August) nochmals vorsprach, im achtzehnten Buch von *Dichtung und Wahrheit* unvergleichlich geschildert; wer das Bodmer-Haus betritt, zu wissenschaftlichen Zwecken oder nicht, sollte die Stelle gelesen haben. Natürlich wurden auch die Zürcher Freunde, als da waren: Breitinger, Steinbrüchel, Hottinger, und seine Schüler Lavater, Pestalozzi und Füssli gastlich aufgenommen bei Bodmer. Nicht zufällig galt er nach allgemeinem Urteil als «Beschirmer strebender Talente und urväterlicher Pfleger alles Guten».

Im neunzehnten Jahrhundert war der «Obere Schönenberg» während einiger Jahrzehnte Wohnsitz des Historienmalers Ludwig Vogel (1788-1879); bei ihm fanden sich David Hess ein, der Verfasser von Salomon Landolts Biographie, Martin Usteri, der Autor des noch im *Krull* (VII, 269, 320) zu feinklingenden Ehren kommenden *Freut euch des Lebens*-, und nicht abgewiesen, sondern im Rahmen des Möglichen ermutigt von Vogel wurde schliesslich ein junger Maler, der später in anderer Sparte berühmt werden sollte: Gottfried Keller.

Das Thomas Mann-Archiv ist dem Publikum am Mittwoch- und am Samstagnachmittag gebührenfrei zugänglich. Sein Kernstück ist das Gedenkzimmer mit Schreibtisch und anderem Mobiliar, Bibliothek, Bildern und Kunstgegenständen aus Thomas Manns Kilchberger Arbeitszimmer. Auch wer sein Pietätsgefühl in gesunden Grenzen hält, wird in diesem Raum doch leicht von dem Gefühl erfasst, in die Welt und besondere Atmosphäre eines grossen Schriftstellers eingetreten zu sein. Im Ausstellungsraum befinden sich in vier Schaukästen Dokumente zu Leben und Werk. Das Lesezimmer versammelt Germanisten jedweder Provenienz. Dass die räumliche Nähe des Archivs zur Hochschule «auf alle Zeiten hinaus» im Schenkungsvertrag zur Auflage gemacht wurde, war, wie sich gezeigt hat, weise; das Archiv hat von der Nähe zur ETH wie zur Universität unmittelbar profitiert – und umgekehrt. Vielfältige Arbeitsmaterialien stehen der Forschung zur Verfügung. In feuerfesten Safes lagern Manuskripte, Tagebücher, Briefe und andere Handschriften mehr. Das Archiv hat den ihm übergebenen Nachlass nicht nur erschlossen, sondern nach Kräften ergänzt und Briefe, Schallplatten, Fotografien, Mikrofilme, Zeitungsartikel zu Tausenden gesammelt, seit einiger Zeit auch Videokassetten. Die Sekundärliteratur wird mit möglichster Vollständigkeit einmagaziniert.

Ursprünglich von Dr. Paul Scherrer, seit 1961 von Prof. Dr. Hans Wysling geleitet, hat das Archiv fruchtbarste Wirkung bewährt. Als «Entreebillet für die Mann-Forschung» (Eckhard Heftrich) hat es eine überaus anregende Wirkung auf die Beschäftigung mit seinem Werk auslösen können und geniesst weltweiten Ruf. Seit 1967 werden die *Thomas-Mann-Studien* herausgegeben – «vom ersten Band an das literarische Zentrum der Thomas-Mann-Forschung»[4]. Das Archiv hat wichtige Editionen erarbeitet, Quellenforschung betrieben und massgebende Interpretationen vorgelegt. 1975 bemühte es sich um die Feier von Thomas Manns hundertstem Geburtstag, unter anderem mit Veranstaltungen in der Wasserkirche und in Kilchberg und mit einer Ausstellung im Helmhaus.

Die Thomas Mann Gesellschaft

Am 12. August 1956, dem ersten Todestag, erfolgte die Gründung der *Thomas Mann Gesellschaft* in Zürich. Ins Gründungskomitee auftiehmen liessen sich u.a. Hermann Hesse und der Zürcher Stadtpräsident Emil Landolt; als Präsident fungierte Max Rychner. Die Gesellschaft machte und macht es sich zur Aufgabe, das Andenken an Thomas Mann und sein geistiges Erbe zu pflegen. Wie damals gilt weiterhin: «Jeder, dem das Lebenswerk des grossen Prosaisten in seinem Wert sich offenbart hat, ist zum Beitritt geziemend und freundlich eingeladen.» Seit 1958 erscheinen in unregelmässiger Folge die *Blätter* der Gesellschaft; 1989/90 wurde Nummer 23 ausgeliefert.

Anhang

Anmerkungen

BEZIEHUNGEN ZU ZÜRICH BIS 1933

Erste Berührungen

1 Vgl. zum Thema allgemein: Jean Rudolf von Salis, Thomas Mann und die Schweiz, Eine Gedenkrede auf den deutschen Dichter, in: Thomas Mann 1875-1975, Vorträge in München – Zürich – Lübeck, hrsg. v. Beatrice Bludau, Eckhard Heftrich, Helmut Koopmann, Frankfurt a.M.: Fischer 1977, 547-552; Thomas Sprecher, Das enge Nachbarländchen, Das Bild der Schweiz bei Thomas Mann, in: NZZ, Nr. 93, 22./23.4.1989, 68; Thomas Sprecher, Thomas Mann und die Schweiz, in: TM Hb, 78-93.
2 Notizblatt 570; aus Notizbuch 7, 122 (Noth II 91; TMS V 406).
3 Notizbuch 9, 63 (Noth II 184; TMS V 391); vgl. Notizblatt 571 (TMS V 407).
4 Noth I 302.
5 Ralph Bircher, Leben und Lebenswerk Bircher-Benner, Bahnbrecher der Ernährungslehre und Heilkunde, Bad Homburg: Bircher-Benner-Verlag 1959, 78f.
6 Notizblatt 250 (TMS V459); vgl. Notizbuch 12, 31; Notizblatt 587 und 598 (Noth II309; TMS V 394, 420, 473).
7 Alfred Kerr, Shaws Anfang und Ende, in: Neue Rundschau, Berlin, 21/1910, 115-125; vgl. 10.1.10 an Heinrich Mann.
8 10.9.13 an H. Bodmer. Vgl. Conrad Ulrich, Der Lesezirkel Hottingen, Zürich: Buchverlag Berichthaus 1981.
9 Brief Max Rychners vom 8.9.1954 an Thomas Mann (Bl. TMG 7, 1967, 23). Vgl. Max Rychner, Frühe Erfahrungen (1957), in: M. R., Bedachte und bezeugte Welt, Prosa, Gedichte, Aphorismen, Aufsätze, Darmstadt, Hamburg: Marion von Schröder 1962 [= Agora. Eine humanistische Schriftenreihe 16], 53-136, 101.
10 Brief Max Rychners vom 27.12.1952 an Thomas Mann (Bl. TMG 7, 1967, 21).
11 Eduard Korrodi, Gruss an Thomas Mann, in: NZZ, 6.6.1945.
12 E. Korrodi, Gruss an Thomas Mann, a.a.O.
13 Vgl. Klaus Dallibor, Anstoss des «Zauberbergs» – Fehldiagnose?, in: Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg, 16.4.1982; Christian Virchow, Geschichten um den «Zauberberg», Köln u. Berlin: Deutscher Ärzte-Verlag 1967; Christian Virchow, Wiedersehen mit dem «Zauberberg», in: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 67, Nr. 1, 3.1.1970, 61-65.
14 11.6.27 an J. Horovitz. Vgl. auch Tb 6.2.21: «Am 30. Jan. Reise von Luzern nach *Davos* [...] in das verschneite Hochgebirge hinauf und hinein. Traumhaft. Traumhaft dann der Aufenthalt in der lange vergeistigten Wirklichkeit. [...] Besuch bei Jessen. [...] Ganz Auge, – wie in all den Tagen. [...] Gestern schon Zbg-Verbesserungen an der Hand der gemachten Notizen.» – Sowie Noth II 332f.
15 Vgl. Andrea Prader, Nachruf auf Ernst Hanhart, in: Universität Zürich, Bericht über das akademische Jahr 1973/74, 89; Heinz Saueressig, Literatur und Medizin, Zu Thomas Manns Roman «Der Zauberberg», in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, H. 99/1974, 1780-1786.
16 Brief Hugo von Hofmannsthals vom 27.10.1920 an Carl J. Burckhardt (Briefwechsel, Frankfurt a.M.: Fischer 1956, 53).
17 Gerhart Hauptmann, Das Abenteuer meiner Jugend, Zweites Buch, Kap. 39.
18 Brief Ernst Hanharts vom 12.12.1921 an Thomas Mann (TMA). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Herrn Ernst M. Hanhart.

19 Kursivschrift = mit Tinte von Ernst Hanhart unterstrichen; Fett = mit rotem Farbstift von Thomas Mann unterstrichen.
20 Thomas Mann machte hier mit rotem Stift aus dem Punkt ein Ausrufezeichen.
21 *Leberecht Hühnchen* (1880) war der Titel einer populären Kleinbürger-Idylle von Heinrich Seidel (1842-1906). Wenn Hanhart sich mit dem gleichnamigen Held identifizierte, so geschah dies in etwas bitterlicher Selbstironie, gehörte doch Leberecht Hühnchen, wie gleich auf der ersten Seite bescheinigt wird, «zu den Bevorzugten, denen eine gütige Fee das beste Geschenk, die Kunst glücklich zu sein, auf die Wiege legte; er besass die Gabe, aus allen Blumen, selbst aus den giftigen, Honig zu saugen».
22 Die folgenden Ausführungen stützen sich teilweise auf Dietmar Grieser, Schauplätze der Weltliteratur, 20 Reisen an den Ort der Handlung, München, Wien: Langen Müller 1976, 13-28. Vgl. Georg Siegmund, Wie sich Davos geändert hat, in: Rheinischer Merkur, Koblenz, Jg. 19, Nr. 22, 26.5.1964, 21.
23 Sitzungsprotokoll des Kleinen Landrats vom 4.12.1934, 213f.; zit. nach Susanne Gisel-Pfankuch, «Die Pfeffermühle» in der Schweiz 1933 bis 1936 – zwischen Frontismus und geistiger Landesverteidigung, Lizentiatsarbeit am Historischen Seminar der Universität Basel 1987, 70.
24 Christian Jost, Der Einfluss des Fremdenverkehrs auf Wirtschaft und Bevölkerung in der Landschaft Davos, Forschungsinstitut für Fremdenverkehr an der Universität Bern, H. 12, Bern 1952, 44. – Heute zählt man rund 900 000 Hotelübemachtungen pro Jahr.
25 Vgl. Bl. TMG 7, 1967, 6.
26 Der Landbote, 20.1.1921.
27 Eduard Fueter, Jugenderinnerungen an Thomas Mann, in: Du, Jg. 16, September 1956.
28 Wissen und Leben, Zürich, Jg. 17, Bd. 26, H. 2, 20.10.1923, 77.
29 Max Rychner, Carl J. Burckhardt, Briefe 1926-1965, Frankfurt a.M.: Fischer 1970, 180.
30 In dem am 25.12.1923 erstpublizierten Aufsatz *Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik, wo* das Wort wiederum fällt, ist auch von den «Deutschen Österreichs» die Rede (XII, 628).
31 NZZ, 30.5.1926; Zürcher Post, 31.5.1926; Tageszeitung Zürich, 2.6.1926; Vaterland, Luzern, 2.6.1926.
32 Zürcher Post, 7.11.1928.
33 Interview in: Lübecker Volksbote, 5.12.1928; sowie in: L'Eveil des Peuples, Paris, 6.11.1932 (Hansen/Heine 141, 192).
34 Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken, Eine Jugend in Deutschland, Frankfurt a.M.: Fischer 1986, 359.

EXIL IN DER SCHWEIZ 1933-1938

Beginn des Exils

1 Vgl. Thomas Sprecher, Thomas Mann im Schweizer Exil 1933-1938, in: Bl. TMG 23, 1989-1990, 5-27, 44-46.
2 Klaus Mann, Der Wendepunkt, Ein Lebensbericht, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1984 [= rororo 5325], 286; vgl. Tb KM 10.3.33; Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, Frankfurt a.M.: Fischer 1974, 101; Tb 3.3.34.
3 Brief Erika Manns vom 11.9.1933 an Katia Mann (BuA 143).
4 Brief Erika Manns vom 18.4.1933 an Eva Hermann (BuA I 35).
5 Brief Erika Manns vom 4.6.1933 an Thomas Mann (BuA I 39).
6 BuAI43ff.

7 Vgl. Die Architektin Lux Guyer 1894-1955, Das Risiko, sich in der Mitte zu bewegen, hrsg. von der ETH Zürich, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, Wahlfachseminar Kunstgeschichte, Zürich 1983.

8 Das Haus wurde 1988 durch die heutigen Eigentümer und Bewohner Farn. Friedrich und Rosmarie von Buchwaldt innen sanft renoviert. Es steht nun, als ein Haus Lux Guyers, aber wohl auch etwas als jenes Thomas Manns, unter Denkmalschutz.

9 Klaus Mann, Kind dieser Zeit, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1989 [= rororo 4996], 104.

10 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 304f., vgl. 78.

11 Der SA-Mann, München, Jg. 4, Folge 33, 17.8.1935, 16.

12 Brief Heinrich Manns vom 30.3.1935 an Thomas Mann (Br HM 208).

13 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 288f.

14 Brief Erika Manns vom 11.9.1933 an Thomas Mann (BuA 144f.).

15 Klaus Mann, Zürich und Bern, in: Die Sammlung, 1 (1933-1934), 5.1.1934, 272-274; vgl. Klaus Mann, Zürichs Schauspielhaus, in: Die Neue Weltbühne, 33 (1937), 16, 15.4.1937, 491-495.

16 Tb KM 16.9.33 und 9.12.33; Klaus Mann, Der Wendepunkt, 315f.

17 Klaus Mann, Treffpunkt im Unendlichen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1989 [= rororo 4878], 125, 158.

18 Golo Mann, Erinnerungen an meinen Bruder Klaus, in: BuA 629-661, 641.

19 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 303.

20 Vgl. Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 110f.; Tb 21.9.35.

21 Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 111; Tb 22.10.36.

22 Klaus Mann, Kind dieser Zeit, 30; vgl. Klaus Mann, Der Wendepunkt, 25, 99, 172f.

2 3 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 303.

24 Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 40. Auch für G. Bermann Fischer war Katia Mann «ein schwieriges Kapitel» (Brief G. Bermann Fischers vom 24.4.1935 an Katia Mann [Br GBF 101]).

25 10.11.34 an E.F. Knuchel; vgl. 20.10.34 an die Redaktion der Basler Nachrichten.

26 Golo Mann, Erinnerungen an meinen Vater, in: Universitas, Jg. 25, H. 9, Sept. 1968,935-952, 947.

27 Vgl. Jürgen Kolbe, Heller Zauber, Thomas Mann in München 1894-1933, Berlin: Siedler 1987,414ff.; Paul Egon Hübinger, Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte, Drei Kapitel deutscher Vergangenheit aus dem Leben des Dichters 1905-1955, München, Wien: Oldenbourg 1974, 423.

28 Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken, 524; Tb 28.4.33.

29 9.9.35 an A. Kubin. Wörtlich darf dies allerdings nicht genommen werden. Im – fast gleichzeitigen – Brief vom 1.9.35 an H. Slochower sprach Thomas Mann von einem Verlust von «zwei Dritteln».

30 Brief René Schickeles vom 16.3.1935 an Annette Kolb; in: René Schickele, Tagebücher, Briefe, Werke in drei Bänden, hrsg. v. Hermann Kesten, Bd. 3, Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1959, 197f.

31 Vgl. Eckhard Heftrich, Der Homo oeconomicus im Werk von Thomas Mann, in: Der literarische Homo oeconomicus: vom Märchenhelden zum Manager, hrsg. v. Werner Wunderlich, Bern, Stuttgart: Haupt 1989, 161 f.; Klaus Schröter, Thomas Mann, in: Genie und Geld, Vom Auskommen deutscher Schriftsteller, hrsg. v. Karl Corino, Nördlingen: Franz Greno 1987, 411-423.

Thomas Mann in Küsnacht

1 Küsnachter Jahresblätter 1979, 20-38; 1984, 9-12; 1988, 3-12.

2 Vgl. Martin Neuenschwander, Küsnacht, die bevölkerungsreichste rechtsufrige Seegemeinde, in: Zürcher Chronik, Jg. 49, H. 4, Zürich 1981,158-161; Alfred Egli u.a., Küsnacht im 20. Jahrhundert, Küsnacht: Gemeinde 1989; Werner Sautter, Thomas Mann in Küsnacht 1933-1938, in: Küsnachter Jahresblätter 1975,27-34; RolfKieser, Erzwungene Symbiose, Thomas Mann, Robert Musil, Georg Kaiser und Bertolt Brecht im Schweizer Exil, Bern, Stuttgart: Haupt 1984, 50ff.
3 Küsnachter Jahresblätter 1982, 4.
4 Küsnachter Jahresblätter 1981, 80-83.
5 Hans Peter, Bei Thomas Mann in Küsnacht, Zum 60. Geburtstag des Dichters am 6. Juni, in: Der Landbote, Winterthur, Nr. 130, 6.6.1935.
6 H. Guggenbühl, Ein Hauch Thomas Mann, 80f.
7 Vgl. Anon. [Karotte], Dichterwäsche, in: Zürichsee-Zeitung, Nr. 174, 28.7.1988.
8 Protokoll der Polizeikommission, Küsnacht, 604, No. 16, 2.3.1934. Am 9.9.1935 wurde gegen Thomas Mann überdies wegen Übertretung von Polizeivorschriften – der genaue Grund ist nicht aktenkundig – eine Busse von Fr. 50.- ausgesprochen (Protokoll der Polizeikommission, Küsnacht, 727, No. 118).
9 Protokoll der Polizeikommission, Küsnacht, 670, No. 256, 26.9.1934.
10 Protokoll der Polizeikommission, Küsnacht, 726, No. 116, 9.9.1935.
11 Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 107.
12 Tb KM 31.10.34; vgl. Klaus Mann, Der Wendepunkt, 302ff, 390.
13 Viele Besucher haben ihre Eindrücke aufgezeichnet. Stellvertretend sei der hübsch fabulierende Bericht Hans Sahls über seine «Audienz» bei Thomas Mann genannt (H. S., Das Exil im Exil, Memoiren eines Moralisten II, Frankfurt a.M.: Luchterhand-Literaturverlag 1990 [= 63. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt], 43-45).
14 Umgekehrt hatte auch Katia Mann, was sie wohl wusste, ihrem Gatten viel zu verdanken. Im Übrigen lassen sich ihrer vielzitierten und -interpretierten Bemerkung: «ich habe in meinem Leben nie tun können, was ich hätte tun wollen» (Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 162) anders lautende gegenüberstellen, z.B.die – gleichfalls mündlich gemachte – Äusserung: «Ich habe nichts von meiner Persönlichkeit aufgeben müssen» (Züri-Leu, Zürich, Jg. 9, Nr. 39, 6.6.1975, 37).
15 Tb 22.9.35; 8.10.35 an G. Bermann Fischer; Gottfried Bermann Fischer, Bedroht – Bewahrt, Weg eines Verlegers, Frankfurt a.M.: Fischer 1967, 48.
16 Jean Rudolf von Salis, Notizen eines Müssiggängers, Zürich: Orell Füssli 1983, 45 If.
17 Vgl. Dieter Borchmeyer, Thomas Mann und der «Protest der Richard-Wagner-Stadt München» im Jahre 1933, Eine Dokumentation, in: Jahrbuch der Bayerischen Staatsoper, München: Bruckmann 1983, 51-103; J. Kolbe, Heller Zauber, 397ff; Hans Rudolf Vaget, Thomas Mann und Richard Strauss: Zeitgenossenschaft ohne Brüderlichkeit, in: TM Jb 3 (1990), 50-85, 65ff.
18 Heinrich Wiegand, Richard Wagner und Thomas Mann, in: Der Bund, Nr. 182, 20.4.1933, Abendausgabe.
19 NZZ, 21.4.1933.
20 Frankfurter Zeitung, Jg. 77, Nr. 483/484, 2.7.1933.
21 Willi Schuh, Kleine Chronik, Hans Pfitzner und das Münchner Manifest gegen Thomas Mann, in: NZZ, Nr. 1223, 5.7.1933.
22 NZZ, 31.12.1933.
23 Brief Stefan Zweigs vom 18.4.1933 an Thomas Mann (Bl. TMG 13, 1973, 13).
24 Willi Schuh, Thomas Mann über Wagner, in: NZZ, 17.1.1934.
25 Hans Mayer, «München leuchtete», in: J. Kolbe, Heller Zauber, 15. – Fest steht jedenfalls, dass die Neuinszenierung des *Rings* selbst nicht den erhofften Zuspruch fand.

26 Vgl. 18.11.33 an S. Fischer. – Die Analogie liesse sich noch weiter führen. Vgl. Joachim Kaiser, «Doktor Faustus», die Musik und das deutsche Schicksal, in: Thomas Mann und München, Fünf Vorträge, Frankfurt a. M: Fischer Taschenbuch Verlag 1989, 27f.
27 Golo Mann, Erinnerungen an meinen Vater, 948.
28 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Kap. 95 (geschrieben zwischen 1925 und 1930).
29 Erika Mann, Das letzte Jahr, Bericht über meinen Vater, Frankfurt a.M.: Fischer 1968, 33, 11.
30 Tb 1.1.53. Für die Bewilligung zum Abdruck von Zitaten aus noch unveröffentlichten Tagebüchern Thomas Manns bin ich Prof. Dr. Golo Mann zu besonderem Dank verpflichtet.
31 Vgl. Roman G. Schönauer, Das Auto zwischen Kriegswirtschaft und Konjunktur, Kleine Kulturgeschichte des Automobils, in: Turicum, Zürich, Jg. 16, Herbst 1985, 25-29.

Die «Pfeffermühle»

1 Bericht von Erika Mann, zit. nach: Jürg Kaufmann, Die «Pfeffermühle», Scharfe Worte, scharfe Schüsse, in: Femina, Zürich, 6.12.1963, 45. – Vgl. S. Gisel-Pfankuch, «Die Pfeffermühle», a.a.O.; Helga Keiser-Hayne, Beteiligt euch, es geht um eure Erde, Erika Mann und ihr politisches Kabarett die «Pfeffermühle» 1933-1937, München: edition Spangenberg 1990.
2 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 282.
3 Vgl. Werner Mittenzwei, Exil in der Schweiz, 2., erw. Aufl., Leipzig: Reclam 1981 [= Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945 2], 218.
4 W. Mittenzwei, Exil in der Schweiz, 219.
5 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 298.
6 Zit. nach: Therese Giehse, «Ich hab nichts zum Sagen», Gespräche mit Monika Sperr, München u.a.: Bertelsmann 1973, 57.
7 W. Mittenzwei, Exil in der Schweiz, 224.
8 Das durfte man damals noch. Auch Erika Mann parkierte dort ihren «Rumpel-Ford».
9 Schweizerisches Bundesarchiv; Akte E 2001 (C) 4B.46.A.12a. Abdruck von im Bundesarchiv lagernden Dokumenten mit dessen freundlicher Genehmigung vom 17.7.1990.
10 Schweizerisches Bundesarchiv, a.a.O.
11 Brief Erika Manns vom 27.8.1934 an Katia Mann (BuA I 55).
12 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 299.
13 Curt Riess, Sein oder Nichtsein, Der Roman eines Theaters, Zürich: Arche 1963,96; Curt Riess, Café Odeon, Zürich: Europa Verlag 1973, 207f.
14 Vgl. S. Gisel-Pfankuch, «Die Pfeffermühle», 130 Anm. 65.
15 S. Gisel-Pfankuch, «Die Pfeffermühle», 81, 130 Anm. 68. Das Regierungsratsprotokoll war ihr nicht zugänglich, wohl aber dessen Register, das freilich keinerlei einschlägigen Hinweis erbracht habe. Auch hätten Akten der Polizeidirektion zu keinem Ergebnis geführt.
16 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 358.

Thema Schweiz

1 9.9.35 an Herrn Palmer; vgl. 5.7.44 an P. Ucker.
2 XI, 438-447; vgl. rh., Thomas Mann: der Geist im Exil, in: Der Morgen, Wien, 15.6.1936 (Hansen/Heine 225f.). Diese Formulierungen kommen mit dem Vokabular des neu erweckten Pangermanismus und von frontistisch-völkischen Anlehnungsversuchen, die sich eine «arisch-germani-

sche Eidgenossenschaft» erträumten, in Berührung, ja fast zur Deckung. Vgl. Gerd H. Padel, Die politische Presse der deutschen Schweiz und der Aufstieg des Dritten Reiches 1933-1939, Diss. Zürich, Stäfa: Buchdr. Stäfa 1951, 152ff.

3 Hans Wysling, Thomas Manns Rede vor der Europa-Union in Basel, gehalten am 11. November 1934 im Grossen Festsaal der Mustermesse, in: B1.TMG20,1983-1984,5-13. Vgl. *Gruss an Prag;* XIII, 629.

4 1.8.37 an I. Herz. Eine Ausnahme bildet die Rede an der Feier zum 60. Geburtstag vom 26.5.1935 (XI, 447ff.).

5 Brief Erika Manns vom 4.6.1933 an Thomas Mann (BuA I 39).

6 Vgl. Hans Scherer, Verbindungsmann zu den Toten, Martin Flinkers deutsche Buchhandlung, Paris, in: Die Weltwoche, Nr. 44, 3.11.1988, 65.

7 NZZ, Nr. 1409, 17.8.1936.

8 XIII, 219. Dafür spricht der Fall Georg Kaisers, dem, als er 1938 in die Schweiz emigrierte, die Zürcher Fremdenpolizei anfänglich mit Respekt begegnet ist, der dann aber von 1942 an offenbar doch mit ihr Schwierigkeiten bekommen hat (vgl. Otto Boni, Schriftsteller-Exil Schweiz 1933-1945, in: Literatur geht nach Brot, Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes, hrsg. vom Schweizerischen Schriftsteller-Verband, Aarau, Frankfurt a.M., Salzburg: Sauerländer 1987, 121-149, 147f.). – Die Vermutung, dass der Fremdenpolizei auch Thomas Mann recht unbequem war, hat ein Bericht Ernst Lothars erhärtet (E. L., Das Wunder des Überlebens, Erinnerungen und Ergebnisse, Hamburg u.a.: Zsolnay 1960, 118). Während seines Transitaufenthaltes in der Schweiz kam Lothar bei einer Teegesellschaft im Hause seines Bruders mit einem ihm unbekannten Gast ins Gespräch. Man unterhielt sich auch über Thomas Mann, und Lothar meinte, «die Schweiz sollte sich seine Anwesenheit zur Ehre rechnen». Sein Gesprächspartner war anderer Ansicht. «‚Wir haben gar kein Interesse am Verbleib des Herrn Doktor Mann’, bemerkte er und wendete sich umgänglicheren Gesprächspartnern zu.» Erst später erfuhr Lothar, dass er mit Dr. Heinrich Rothmund, dem Chef der Fremdenpolizei in Bern, gesprochen hatte. – Nach Erscheinen des ersten Hefts von «Mass und Wert» protestierte der Deutsche Gesandte beim EPD. Dort wurde ihm bedeutet – wie er selbst in einem Bericht an das Auswärtige Amt schrieb –, man wolle zuerst die weiteren Nummern der Zeitschrift abwarten, «um darnach die Notwendigkeit stärkerer Massnahmen gegen den Verleger wie auch die Frage einer etwaigen Ausweisung Thomas Manns aus der Schweiz zu prüfen» (Brief Otto Köchers vom 24.8.1937 an das Auswärtige Amt; zit. nach: Peter Stahlberger, Der Zürcher Verleger Emil Oprecht und die deutsche politische Emigration 1933-1945, Zürich: Europa Verlag 1970, 261).

Freunde und Bekannte in Zürich

1 Elsie Attenhofer, Der Flug um die goldene Mücke, Erlebte Geschichten, Basel: Friedrich Reinhardt 1981, 68.

2 E. Attenhofer, Der Flug um die goldene Mücke, 71; Tb 25.9.51.

3 Rudolf Jakob Humm, Bei uns im Rabenhaus, Aus dem literarischen Zürich der Dreissigerjahre, Zürich, Stuttgart: Fretz & Wasmuth 1963,27. – Vgl. Bernard von Brentano, Du Land der Liebe, Bericht von Abschied und Heimkehr eines Deutschen, Tübingen und Stuttgart: Rainer Wunderlich 1952; HD, Gemeinsame Tage mit Thomas Mann, Der Wiesbadener Dichter Bernard von Brentano schlägt Seiten der Erinnerung auf, in: Wiesbadener Kurier, 20.8.1955; Hans Guggenbühl, Das lange Exil, Notizen zu Bernard von Brentanos Küsnachter Jahren, in: Küsnachter Jahresblätter 1984,45-48; Uwe Pralle, Rückkehr in die Geschichte?, Der deutsche Schriftsteller Bernard von Brentano, in: NZZ, Nr. 274, 24./25.11.1990, 66.

4 R. J. Humm, Bei uns im Rabenhaus, 27.
5 H. Guggenbühl, Das lange Exil, 47.
6 B. v. Brentano, Du Land der Liebe, 34.
7 Brief Klaus Manns vom 10.11.1939 an Golo Mann (BuA 401).
8 Vgl. O. Boni, Schriftsteller-Exil Schweiz 1933–1945, 135.
9 B. v. Brentano, Beilage zu einem Schreiben des Generalkonsulats in Zürich an das Auswärtige Amt vom 27.3.1941, Gesuch Brentanos von August 1940; zit. nach: P. Stahlberger, Emil Oprecht, 275, 367.
10 J. R. von Salis, Grenzüberschreitungen, Zweiter Teil, Zürich: 1978, 20ff.
11 R. J. Humm, Emigrantenschicksale, in: Die Weltwoche, 23.5.1973.
12 Zit. nach: J. R. von Salis, Grenzüberschreitungen, Zweiter Teil, 22. Vgl. Die Tat, Zürich, Jg. 12, Nr. 78, 20.3.1947: «Eduard Guggenbühl, Hotelier und Gemeindepräsident von Küsnacht, erklärte [als Zeuge vor Gericht] in kurzen Worten, nach der Heimkehr Brentanos von seiner 1943er Deutschlandreise habe der Gemeinderat auf Grund von Gerüchten und Mitteilungen angenommen, die ehemaligen Gründe zur Emigration des Klägers seien hinfällig geworden. Das führte zum Antrag an die Fremdenpolizei auf ‹Heimschaffung› der Familie und zu Erhebungen und Rekursen [. . .].» Dass Brentano *persona non grata* geworden war, geht auch aus dem Brief R. J. Humms vom 8. Januar 1946 an Thomas Mann hervor, in dem es heisst (TMA): «wir haben in der Schweiz nicht vergessen, wie wir 1940 geschwitzt haben, als jeden Augenblick Nazi-Bomben hereinregnen konnten, während Serenissimus mit dem Konsul des Nazireiches verkehrte».
13 Vgl. u. a. M.[anuel] G.[asser], B. v. Brentano als Antinazi, oder: Was zuviel ist, ist zuviel!, in: Die Weltwoche, Jg. 13, Nr. 618, 14.9.1945, 9; Die Tat, Zürich, Jg. 12, Nr. 76–86, 18.–28.3.1947; B. v. Brentano, Du Land der Liebe, 170 ff.; Curt Riess, Als Manuel Gasser Herrn von Brentano vorwarf, ein Nazi gewesen zu sein, erlitt er vor Gericht eine Schlappe, in: Die Weltwoche, Nr. 17, 27.4.1989, 73.
14 In seinem Leserbrief vom 14.12.1990 in der NZZ, der sich gegen einen Teil der Darstellung von Uwe Pralle (a. a. O.) richtet, behauptet Peter von Brentano, die Fakten, die der wie erwähnt erst 1970 publik gemachte Brief enthält, seien «im wesentlichen dem Gericht bekannt» gewesen. Immerhin bestritt B. v. Brentano vor Gericht «mit aller Energie», in den Jahren 1940–1943 «mit irgendwelchen Parteigrössen oder Regime-Beamten zusammengekommen zu sein oder seine ‹Rückkehr ins Reich› vorbereitet zu haben» (Die Tat, Jg. 12, Nr. 77, 19.3.1947, 6).
15 B. v. Brentano, Du Land der Liebe, 32.
16 B. v. Brentano, Du Land der Liebe, 172.
17 B. v. Brentano, Du Land der Liebe, 40.
18 Robert Faesi, Erlebnisse, Ergebnisse, Zürich: Atlantis 1963, 94.
19 Brief Robert Faesis vom 6.2.1943 an Thomas Mann (Br Fae 52).
20 Brief Robert Faesis vom 26.3.1948 an Thomas Mann (Br Fae 83).
21 Vgl. Bl. TMG 11, 1971, 10, 12.
22 Carl Helbling, Die Gestalt des Künstlers in der neueren Dichtung, Eine Studie über Thomas Mann, Bern: Seldwyla 1922.
23 R. J. Humm, Bei uns im Rabenhaus, 40. – Humm hat sich – unklar, wie ironisch – darüber entrüstet (R. J. Humm, Das literarische Zürich der dreissiger Jahre, in: Schaffhauser Nachrichten, 3.11.1982): «Die Wohnung eines senkrechten Schweizers ein Atelier zu nennen!»
24 R. J. Humm, Tarteifel, in: Unsere Meinung, Zürich, Jg. 1, Nr. 10, Dez. 1948, 1–3.
25 Vgl. Manfred Dierks, Thomas Mann und die Tiefenpsychologie, in: TM Hb 284–300, 295ff.; TMS II 259f.

26 Tb 4.9.34. Vgl. Ludwig Marcuse, Mein zwanzigstes Jahrhundert, München: Paul List 1960, 165-175.
27 IX, 488. Das *Tibetanische Totenbuch,* aus dessen Einleitung Jungs Thomas Mann in dem *Freud-Essay* zustimmend zitiert, steht heute im TMA. – Vgl. auch TMS II 155, 257ff.
28 18.2.41 und 7.9.41 an K. Kerényi. – Vgl. dazu TMS II 260.
29 Vgl. C. G. Jung, Nach der Katastrophe, in: C. G. J., Aufsätze zur Zeitgeschichte, Zürich: Rascher 1946.
30 Vgl. Werner Sautter, Zum 100. Geburtstag von C. G. Jung, in: Küsnachter Jahresblätter 1975, 9-14.
31 Zit. nach: Helen Münch-Küng, Der Literaturkritiker Eduard Korrodi (1885-1955), Bern u.a.: Lang 1989 [= Zürcher germanistische Studien 18], 35.
32 Vgl. 13.9.13 an E. Korrodi; 17.9.13 an H. v. Weber; H. Münch-Küng, Korrodi, 35; Peter de Mendelssohn, Der Zauberer, Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann, Erster Teil 1875-1918, Frankfurt a.M.: Fischer 1975, 944.
33 Brief Annette Kolbs vom 16.1.1935 an René Schickele (Annette Kolb, René Schickele, Briefe im Exil 1933-1940, Mainz: v. Hase & Koehler 1987, 182).
34 Brief Max Rychners vom 20.12.1952 an Carl J. Burckhardt (Briefwechsel, 145).
35 Max Frisch, Partei ergriffen, in: National-Zeitung, 11.9.1972.
36 Max Frisch, Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976, Bd. II. 2,7 7 3. In Albin Zollingers Roman *Bohnenblust* (1942) ist Korrodi «der gefürchtete Doktor, der Chef aller Dichter und Denker» (Werke, Bd. 3, Zürich: Artemis 1983, 247f.). Bei Robert Walser wird er zu «Tit. Korrodibus», «Korridor» und «Krokodilowkj», in seinen spät entzifferten Mikrogrammen zum Oxymoron «Krokodilödeli von der Neuen Höseli- oder Zürcher Zeitung» verballhornt (vgl. Werner Morlang, Krokodilowkj und Wasserglas, Eduard Korrodi im Spiegel von Robert Walsers Mikrographie, in: NZZ, Nr. 143, 23./24.6.1990, 67f.). – In Chariot Strassers *Geschmeiss um die «Blendlaterne»* figuriert Korrodi als «der hiesige Literaturmacher, Dr. Wankelung, von dem alles Wohl und Wehe unserer Stadt abhängt» (Europa Verlag 1933, 22f.).
37 Brief Erika Manns vom 29.1.1936 an Thomas Mann (BuA I 90).
38 H. Münch-Küng, Korrodi, 64.
39 Brief Eduard Korrodis vom 4.3.1936 an Alfred Kerr; zit. nach: H. Münch-Küng, Korrodi, 63.
40 Brief Eduard Korrodis vom 9.2.1936 an Hermann Hesse; in: Br H 280.
41 Traugott Vogel, Leben und Schreiben, Achtzig reiche magere Jahre, Zürich: Orell Füssli 1975, 64. Vgl. Gustav Huonker, Literaturszene Zürich, Menschen, Geschichten und Bilder 1914 bis 1945, Zürich: Unionsverlag 1985, 47f.
42 Brief Eduard Korrodis vom 27.12.1947 an Thomas Mann (TMA). Vgl. Tb 5.1.48; Tb 1946-48, 684.
43 R. Faesi, Erlebnisse, Ergebnisse, 145.
44 Vgl. P. Stahlberger, Emil Oprecht, a.a.O.
45 Vgl. Peter Kamber, Geschichte zweier Leben – Wladimir Rosenbaum und Aline Valangin, Zürich: Limmat-Verlag 1990.
46 Vgl. Lily Reiff-Sertorius, Aus meinem Leben, Erinnerungen ihrer Zeitgenossen, Roma 1976.
47 Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 104.
48 Br II 716 (Anm. 3 zum Brief vom 14.12.1946 an Elisabeth Mann-Borgese).
49 Erwin Parker, mein schauspielhaus, Erinnerungen an die Zürcher Theaterjahre 1933-1947, Zürich: Pendo 1983, 64.
50 Vgl. Hans Wysling, Briefwechsel Thomas Mann – Max Rychner, in: Bl. TMG 7, 1967,

6; Gerhard Schuster, Max Rychner und Zürich, zum Beispiel, Marbach, Neckar: Deutsche Schillergesellschaft 1987 [= Marbacher Magazin 41].
51 Walter Schmiele, Ein Hauch von Klassik, Max Rychner und die Literatur, in: Frankfurter Rundschau, 25.6.1966.
52 Brief Max Rychners vom 28.8.1931 an Carl J. Burckhardt (Briefwechsel, 37).
53 Vgl. Hermann Kurzke, O Herr Rychner, Sie mit Ihrer stabilen Mentalität, Anlässlich einer Ausstellung im Schiller-Nationalmuseum Marbach, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.3.1987.
54 Daher die Kritik Klaus Manns (Tb KM 28.12.34): «Feine Leute wie Rychner beschweren sich, wenn man das Abscheuliche abscheulich nennt. Das gilt für unfein und untief.»
55 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 239. Vgl. Charles Linsmayer, Leben und Werk Annemarie Schwarzenbachs, Ein tragisches Kapitel Schweizer Literaturgeschichte, in: Annemarie Schwarzenbach, Das glückliche Tal, Frauenfeld: Huber 1987,159-224; Roger Perret, «Ernst, Würde und Glück des Daseins», in: Annemarie Schwarzenbach, Lyrische Novelle, Basel: Lenos 1988, 99-146.
56 Vgl. Klaus Mann, Der Wendepunkt, 334.

Literarisches

1 Vgl. Charles Linsmayer, Die Krise der Demokratie als Krise ihrer Literatur, in: Erzählungen III, Zürich: Ex Libris 1983 [= Frühling der Gegenwart], 478.
2 Vgl. R. Kieser, Erzwungene Symbiose, 17f.
3 Was Thomas Manns Verhältnis zur Deutschschweizer Literaturgeschichte angeht, so beschränkt es sich im Wesentlichen auf drei Namen aus dem neunzehnten Jahrhundert: Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf. Mindestens von Meyer und Keller lässt sich sagen, dass sie ihm vertrauter waren als irgendein lebender Kollege. Vgl. Hans Wysling, Thomas Mann und Conrad Ferdinand Meyer, in: H.W., Thomas Mann heute, Sieben Vorträge, Bern und München: Francke 1976, 37-43, 114-115.
4 Paul Stauffer, Zwischen Hofmannsthal und Hitler, Carl J. Burckhardt, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 1991.
5 Im Gegensatz zu Erika (und Golo) Mann; vgl. Tb 10.6.46; Tb 1946-48, 375f.
6 Friedrich Dürrenmatt, Stoffe I-III, Zürich: Diogenes 1981, 327.
7 F. Dürrenmatt, Stoffe I-III, 313.
8 Ernst-Eduard Ulbrich,... oder wie man Dichter malt, M. F. und j'adore ce que [sic] me brûle im «Terrasse», Masch., 1947. Vgl. Tb 3.8.47.
9 Vgl. Max Frisch, Kleines Nachwort zu einer Ansprache von Thomas Mann (1947), in: Gesammelte Werke, Bd. II.l, 319-322; Rede an junge Lehrer (1957), in: Gesammelte Werke, Bd. IV.l, 209; Taschenbücher (1957), in: Gesammelte Werke, Bd. IV.l, 217.
10 Volker Hage, Max Frisch, Reinbek bei Hamburg 1983 [= rowohlts monographien], 107; Volker Hage, Max Frisch, ein Album, Wirkliche und imaginäre Bilder eines Schriftstellerlebens: zum Tod des grossen Schweizer Dichters, in: Die Zeit, Nr. 16, 12.4.1991, 53.
11 Hermann Hiltbrunner, Alles Gelingen ist Gnade, Tagebücher, Zürich, Stuttgart: Artemis 1958, u.a. 286f., 292, 715ff., 719f., 723 ff.
12 Vgl. Friedrich Witz, Ich wurde gelebt, Erinnerungen eines Verlegers, Frauenfeld: Huber 1969, 335.
13 Elias Canetti, Das Augenspiel, Lebensgeschichte 1931-1937, Bd. 3, München, Wien: Carl Hanser 1985, 186 f.
14 B. Guillemin, Gespräch mit Thomas Mann über den Zauberberg, in: Berliner Börsen-Courier, 30.10.1925 (Hansen/Heine 75).

15 E. Parker, mein schauspielhaus, 53.
16 J.R. von Salis, Grenzüberschreitungen, Zweiter Teil, 369.
17 Alfred Egli, Die Orts-, Flur- und Gewässernamen unserer Gemeinde (III), in: Küsnachter Jahresblätter 1981, 4,7.
18 Die Anekdote wurde dem Verf. mündlich von J. R. von Salis berichtet, dem sie Manuel Gasser überliefert habe.
19 Vgl. Franz Brahn, Goethe, der «Kunscht-Meyer» und Stäfa, in: Zürichsee-Zeitung, Stäfa, 28.8. 1970.
20 Vgl. DüD III 9f. und passim.
21 H. Guggenbühl, Ein Hauch Thomas Mann, 82f.
22 Die – geringfügig überarbeiteten – Abschnitte über Thomas Manns Vorlesungen in der Schweiz 1933-38 wurden schon abgedruckt in dem (ausführlicheren) Beitrag: Thomas Sprecher, Der Dichter spricht, in: Identität und Identitätskrise, Eine Festgabe für Hans Wysling, hrsg. v. Andrea Fischbacher-Bosshardt, Bern u.a.: Peter Lang 1991, 75-100.
23 NZZ, 20.9.1952.
24 J. W. v. Goethe, Dichtung und Wahrheit, Artemis-Gedenkausgabe, Bd. 10, Zürich 1948, 467.
2 5 Zürcher Post, 31.5.1926.
26 Gert Westphal, Thomas Mann, vortragend und vorgetragen, Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers, in: Der Tagesspiegel, Berlin, 6.6.1975.
27 Vgl. Golo Mann, Mein Vater Thomas Mann, Lübeck: Gustav Weiland Nachf. 1970, 26.
28 Brief Emanuel Stickelbergers vom 5.3.1934 an Thomas Mann (TMA).
29 Vgl. Klaus Mann, Der Wendepunkt, 77ff., 305f.; Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken, 60; Ida Herz, Erinnerungen an Thomas Mann, 1925-1955, in: German Life and Letters, Oxford, N.S. Vol. IX, No. 4, July 1956, 285.
30 Zofinger Tagblatt, 9.2.1934.
31 Das Volk, Olten, 9.2.1934.
32 Burgdorfer Tagblatt, 8.2.1934.
33 Zofinger Tagblatt, 9.2.1934.
34 H. Guggenbühl, Ein Hauch Thomas Mann, 81.
35 Schreiben des Deutschen Generalkonsulats Zürich vom 9.5.1935 an Auswärtiges Amt; zit. nach: P.E. Hübinger, Bonn, 465f., Dok. 85.
36 Der Landbote, 13.11.1935.

Zürcherisches

1 Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 158.
2 Tb KM 25.8.35; vgl. 16.6.37 an H. Hesse; Hans Wysling, Narzissmus und illusionäre Existenzform, Bern, München: Francke 1982 [= TMS V].
3 Otto Basler, Wiedersehen mit Thomas Mann, in: Sie und Er, Zürich, 30.5.1947 (Hansen/Heine 275).
4 R. J. Humm, Bei uns im Rabenhaus, 40.
5 Im Gespräch mit dem Verf. vom 11.5.1990.
6 B. v. Brentano, Du Land der Liebe, 35f.
7 Nach Katia Mann soll ihr Mann gesagt haben (Meine ungeschriebenen Memoiren, 49; vgl. G. Bermann Fischer, Bedroht – Bewahrt, 42): «Ach, da wollen wir vielleicht doch etwas andere Zeiten erwarten.»
8 Auskunft von Dr. Benno Zwicker am 5.2.1990.
9 Walter Baumann, Alphonse A. Niesper, Sechseläuten, Zürcher Sechseläuten – Fest des Frühlings, der Zünfte und der Jugend, Zürich: Orell Füssli 1976.

Abendunterhaltung

1 X, 921; vgl. C. Riess, Sein oder Nichtsein, a.a.O.; Hervé Dumont, Das Zürcher Schauspielhaus von 1921 bis 1938, Lausanne: Editions Publi 1975.
2 Zit. nach: Hervé Dumont, Der Direktor gab den Kassierinnen Gummiknüppel, Die legendäre Kriegs-Pfauenbühne: Ohne die politische Kompromisslosigkeit ihrer Vorläuferin hätte es sie nie gegeben, in: Die Weltwoche, Nr. 21, 26.5.1988, 62.
3 Tb 8.11.34; vgl. C. Riess, Sein oder Nichtsein, 120f.
4 Brief Ferdinand Riesers vom 30.1.1936 an Thomas Mann (TMA).
5 Vgl. Hans-Albert Walter, Deutsche Exilliteratur: 1933-1950, Bd. 2, Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis, Stuttgart: Metzler 1984, 174f.
6 Sigmund Widmer, Zürich, Eine Kulturgeschichte, Bd. 11: Krieg und Krise, Zürich, München: Artemis 1983, 87.
7 Ein Druck der Ansprache befindet sich im TMA.
8 J.R. von Salis, Notizen eines Müssiggängers, 445.
9 Vgl. Martin Hürlimann, Vom Stadttheater zum Opernhaus, Zürcher Theatergeschichten, Zürich, Stuttgart: Classen 1980; Hans Erismann, Das fing ja gut an . .., Geschichten und Geschichte des Opernhauses Zürich, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 1984; Marianne Zeiger-Vogt, Andreas Honegger (Hrsg.), Stadttheater – Opernhaus, Hundert Jahre Musiktheater in Zürich, 1891-1991, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 1991.
10 M. Hürlimann, Vom Stadttheater zum Opernhaus, 66.
11 Vgl. Christoph Eignens, Kathedralen des Films, Zürichs Stummfilmpaläste der 20er Jahre, in: Turicum, Sommer 1985, 53-55. 1923 erfolgte die Gründung des heute noch bestehenden Zürcher Lichtspieltheater-Verbandes. Das Zürcher Telefonbuch von 1938 nennt 26 «Kinematographen-Theater»; jenes von 1955 38.
12 Vgl. III, 440ff.; Tb 4. und 7. 3. 21; Ernest Prodolliet, Das Faszinosum «Bioskop», Zur Reminiszenz in Thomas Manns «Zauberberg», in: NZZ, 27.12.1985; TM Hb 619ff.
13 *Über den Film;* X, 898-901. Dies galt weniger für die Verfilmung seiner Geschichten; vgl. TM Hb 799ff.
14 Tb 20. 3. 37. Vgl. X, 899.
15 Zit. nach: Hans Curjel, Stichwort Corso – Was in den Dreissigerjahren möglich war, in: Du, Zürich, Juli 1968. Vgl. Hanspeter Manz, Als Revue Trumpf war, Streiflichter aus der grossen Zeit des ‚Corso-Theaters', in: Turicum, Jg. 4, Sept. 1973, 30-31; Walter Baumann, Zürcher Schlagzeilen, Zürich: Orell Füssli 1981, 8Iff.

Der sechzigste Geburtstag

1 Klaus Mann, Der Wendepunkt, 174.
2 Robert Faesi, Rede auf Thomas Mann, in: Neue Schweizer Rundschau, N.F. Jg. III, 1935, 86f.
3 Brief Fritz Fleiners vom 5.6.1935 an Thomas Mann (TMA).
4 Brief Meinrad Inglins vom 4.6.1935 an Thomas Mann (TMA).
5 BrFae33.
6 W. Mittenzwei, Exil in der Schweiz, 440.
7 Vgl. Hg. [Hanno Helbling], Thomas Mann und die literarische Emigration, Alte und neue Zeugnisse, in: NZZ, Nr. 239, 14./15.10.1978, 67; Hans Wysling, «... eine fast tötliche Bereitschaft», Thomas Manns Entscheidung von 1936 im Spiegel seines Briefwechsels mit Erika Mann, in: Schweizer Monatshefte, Jg. 63, H. 7/8, Juli/August 1983, 615-631; R. Kieser, Erzwungene Symbiose, 60ff.

1 Hans-Albert Walter, Leopold Schwarzschild und «Das Neue Tage-Buch», in: Walter Laqueur, George L. Mosse (Hrsg.), Linksintellektuelle zwischen den beiden Weltkriegen, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1967 [= Sammlung dialog 18], 149-166,149; vgl. Klaus Mann, Der Wendepunkt, 316f.
2 G. Bermann Fischer, Bedroht – Bewahrt, 102f.
3 Brief Erika Manns vom 19.1.1936 an Thomas Mann (BuA I 72ff.).
4 Brief Katia Manns vom 21.1.1936 an Erika Mann (BuA I 75ff.).
5 Brief Erika Manns vom 23.1.1936 an Katia Mann (BuA I 78ff.).
6 Apol., Bei Thomas Mann in Zürich, Das Ende des Bruderzwistes, in: Der Grenzbote, Bratislava, 5.9.1935.
7 Schwarzschilds *Antwort an Thomas Mann* findet sich im «Neuen Tage-Buch» vom 25.1.1936.
8 Brief Heinrich Manns vom 6.2.1936 an Thomas Mann (Br HM 226).
9 Br H 278ff. Hesse hat Korrodi mit einer unmissverständlichen Abfuhr beschieden (Brief Hermann Hesses vom 12.2.1936 an Eduard Korrodi [Br H 280ff.]; vgl. Brief Hermann Hesses vom 13.2.1936 an Thomas Mann [Br H 101f.]; 16.2.36 an H. Hesse).
10 Brief Erika Manns vom 26.1.36 an Thomas Mann (BuA I 86ff.).
11 Brief Erika Manns vom 29.1.36 an Thomas Mann (BuA I 89f.).
12 Vgl. XIII, 92-95; 19.10.33 anE. Frisch; Tb 21.10.33; 19.11.33 anE. Bertram; Tb 5.7.34. Mit Vorsicht aufzunehmen und gehörig zu relativieren ist deshalb, wenn Thomas Mann von einem «Impromptu» (19.2.36 an R. Schickele) und «Husarenstreich» (21.2.36 an P. Amann) spricht und vorbringt, seine Worte seien «eine reine Temperamentsäusserung, unvorbedacht, kaum gewollt» gewesen.
13 Brief Hans Sahls vom 4.2.1936 an Thomas Mann (TMA). Vgl. Brief Ernst Weiss' vom 4.2.1936 an Thomas Mann (Bl. TMG 15, 1975, 8f.; Br Au 496f.); Brief Alfred Neumanns vom 8.2.1936 an Thomas Mann (Br Neu 35f.); Brief Fritz von Unruhs vom 14.2.1936 an Thomas Mann (Br Au 444f.); Brief Arnold Zweigs vom 28.2.1936 an Thomas Mann (Bl. TMG 15, 1975, 9f.).
14 Brief R.J. Humms vom 3.2.1936 an Thomas Mann (TMA).
15 Brief Walter Leschs vom 4.2.1936 an Thomas Mann (TMA).
16 Brief von Schauspielern des Schauspielhauses Zürich vom 5.2.1936 an Thomas Mann (TMA).
17 Brief Erika Manns vom 11.2.1936 an Katia Mann (BuA I 9lf.).
18 Brief Klaus Manns vom 5.2.1936 an Thomas Mann (BuA 248).
19 Brief Hermann Hesses vom 5.2.1936 an Thomas Mann (Br H 97f.); vgl. Brief Hermann Hesses vom 15.2.1936 an Viktor Wittkowski (Br H 98); Tb 7.3.36.
20 Brief Klaus Manns vom 5.2.1936 an Thomas Mann (BuA 248).
21 Eduard Korrodi, Vom deutschen Literaturschicksal; in: NZZ, 8.2.1936. Auch Leopold Schwarzschild stand nicht davon ab, nochmals eine Attacke zu reiten (L. Schwarzschild, Literatur, in: Das Neue Tage-Buch, 15.2.1936).
22 Brief Emil Staigers vom 12.2.1936 an Thomas Mann (TMA); teilweise abgedruckt in: R. Kieser, Erzwungene Symbiose, 77.
23 Vgl. NZZ, Nr. 137, 16./17.6.1990, 69f.
24 An dem «Gedankenaustausch mit einem Herrn, der Schweizer ist wie Sie, aber kein Schweizer wie Sie» (21.2.36 an O. Basler), liess Thomas Mann Otto Basler teilnehmen. Basler machte ihn darauf aufmerksam, dass Staiger sich schon im vergangenen Juni über Thomas Mann geäussert hatte, in einem Radiovortrag, den dieser seinerzeit «nicht gerade gescheit» (Tb 5.6.35) gefunden hatte. Thomas Mann schrieb zurück (26.2.36): «Das hatte ich nicht gewusst ‚oder nicht bedacht‘,

dass es sich um den subalternen Geburtstagsredner handelt, den ich damals nicht zu Ende angehört habe. Darum auch! Hätte ich mich besser erinnert, ich hätte ihm gar nicht geantwortet.»

25 Schreiben des Stellvertretenden Chefs der Preussischen Geheimen Staatspolizei, Heydrich, vom 25.3.1936 an das Reichs- und Preussische Ministerium des Innern; zit. nach: P.E. Hübinger, Bonn, 506, 508, Dok. 147.

«Mass und Wert»

1 Tb 23.2.36; Tb 22.12.36. Vgl. Hans-Albert Walter, Deutsche Exilliteratur: 1933-1950, Bd. 4, Exilpresse, Stuttgart: Metzler 1978, 503-539, 793-798; P. Stahlberger, Emil Oprecht, 243ff.; W. Mittenzwei, Exil in der Schweiz, 19Iff.; Hans Bender, Das Mass verehren, den Wert verteidigen, Thomas Mann und seine Zeitschrift «Mass und Wert», in:

• Die Weltwoche, Nr. 1649, 18.6.1965.

2 Vgl. Golo Mann, Gedenkblatt für Ferdinand Lion, in: NZZ, 14.12.1969; R.J. Humm, Bei uns im Rabenhaus, 28ff.

3 Ferdinand Lion, «Mass und Wert», in: Akzente, Zeitschrift für Dichtung, Februar 1963 [Sonderheft 10 Jahre Akzente], 37.

4 P. Stahlberger, Emil Oprecht, 250f. – «T. M.'s Zeitschrift» (7.5.37 an E. Ludwig) nannte man «Mass und Wert», noch bevor ihr erstes Heft erschienen war.

5 Zum Beispiel an Brentano (vgl. Tb 20.1.37). Hingegen hatte er nicht an René Schickele und nicht an Klaus Mann gedacht, welche, beide redaktionserfahren, den Posten für sich erhofft hatten und über die Nichtberücksichtigung entsprechend enttäuscht waren (vgl. TMS X 18; 5.2.37 an R. Schickele; Tb KM 25.2.37, 5. und 31.3.37, 18.8.37).

6 F. Lion, «Mass und Wert», 38.

7 12.7.39 an F. Lion. Vgl. François Bondy, Golo Mann in «Mass und Wert», Zum 80. Geburtstag des Schriftstellers, in: Schweizer Monatshefte, Jg. 69, H. 3, März 1989, 213-218.

8 Zit. nach: O. Boni, Schriftsteller-Exil Schweiz 1933-1945, 141f.

9 P. Stahlberger, Emil Oprecht, 111.

10 Vgl. Briefe Emil Oprechts vom 31.10. und 13.11.1939 an Adolf Guggenbühl (Verlagsarchiv).

AMERIKA

Annäherung an die Vereinigten Staaten

1 Brief Erika Manns vom 24.10.1936 an Katia Mann (BuA I 98, 101).

2 Brief Klaus Manns vom 1.6.1938 an Katia Mann (BuA 354f.).

3 In diesem Sinn brachte Eduard Korrodi am 23.7.1938 in der NZZ eine Notiz *Thomas Mann und Amerika.* Vgl. Tb 23.7.38.

4 Tb 1937-39, 884-886.

5 Annette Kolb, Glückliche Reise, Stockholm: Bermann Fischer 1940, 140, 142; vgl. Annette Kolb, Tagebuchnotizen, 15. und 16.5.1939; in: Klaus Schröter (Hrsg.), Thomas Mann im Urteil seiner Zeit, Dokumente 1891-1955, Hamburg: Christian Wegner 1969, 314.

Die Schweiz in Amerika

1 Tb 1940-43, 1034f.

2 B.v. Brentano, Du Land der Liebe, 142.

3 Tb 4., 5., 10.6.42; 12.6.42 an N. M. Butler; 16.6.42 an A. E. Meyer.
4 Tb 1944-46, 719f.
5 Adolf Keller, Thomas Mann, ein amerikanischer Europäer, in: NZZ, 7.4.1946.
6 Brief Paul Uckers, Swiss Journal Company, San Francisco, vom 28.6.1944 an Thomas Mann (TMA); 5.7.44 an P. Ucker.
7 Richard Schweizer, Zürich als Stätte des Thomas Mann-Archivs, in: Bl. TMG 3, 1962, 19.
8 In: Bl. TMG 11, 1971,27.
9 Br Fae 40-46; vgl. Tb 12.6.40.
10 BrH153.
11 Brief R. J. Humms vom 23.7.1945 an Thomas Mann (TMA).
12 Schweizer Annalen, Jg. 2 (1945), No. 9/10, 481-492.
13 Vgl. Curt Riess, Die abenteuerliche Geschichte der «Weltwoche», in: Die Weltwoche, Nr. 10-19, 9, 16, 23., 30.3.1989, 6, 13, 20, 27.4.1989, 4, 11.5.1989.
14 Brief Karl Loewensteins vom 4.6.1945 an Thomas Mann (Bl. TMG 19, 1982, 15).
15 Brief der Polizeiabteilung vom 16.10.1942 an die Schweizerische Bundesanwaltschaft; Radio-Abhörbericht Nr. 5917 vom 6. Oktober 1942 (Bundesarchiv, Dossier C.8.244).
16 Brief R. J. Humms vom 8.4.1942 an Thomas Mann (TMA). Ein gleiches berichtete Robert Faesi im Brief vom 6.2.1943 (Br Fae 52). Vgl. W. Mittenzwei, Exil in der Schweiz, 224, Foto 15; Lee van Dowski, Persönliche Erinnerungen an Thomas Mann und Hermann Hesse, Darmstadt: J.G. Bläschke 1970, 11.
17 Brief Ernst Nobs' vom 4.6.1949 an Thomas Mann (TMA). Auch in Nobs' Brief vom 26.12.1951 (TMA) heisst es als Nachbemerkung: «Ihre Kriegsvorträge waren mir die höchste, freudigste Ermutigung.»
18 VI, 239. Dass der Erzähler hier für den Autor redet, zeigt die fast wörtliche Übernahme dieses Passus in den Essay *Deutschland und die Deutschen* von 1945; auch dort war eine Reise «aus dem Reich über den Bodensee in die Schweiz [...] eine Fahrt aus dem Provinziellen in die Welt» (XI, 1129).
19 Vgl. Rudolf Schoch, Hundert Jahre Tonhalle Zürich, Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Tonhalle-Gesellschaft Zürich, Zürich: Atlantis 1968, 171 ff, 232.
20 Brief Max Rychners vom 5.11.1947 an Ida Herz (TMA).
21 Max Rychner, Thomas Mann: «Doktor Faustus», in: Die Tat, Zürich, Jg. 12, Nr. 286, 18.10. 1947, 1.
22 Brief Max Rychners vom 4.11.1947 an Thomas Mann (Bl. TMG 7, 1967, 15).
23 Brief Robert Faesis vom 26.3.1948 an Thomas Mann (Br Fae 82).
24 Emil Staiger, Thomas Manns «Doktor Faustus», in: Neue Schweizer Rundschau, Zürich, N.F. Jg. 15, H. 7, Nov. 1947, 423-430.

Die Europareisen nach Kriegsende

1 Vgl. Brief Robert Faesis vom 17.9.1945 an Thomas Mann (Br Fae 54): «Diese Funktion: Ihr Schaffen zu rühmen, würde ich nach diesem Jahrzehnt noch kräftiger, gründlicher, herzhafter ausüben [. ..].»
2 Brief Robert Faesis vom 23.2.1947 an Thomas Mann (Br Fae 73).
3 Transkribiert von einer im TMA befindlichen Tonaufhahme; vgl. Tb 1946-48, 898f, Tb 1949-50, 324.
4 Vgl. X, 367-371; Tb 1946-48, 896ff; Max Frisch, Kleines Nachwort zu einer Ansprache von Thomas Mann, a.a.O.
5 Eduard Korrodi, Thomas Mann als Vorleser, in: NZZ, 10.6.1947.

6 Arnold Bauer, Wandlung eines Dichters, in: Neue Zeitung, München, 21.6.1949 (Hansen/ Heine 297).
7 Das Gefühl mancher Schweizer, dass «wir in unserer Unversehrtheit uns unbehaglich fühlen», hat später R.J. Humm Thomas Mann bestätigt (Brief R.J. Humms vom 19.5.1948 an Thomas Mann [TMA]). Aus diesem Grunde hat Humm sich erstaunlicherweise eine Autobiographie Thomas Manns gewünscht: er sähe «gern den Deutschen das Bild einer unversehrten Zeit vorgestellt [...], das ihnen begreiflich macht, nicht Ruinen seien das Richtige und Normale, und ihnen eine Sehnsucht gibt».
8 22.7.47 an D. Larese; vgl. Dino Larese, Kleine Reise mit Thomas Mann, in: D. L., Begegnungen, St. Gallen: Tschudy 1949, 41-46; Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 42, 19.2.1988, 10.
9 Eduard Korrodi, Thomas Mann über Goethe und die Demokratie, in: NZZ, 7.6.1949.
10 Vgl. Harry Schraemli, Der empfängliche Gast, in: Der Schweizer Gastronom, Luzern, Sept. 1975.
11 Vgl. Georges Motschan, Thomas Mann – von nahem erlebt, Nettetal: Verlag der Buchhandlung Matussek 1988.
12 G. Motschan, ThomasMann, 65. Vgl. 15.7.49anA.Moeschinger;Tb 19.,20.und22.7.49.
13 Alle Reden dieser Feier transkribiert von einer im TMA befindlichen Tonaufnahme.
14 J. R. von Salis, Grenzüberschreitungen, Zweiter Teil, 367f.
15 Tb 25.6.50 ff.; vgl. 30.6.50 an A. u. K. Neumann; James Northcode-Bade, «Noch einmal also dies»: Zur Bedeutung von Thomas Manns «letzter Liebe» im Spätwerk, in: TM Jb 3 (1990), 139-148.
16 NZZ, 26.9.51.

Abkehr von Amerika

1 Vgl. Klaus H. Pringsheim, Thomas Mann in Amerika, in: Neue Deutsche Hefte, Jg. 13 (1966), Nr. 109, H. 1, 20-46; Mary Cox Kitay, Thomas Manns zwiespältiges Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika, Diss. Brüssel 1972/73; Hans Rudolf Vaget, Schlechtes Wetter, gutes Klima: Thomas Mann in Amerika, in: TM Hb 68-77.
2 Hans-Geert Falkenberg, Gespräch mit Thomas Mann, in: Göttinger Universitäts-Zeitung, 24.10.1947 (Hansen/Heine 285).
3 Heinrich Mann, Ein Zeitalter wird besichtigt, Erinnerungen, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1988, 241.
4 Vgl. Tb 12.5.44. Auch Erika und Klaus Mann soll einmal entgegengeschleudert worden sein (Klaus Mann, Der Wendepunkt, 429): «‚That damned Nazi talk! Stop it! Shut up! Or speak English!'»
5 Tb 19.1.54. Senator Joseph R. McCarthy wurde – allerdings erst – 195 3 Vorsitzender des Senate Permanent Investigations Subcommittee, eines Unterausschusses des damaligen Senate Government Operations Committee. Als Vorsitzender dieses Unterausschusses unternahm er seine berüchtigten «Untersuchungen».
6 H. K., Thomas Manns Haus in München, in: Die Weltwoche, Jg. 15, Nr. 735,12.12.1947, 31. In einem Brief vom 16.5.1945 hatte schon Klaus Mann eindrücklich genug über das verbombte Haus, seine Verwendung während der Nazi-Zeit, seine augenblickliche Bewohnerin berichtet (Klaus Mann, Der Wendepunkt, 483-488).
7 Vgl. Abkommen zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und den Vereinigten Staaten von Amerika zur Vermeidung der Doppelbesteuerung auf dem Gebiete der Steuern vom Einkommen (SR 0.672.933.61), insbesondere Artikel X.
8 Werner Mittenzwei, Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtseln, Bd. II, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, 224.

9 Tb 12.12.51. – Auch in Nobs' Brief vom 26.12.1951 an Thomas Mann (TMA) heisst es: «Alle Schweizer, die Ihre Werke und Ihre Verdienste um die letzte politische Entwicklung in der Welt kennen, rechnen es unserem Lande zur hohen Ehre an, dass Sie in die Schweiz kommen, um hier sesshaft zu werden.»
10 Brief Ernst Nobs' vom 26.12.1951 an Thomas Mann (TMA).

NIEDERLASSUNG IN DER SCHWEIZ 1952-1955

Erlenbach

1 Tagebuch-Eintrag Armin Kessers vom 28.10.1952; zit. nach: NZZ, Nr. 265, 14/15.11.1981,69.
2 Das unterste Geschoss trägt immer noch die Adresse Glämischstrasse; die beiden oberen liegen heute an der Rütistrasse 3.
3 Brief Max Rychners vom 17.11.1952 an Thomas Mann (Bl. TMG 7, 1967, 21).
4 Alle in diesem Zusammenhang erwähnten oder zitierten Dokumente liegen im Bundesarchiv, Dossier C.8.244.
5 Tb 15.1.53. Der Architekt, zuvor als «sympathisch-entgegenkommend» (Tb 29.10.52) beschrieben, mutierte mm zum «Lügner» und «Schwindler».
6 Brief Max Rychners vom 17.11.1952 an Thomas Mann (Bl. TMG 7, 1967, 20).
7 In Karl Kuprecht, Walter Imhof, Erlenbach, Geschichte einer Zürichseegemeinde, Erlenbach: Gemeinderat 1981, 397, wird Thomas Mann mit drei trockenen Sätzen erwähnt. Ungefähr achtmal mehr an Raum wird auf der gleichen Seite dem Dorfjpoeten Rudolf Aeberli zugestanden.
8 Henning Sinding-Larsen, Thomas Mann arbeitet an einem grossen Memoirenwerk, in: Svenska Dagbladet, Stockholm, 4.8.1953 (Hansen/Heine 371).
9 München: Ellermann 1985, 50.
10 Vgl. Jean Rudolf von Salis, Thomas Mann und die französische Literatur, in: Basler Nachrichten, 20.2.1926; J. R. von Salis, Grenzüberschreitungen, Erster Teil Zürich: 1975, 482f.; Zweiter Teil, 362ff.; J. R. von Salis, Notizen eines Müssiggängers, 458.
11 Du, Zürich, H. 3, März 1989, 65. Die Einschränkung mündlich im Gespräch vom 13.4.1990. – Vgl. Brief J. R. von Salis' vom 14.8.1955 an Katia Mann (TMA).
12 Brief Karl Schmids vom 9.11.1950 an Thomas Mann; zit. nach: Elsie Attenhofer, Réserve du Patron, Im Gespräch mit K., Stäfa: Rothenhäusler 1989, 184.
13 12.12.48 an Theodor Voigt. Vgl. Hans Wysling, Schwierigkeiten mit Thomas Mann, in: H. W., Thomas Mann heute, Sieben Vorträge, Bern und München: Francke 1976,94-111, 126ff.; Eckhard Heftrich, Der gehasste Kollege, Deutsche Schriftsteller über Thomas Mann, in: TMS VII, 351-369.
14 Brief Hermann Hesses vom 13.12.1948 an Thomas Mann (Br H 208f.); vgl. Bernd Rüthers, Der ungerechte Zorn des Dichters, Literaturgeschichte contra Persönlichkeitsschutz?, in: NZZ, Nr. 223, 26./27.9.1987, 25.
15 Walter Muschg, Tragische Literaturgeschichte, Bern: Francke 1948, 254-256.
16 Erwin Jaeckle, Zeugnisse zur Freitagsrunde, Zürich: Hans Rohr 1984, 60.
17 Domino, Zürich, Nr. 1, Nov. 1953, 14-15.
18 F. St., «Pro und kontra Thomas Mann». Eine Fotokopie des Artikels, dessen Erscheinungsort und -zeit nicht eruiert werden konnten, liegt im TMA. Vgl. Tb 8.3.49; 14.3.49 an L. Mazzucchetti; Neue Bündner Zeitung, Jg. 73, Nr. 56, 8.3.1949, 1. Der Schweizerische Beobachter 0g. XXIII, Nr. 8, 30.4.1949, 286f.) merkte an: «Eine Zürcher Gesellschaft für Literatur hat nach einem Bericht der ‚Neuen Bündner Zeitung' einen Vortrags- und Diskussionsabend veranstaltet.

Das war zweifellos ihr gutes Recht. Nun zeigte es sich aber, dass diese Ankündigung verlogen war, denn es handelt sich um eine ganz eindeutige Kundgebung *gegen* Thomas Mann. Als fade Entschuldigung diente, es habe sich eben in Zürich kein positiv eingestellter Referent gefunden! [...] Wenn man noch erfährt, dass an dieser famosen Veranstaltung antijüdische Schimpfereien nicht fehlten, so ist man im Bild über ihren Sinn und Geist. Dass in Zürich wenige Jahre nach der Katastrophe des Dritten Reiches, Lausbuben im Ton der ‚Erneuerer' wieder über alles, was ihnen missfällt, ihre schnoddrigen Bemerkungen machen, mahnt zum Aufsehen.»

19 Georg Gerster, Thomas Mann an der Arbeit, in: Die Weltwoche, 3.12.1954 (Hansen/Heine 391).

20 V. 95Iff.; vgl. Volkmar Hansen, Thomas Mann, Stuttgart: Metzler 1984 [= Sammlung Metzler; M 211: Abt. D, Literaturgeschichte], 103.

Kilchberg

1 Nach dem Wegzug der Familie Mann kaufte ein Bankier die Liegenschaft an der Glärnischstrasse und vermietete sie, um ihn immer in der Nähe zu haben, an seinen Prokuristen. Das spielte aber nicht, und der Bankier schrieb das Haus bald zum Verkauf aus. Es wurde erworben von seinem heutigen Besitzer, Dr. Hans Hess-Kuhn, zuvor weiter unten in Erlenbach ansässig. Der Jurist hat, wie er den Verf. am 20.1.1990 wissen liess, mit Thomas Mann nie direkt zu tun gehabt; man sage ihm aber nach, dass er, seit er in dem Haus wohne, besser schreibe.

2 Nachdem er das Haus mehrere Jahrzehnte bewohnt hatte, fand es Golo Mann dann an der Zeit, seinen eigenen Namen hinzusetzen.

3 Vgl. J. Kolbe, Heller Zauber, 422f.

4 Vgl. Br III 6.

5 Tb 20.7.55; vgl. J. Kolbe, Heller Zauber, 423f.

6 Gespräch mit Dr. Bruno Herzer vom 31.1.1990; vgl. Tb 10.3.54.

7 Gespräch mit lie. iur. Pierre Düby vom 12.8.1990.

8 Brief Max Rychners vom 23.2.1955 an Thomas Mann (Bl. TMG 7, 1967, 27).

9 XII, 219, 387, 394; III, 225, 553ff.; vgl. 3.1.18 an Heinrich Mann.

10 Vgl. Richard Schweizer, Heinrich Marti, ein Schweizer Vorfahre von Thomas Mann, in: NZZ, Nr. 1153,5.6.1949; Viktor Mann, Wir waren fünf, Bildnis der Familie Mann, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1976,1 lf.; KurtLubinski, Thomas Manns Schweizer Ahnen, in: Amerikanische Schweizer Zeitung, New York, 7.11.1951; P. de Mendelssohn, Der Zauberer, 2Iff.

11 Tb 31.7.40. Schon Richard Schweizer hat den hübschen Zufall bemerkt, dass Frido(lin) gleich heisst wie der Schutzpatron des Landes Glarus.

12 Konrad Schulthess, Schweizer Vorfahren von Thomas Mann, in: Genealogie, Jg. 22, Bd. 11, H. 6, Juni 1973,553-556,553.

13 Die – geringfügig überarbeiteten – Abschnitte über Thomas Manns Vorlesungen in der Schweiz 1952-55 wurden schon abgedruckt in dem (ausführlicheren) Beitrag: Thomas Sprecher, Der Dichter spricht, in: Identität und Identitätskrise, Eine Festgabe für Hans Wysling, hrsg. v. Andrea Fischbacher-Bosshardt, Bern u.a.: Peter Lang 1991, 75-100.

14 Werner Weber, Erstbegegnung mit der «Betrogenen», in: Programmheft «Die Betrogene», gespielt und gelesen von Christiane Hörbiger», Zürich 1990.

15 NZZ, 1.12.1954.

16 Erika Mann, Das letzte Jahr, 13.

17 Vgl. Erika Mann, Das letzte Jahr, 26f.; Kaspar Freuler, Thomas Mann am Vortragstisch, in: Glarner Nachrichten, Nr. 74,29.3.1955, 3f.; A. M. F.[rey], Spiegelbild eines Dichters, in: Frank-

furter Rundschau, 30.3.1955; W. F., Thomas Mann feiert Tschechow, in: Der Bund, Bern, 1.4.1955.

18 Es war also zutreffend und keineswegs übertrieben, wenn Thomas Mann schrieb (29.4.55 an K. Fiedler): «Gerade jetzt aber ist der Zudrang zu jeder öffentlichen Vorlesung, zu der ich mich etwa überreden lasse, derart, dass ich auf dem Podium kaum Platz finde [...].»

19 NZZ, 6.6.1955.

20 Erika Mann, Das letzte Jahr, 50f. Vgl. Bundespräsident Petitpierre über Thomas Mann, in: NZZ, 9.6.1955.

21 Vgl. E. Attenhofer, Réserve du Patron, 188.

22 E. Mann, Das letzte Jahr, 54f.

23 E. Mann, Das letzte Jahr, 50.

Tod in Zürich

1 Thomas Mann, Ton- und Filmaufnahmen, Ein Verzeichnis, zusammengestellt und bearbeitet von Ernst Loewy, hrsg. vom Deutschen Rundfunkarchiv, Frankfurt a.M.: Fischer 1974, 123.

2 Die nachfolgende Darstellung stützt sich, soweit nicht im Einzelnen angegeben, z. T. unter wörtlicher Übernahme, auf zeitgenössische Presseberichte und daneben v. a. auf: Erika Mann, Das letzte Jahr, a.a.O.; Brief Erika Manns vom 22.8.1955 an K. Rosenberg und I. Demburg (BuA II 41ff); Brief Katia Manns vom 26.8.1955 an Ida Herz (TMA); Katia Mann, Meine ungeschriebenen Memoiren, 159; Heinz Saueressig, Ereilt es mich noch vor dem Geburtstag?, in: Rheinischer Merkur, 12.6.1987. Vgl. auch Gustav Hillard, Die Zürcher Gedenkstätten für Thomas Mann, in: Neue Deutsche Hefte, H. 65, Dez. 1959, 839-841.

3 Erika Mann, Das letzte Jahr, 79.

4 Martin Flinker, Dernière Visite à Thomas Mann, in: Thomas Mann, cahier dirigé par Frédérick Tristan, Paris: Editions de l'Heme 1973, 275.

5 Alfred Einstein, Mozart, Frankfurt a.M.: Fischer 1953,272; vgl. Bl.TMG 16,1977-1978, 11.

6 J. R. von Salis, Notizen eines Müssiggängers, 279.

7 Auf die Bestattung in der Mannschen Familiengruft auf dem alten Friedhof in Lübeck hatte er noch vor dem Krieg verzichtet (vgl. 3. und 15.12.37 an Siegmund Mann).

8 Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken, 62.

Zürcher Thomas Mann-Institutionen

1 Da die ETH über keine eigene Rechtspersönlichkeit verfügte, beschloss der Bundesrat am 27. Juli 1956, auf Antrag des Eidg. Departements des Innern, den durch den Schweizerischen Schulrat unterzeichneten Schenkungsvertrag als in seinem Auftrag abgeschlossen zu betrachten und in diesem Sinne zu genehmigen. – Vgl. Bl. TMG 3,1962,12; Hans Wysling, Leben und Werk erforschen, Das Thomas Mann-Archiv der ETH in Zürich, in: NZZ, Jg. 196, Nr. 123, 31.5./1.6. 1975, 59; Hans Wysling, 25 Jahre Arbeit im Thomas-Mann-Archiv, in: Internationales Thomas-Mann-Kolloquium 1986 in Lübeck, Bern und München: Francke 1987 [= TMS VII], 370-380; Ein Rundgang im alten Hochschulquartier, hrsg. vom Protektorat Lehre und Forschung der Universität, Stäfa: Buchdruckerei Stäfa 1988, 39-40.

2 Vgl. Richard Schweizer, Zürich als Stätte des Thomas Mann-Archivs, a.a.O.

3 Die Eröffnungsfeier fand am 25.2.1961 im Auditorium maximum der ETH statt. Vgl. Bl.TMG 3, 1962, lOff.

4 TM Hb 960.

Siglenverzeichnis

I-XIII, Seite	Thomas Mann, Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Frankfurt a.M.: Fischer 1974.
Bl. TMG	Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Br I-III	Thomas Mann, Briefe, hrsg. v. Erika Mann, Bd. I-III, Frankfurt a.M.: Fischer 196 Iff.
Br Au	Thomas Mann, Briefwechsel mit Autoren, hrsg. v. Hans Wysling, Frankfurt a.M.: Fischer 1988.
Br Fae	Thomas Mann – Robert Faesi, Briefwechsel, hrsg. v. Robert Faesi, Zürich 1962.
Br GBF	Thomas Mann, Briefwechsel mit seinem Verleger Gottfried Bermann Fischer, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, Frankfurt a.M.: Fischer 1973.
BrH	Hermann Hesse – Thomas Mann, Briefwechsel, hrsg. v. Anni Carlssohn, erweitert v. Volker Michels, Frankfurt a.M.: Fischer 1975.
BrHM	Thomas Mann, Heinrich Mann, Briefwechsel 1900-1949, hrsg. v. Hans Wysling, Erweiterte Neuausgabe, Frankfurt a.M.: Fischer 1984.
Br Neu	Thomas Mann, Alfred Neumann, Briefwechsel, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1977.
BuAI-II	Erika Mann, Briefe und Antworten, hrsg. v. Anna Zanco-Prestel, 2 Bde., München: edition Spangenberg im Ellermann Verlag 1984/85.
BuA	Klaus Mann, Briefe und Antworten 1922-1949, hrsg. v. Martin Gregor-Dellin, München: edition Spangenberg im Ellermann Verlag 1987.
DüD I-III	Dichter über ihre Dichtungen, Bd. 14/I-III: Thomas Mann, hrsg. v. Hans Wysling unter Mitwirkung v. Marianne Fischer, München, Frankfurt a.M.: Heimeran 1975ff.
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich
Hansen/Heine	Volkmar Hansen, Gert Heine (Hrsg.), Frage und Antwort, Interviews mit Thomas Mann 1909-1955, Hamburg: Albrecht Knaus 1983.
Noth I II	Thomas Mann, Notizbücher, 2 Bde., hrsg. v. Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Frankfurt a.M.: Fischer 1991/92.
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
Tb, Datum	Thomas Mann, Tagebücher, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, ab 1986 v. Inge Jens, Frankfurt a.M.: Fischer 1977ff.
Tb KM, Datum	Klaus Mann, Tagebücher 1931-4-9, hrsg. v. Joachim Heimannsberg, Peter Laemmle, Wilfried F. Schoeller, München: edition Spangenberg im Ellermann Verlag 1987-91.
TMA	Thomas Mann-Archiv Zürich
TM Hb	Thomas-Mann-Handbuch, hrsg. v. Helmut Koopmann, Stuttgart: Kröner 1990.
TM Jb	
TMS	Thomas Mann Jahrbuch Thomas-Mann-Studien

Weitere Hilfsmittel (Auswahl)

Bürgin, Hans, Hans-Otto Mayer, Thomas Mann, Eine Chronik seines Lebens, Frankfurt a.M.: Fischer 1965/1974.

Bürgin, Hans, Das Werk Thomas Manns, Eine Bibliographie unter Mitarbeit von Walter A. Reichart und Erich Neumann, Frankfurt a.M.: Fischer 1959.

Bürgin, Hans, Hans-Otto Mayer (Hrsg.), Die Briefe Thomas Manns, Regesten und Register, Unter Mitwirkung des Thomas Mann-Archivs der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, 5 Bde., Frankfurt a.M.: Fischer 1976-87.

Jonas, Klaus W., Die Thomas Mann-Literatur, Bd. I, Bibliographie der Kritik 1896-1955, Berlin: Erich Schmidt 1972. Bd. II, 1956-1975, Berlin: Erich Schmidt 1979.

Matter, Harry, Die Literatur über Thomas Mann, Eine Bibliographie 1898-1969,2 Bde., Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1972.

Schröter, Klaus (Hrsg.), Thomas Mann im Urteil seiner Zeit, Dokumente 1891-1955, Hamburg: Christian Wegner 1969.

Die darüber hinaus benutzte Sekundärliteratur wird jeweils in den Anmerkungen aufgeführt.

Dank

Für mündliche und briefliche Auskünfte sowie für anderweitige bereitwillige Unterstützung habe ich herzlich zu danken:

Amerikanisches Generalkonsulat, Zürich; Auswärtiges Amt, Bonn; Hotel Baur au Lac, Zürich; Frau Cornelia Bernini, Uster; Privatklinik Bircher-Benner, Zürich; Frau Heidi Birrer, Küsnacht; Prof. Dr. Helmut Brinker, Zürich; Farn. Friedrich und Rosmarie von Buchwaldt, Küsnacht; Bundesamt für Polizeiwesen, Bern; Bündner Zeitung, Chur; Dolder Grand Hotel, Zürich; Frau Erika Düby, Zürich; Pierre Düby, Adliswil; Prof. Dr. Jakob Egli, Küsnacht; PD Dr. André-Ferdinand Essellier, Zürich; Fein-Kaller & Co AG, Zürich; Frau Maria Feuz, Witikon; Gemeindeverwaltung Erlenbach; Gemeindeverwaltung Kilchberg; Gemeindeverwaltung Küsnacht; Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, Zürich; Prof. Dr. Hans Guggenbühl (f), Meilen; Dr. Paul Gysi, Erlenbach; Dr. Bruno Herzer, Kilchberg; Fam. Dr. Hans und Silvia Hess-Kuhn, Erlenbach; Dr. Erwin Jaeckle, Zürich; Kantonsbibliothek Graubünden, Chur; Frau Ruth Kunz-Bircher, Zürich; Karl Kuprecht, Erlenbach; Dr. Emil Landolt, alt Stadtpräsident, Zürich; Frau Dr. Dagmar Liechti-von Brasch, Zürich; Frau Margreth Lobeck, Zürich; Frau Prof. Elisabeth Mann Borgese, Kanada; Prof. Dr. Golo Mann, Kilchberg; Frau Anita Naef, München; Frau Emmie Oprecht (t), Zürich; Frau Rosmarie Peter-Guggenbühl, Küsnacht; Dr. Werner Pfister, Zürich; PKZ Burger-Kehl & Co AG, Zürich; Dr. Heinrich Rumpel, Zürich; Prof. Dr. Jean Rudolf von Salis, Zürich; Frau Yvonne Schmidlin, Zürich; Dr. Hans Schnider, Küsnacht; Schweizerisches Bundesarchiv, Bern; Schweizerischer Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verband, Zürich; Stadtarchiv Zürich; J.A. Stargardt, Marburg; Urs Studer, Küsnacht; Thomas Mann-Archiv Zürich; Truns Tuch- und Kleiderfabrik AG, Trun; Hotel Waldhaus Dolder, Zürich; Frau Ursula Wartenweiler, Küsnacht; Prof. Dr. Werner Weber, Zürich; Dr. John G. Wittmann, Zürich; Fam. Prof. Dr. Hans und Claire Wysling, Uetikon/S.; Zentralbibliothek, Zürich; Zürichsee-Zeitung, Stäfa; Dr. Benno Zwicker, Zürich.

Für weitere Hinweise, Anregungen und konstruktive Kritik danke ich im Voraus.

Zürich, 6. Juli 1992 *Thomas Sprecher*

Namen- und Ortsregister

Beiläufig erwähnte Namen von Zeitschriften, Anstalten, Vereinigungen, Behörden usw. – insbesondere jene ohne engeren lokalen Bezug – sind in der Regel nicht berücksichtigt. Gleich gehalten wird es mit den Verfassern von Arbeiten über Thomas Mann und anderer Schriften. Die Titel erscheinen teilweise in Kurzform. Die römischen Ziffern verweisen auf den Bildteil.